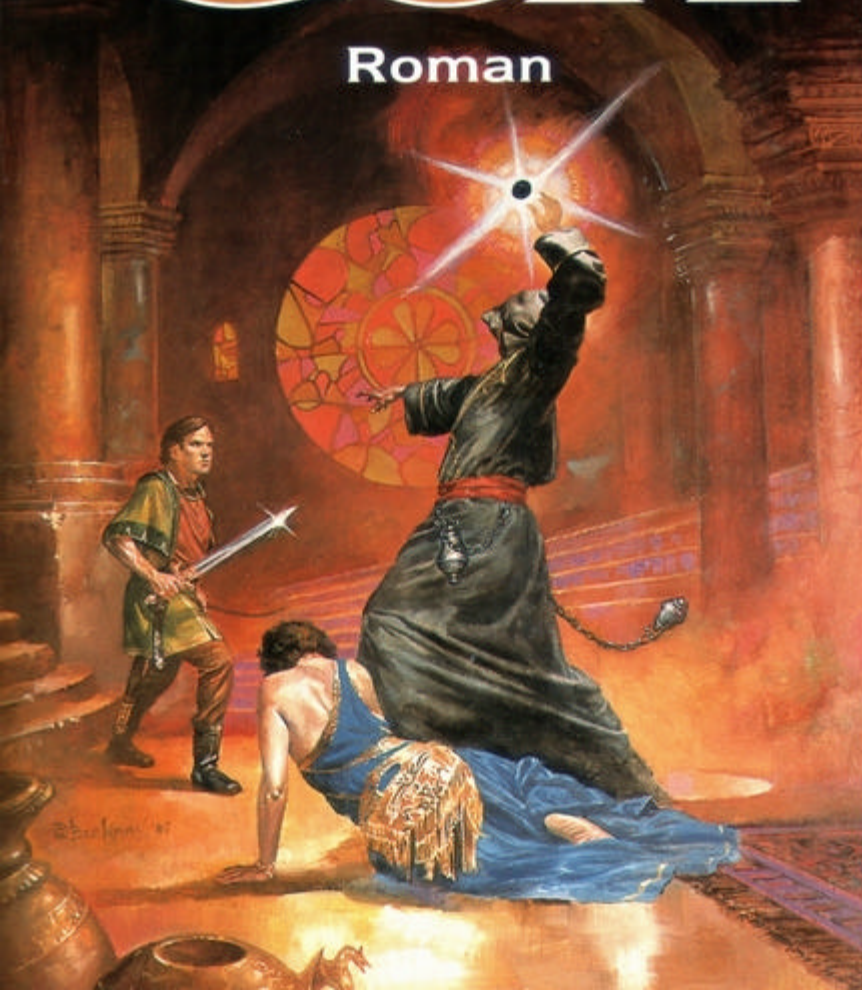


HEYNE  
BÜCHER

JOHN NORMAN

Die Verräter von Gor

Roman



Von der Neuausgabe des GOR-Zyklus  
des Autors John Norman erschienen in der Reihe  
HEYNE SCIENCE FICTION & FANTASY:

*Gor – die Gegenerde* • 06/3355

*Der Geächtete von Gor* • 06/3379

*Die Priesterkönige von Gor* • 06/3391

*Die Marodeure von Gor* • 06/3521

*In Sklavenketten auf Gor* • 06/3612 (in Vorb.)

*Die Spieler von Gor* • 06/5125

*Die Söldner von Gor* • 06/5427

*Die Verräter von Gor* • 06/5658

Weitere Bände in Vorbereitung

JOHN NORMAN

# Die Verräter von Gor

*Ein Roman aus dem GOR-ZYKLUS*

Deutsche Erstausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

HEYNE SCIENCE FICTION & FANTASY Band 06/5658

Titel der Originalausgabe  
RENEGADES OF GOR  
Übersetzung aus dem Amerikanischen  
von Andreas Decker  
Das Umschlagbild malte Doug Beekman  
Die Karten auf den Seiten 6/7 und 8/9 zeichnete  
Erhard Ringer

*Umwelthinweis:*  
Dieses Buch wurde auf  
chlor- und säurefreiem Papier gedruckt.

Redaktion: F. Stanya  
Copyright © 1986 by John Norman  
Erstausgabe bei DAW Books, Inc. New York  
Copyright © 1997 der deutschen Ausgabe und der Übersetzung  
by Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München  
Printed in Germany 1997  
scanned by romuluz ~ corrected by F451  
Umschlaggestaltung: Atelier Ingrid Schütz, München  
Technische Betreuung: M. Spinola  
Satz: Schaber Satz- und Datentechnik, Wels  
Druck und Bindung: Ebner Ulm  
ISBN 3453-11953-3



Ein Blitz spaltete den Himmel und riß den strömenden Regen, die Wagen und die zahllosen Reisenden auf der Straße aus der Dunkelheit. Zu meiner Linken, etwa einen halben Pasang voraus, erhob sich das Felsplateau mit der Herberge *Zum Krummen Tarn*.

»Kein ganzer Pasang mehr, und wir sind da«, sagte ein Mann.

»Sie werden keine freien Schlafplätze mehr haben«, bemerkte ein anderer.

Der erste Sprecher schnaubte verächtlich. »Und selbst wenn es so wäre, könntest du ihn dir sowieso nicht leisten.«

»Wir schlagen das Lager auf der wind geschützten Seite auf«, meldete sich ein dritter Mann zu Wort. »Die Tiere können wir im Straßengraben tränken.«

»Da stehen bestimmt schon andere Wagen im Kreis zusammen.«

Reisegruppen stellen ihre Wagen meistens im Kreis auf; man fährt die Enden aneinander, richtet die Deichseln nach innen, schließt die Lücken des provisorischen Schutzwalls, so weit es möglich ist, kettet die Vorderachse an die Hinterachse des nächsten Wagens und schlägt das Lager in dem so entstandenen Kreis auf – mitsamt den Zugtieren und dem zumeist mitgeführten Vieh. Das Ganze nennt sich Wagenburg. Der Kreis bietet mehr Platz als jede andere geometrische Form, darum ist ein solches Lager so groß, wie es die Anzahl der Wagen erlaubt. Da jeder Punkt der Kreislinie normalerweise von der Mitte aus zu sehen und auch gleich weit davon entfernt ist, erleichtert dies die Verteidigung. Zum Beispiel kann man die Reserve schnell und angemessen zum Einsatz bringen. Bemerkenswerter-

weise sucht man diese Art von Lager bei den Wagenvölkern des Südens wie den Tuchuk vergeblich, was an der riesigen Anzahl ihrer Wagen liegt. Dort kann man fast schon von Wagenstädten sprechen. Die weniger großen Wagenvölker des Nordens wie die Alar benutzen allerdings ebenfalls die Wagenburg, vor allem dann, wenn die Stämme auf dem Marsch getrennt werden; allerdings ist ihr Kreis oftmals sehr groß und hat eine Breite von vier oder fünf Wagen.

Erneut zuckte ein Blitz vom Himmel, gefolgt von einem ohrenbetäubenden Donner.

Auf dem Plateau, auf dem die Herberge stand, zerrte der Wind an einem mit einer Kette befestigten regennassen großen Holzschild. Es besaß die Form eines mißgestalteten Tarns, dessen verkrümmter Hals an einen Geier erinnerte und dessen rechtes Bein mit den ausgestreckten, zupackenden Krallen viel länger als das linke war. Goreanische Herbergen werden oft von solchen Schildern angekündigt, da viele Goreaner – vor allem die Mitglieder unterer Kasten – nicht lesen können.

Dann wurde die Welt erneut in Dunkelheit getaucht, und alles beschränkte sich auf den strömenden Regen und das Quietschen der Wagen.

Ich hatte mir den Umhang über den Kopf gezogen. Der Wagen, neben dem ich ging, fuhr links von mir auf der linken Straßenseite, unterwegs in nördlicher Richtung auf der Vosk-Straße. Zumindest trug sie in jenen Breitengraden diesen Namen; im Süden nannte man sie Viktel Aria. Der Umhang fiel mir vom Kopf über die Schultern und reichte mir deswegen nur bis zur Taille. Ich hatte die Riemen der Schwertscheide gekürzt und so festgezurrert, daß der Schwertgriff unter dem Umhang über die linke Schulter ragte. Ich hielt mich an dem Wagen fest. So konnte ich es eher vermeiden, in der Dunkelheit und dem strömenden kalten Regen zu stolpern. Mit der rechten Hand hielt ich den Umhang um

den Hals gerafft. Mein Bündel befand sich in dem Wagen.

In dem auf der rechten Seite nach Süden reisenden Verkehr erschollen plötzlich Flüche und das Protestgebrüll eines Tharlarions. Rufe ertönten. Holz knarrte, gefolgt vom Quietschen eines vorgeschobenen lederüberzogenen Bremsschuhs, der gegen den Eisenbeschlag eines Rades drückte. Jemand rief: »Spring!« Etwas Schweres rutschte, einen Augenblick später kippte ein Wagen krachend um und landete im Schlamm. Das Tharlarion, das vermutlich von den Füßen gerissen worden war, stemmte sich gegen sein Geschirr.

Ich holte mein Bündel vom Wagen, tastete umher, bis ich den nächsten in südlicher Richtung fahrenden Wagen berührte, umrundete ihn und begab mich zum Straßenrand. Ein Tharlarion trabte an mir vorbei. Ich streckte die Hand aus und berührte seine nassen Schuppen. Der nächste Blitz beleuchtete den Straßengraben. Der Wagen lag auf der Seite, die festgezurrte Ladung drückte gegen die Segeltuchplane, die sie bedeckte und an Ort und Stelle hielt. Das Tharlarion lag ebenfalls auf der Seite; in sein Geschirr verstrickt, trat es in die Luft, während es den langen Hals verrenkte.

Ein Mann drängte sich an mir vorbei, unter dem Umhang hielt er eine aufgeklappte, abgedunkelte Laterne. Regen strömte die Krempe seines Filzhutes hinunter. Zwei Männer folgten ihm. Sie rutschten die Seite des Straßengrabens hinunter.

»Die Achse ist gebrochen«, sagte der Hutträger zu dem Kutscher, der ebenfalls in Begleitung war. Ich blieb am Straßenrand stehen und tastete mit dem Fuß umher. Ein paar Steine fehlten. Vermutlich war das Rad dort von der Straße abgekommen. Bei dem dichten Verkehr und dem Sturm hatten sich offenbar die Begrenzungssteine gelockert. Der Wagen war dann wahrscheinlich in den Straßengraben gerutscht und hatte das Zugtier mitgezogen. Ich blieb für einen Augenblick dort stehen. Ich fand es merk-

würdig, daß drei Männer, von denen einer eine Laterne trug, so schnell am Unfallort gewesen waren.

»Nehmt euch in acht!« rief der Kutscher den Fremden zu, die nun neben dem Wagen standen. »Ich befördere in diesem Wagen einen Heimstein.«

Die drei sahen sich an, dann wichen sie zurück. Sie hätten es nicht gewagt, sich mit jemandem anzulegen, der einen Heimstein transportierte, selbst wenn sie ihm drei zu zwei überlegen waren.

Es war so, wie ich gedacht hatte. Es waren Straßenräuber. Vermutlich hatte man die Bordsteine absichtlich gelockert.

»Ihr da«, rief ich in die Tiefe, »hebt eure Laterne!«

Sie sahen nach oben. Ich schlug den Umhang zurück, damit sie meine rote Tunika sehen konnten.

»Bleibt stehen!« befahl ich.

Sie gehorchten. Ich hätte einen von ihnen verfolgen können. Keiner von ihnen hatte Lust, dieses Risiko einzugehen.

Ich rutschte die Böschung hinunter.

Das Bündel warf ich zu Boden.

Ich nahm dem Kerl mit dem breitkrepigen Filzhut die Laterne ab und reichte sie dem Begleiter des Kutschers. Das Schwert zog ich nicht. Es war nicht nötig.

»Schirr das Tharlaron ab«, verlangte ich von dem Kutscher. »Sieh zu, daß es wieder auf die Füße kommt.«

Er begab sich zur Vorderseite des Wagens.

Ich packte den Anführer der Räuber. »Ihr habt in der Nähe einen Wagen«, sagte ich. »Ihr beiden holt ihn.«

»Er steht nicht auf der Straße.«

Ein Stoß beförderte den Anführer kopfüber in den Schlamm; ich stemmte ihm einen Fuß in den Rücken.

»Holt den Wagen!« befahl er.

Seine Komplizen eilten los.

»Glaubst du, sie kommen zurück?« fragte ich ihn.

Er schwieg.



Ich verlagerte den Fuß in seinen Nacken und drückte sein Gesicht in das schlammige Wasser. Er kam wieder hoch, schnappte nach Luft. »Ja!« stieß er hervor. »Ja!«

Er hatte recht. Seine beiden Kumpane kamen ein paar Ehn später zurück, mit dem Wagen. Wie ich erwartet hatte, stand er in der Nähe.

»Ladet euren Wagen aus«, befahl ich ihnen. »Und dann ladet ihr die Fracht um.«

Sie gehorchten. Wie ich es mir gedacht hatte, setzte sich die Ladung ihres Wagens aus allem möglichen Plunder zusammen, den sie den Flüchtlingen gestohlen hatten, die aus der Umgebung von Ar-Station am Vosk kamen und auf der Viktel Aria nach Süden unterwegs waren.

Der Kutscher kam mit seinem ausgeschirrten Tharlaron heran und machte es neben der anderen Zugechse fest. Es kannte seine Stimme und würde bereitwilliger gehorchen als das fremde Tier.

»Gebt dem Kutscher eure Geldbeutel«, sagte ich.

Sie taten es.

Ich nahm mir den Inhalt eines metallenen Münzenkästchens, das aus ihrem Wagen stammte, und leerte es in meine Börse. Das Kästchen enthielt etliche Münzen, vermutlich die Beute mehrerer Tage Arbeit. Der Wert der Münzen war klein, wie bei den ohnehin schmalen Geldbeuteln der Besitzer nicht anders zu erwarten gewesen war. Ihre Menge entschädigte jedoch mehr als ausreichend für ihren geringen Einzelwert. Es waren etwa siebzehn bis achtzehn Silbertarsk.

Eine kurze Suche brachte die Steine zum Vorschein, die am Straßenrand fehlten. Sie lagen im Straßengraben, unmittelbar unterhalb der Stelle, wo sie fehlten, halb im Schlamm versunken. Man hatte sie offensichtlich absichtlich entfernt, um sie dann nach Bedarf wieder an Ort und Stelle anzubringen und sie erneut zu entfernen, um die Sicherheit der Straße zu gefährden, da ihr Fehlen in der Dunkelheit eine Falle darstellte.

Die drei Straßenräuber reparierten die Lücke im Regen; es fiel mir nicht schwer, sie zu überreden. Danach führte ich sie zurück in den Straßengraben, neben den umgestürzten Wagen.

»Kniet nieder, zwischen den Rädern, mit dem Rücken zum Wagen.«

Sie gehorchten. Der umgestürzte Wagen befand sich nun hinter ihnen, und es wäre ihnen schwergefallen, die Flucht zu ergreifen.

»Nimm, was du willst, aber laß uns gehen!« bettelte der Anführer.

»Ich überlege mir, dich nackt mit dem Rücken auf die Deichsel zu fesseln und deine Komplizen ebenfalls nackt an die Räder zu binden. Es wäre ein Spaß, sie dann zu drehen.«

Sie sahen sich ängstlich an.

»Andererseits seit ihr keine Sklavinnen«, sagte ich nachdenklich.

»Man würde uns mit der Beute finden und uns auf der Stelle pfählen!« sagte der Anführer.

Das war durchaus möglich. Auf Gor verfährt man mit Dieben oft sehr streng.

»Verurteil uns nicht zum Tod!« bettelte der Anführer.

»Ausziehen!« befahl ich.

Dann fesselte ich ihnen die Hände auf den Rücken. Im Wagen fanden sich genug Seile, und wir legten ihnen Schlingen um den Hals und banden sie hinter dem Wagen fest. Auch Verr und Sklavinnen werden oft hinten am Wagen angebunden.

»Im Süden gibt es Arbeitsketten«, sagte der Kutscher, der auf dem Kutschbock saß. »Vielleicht kriegen wir da was für sie.«

»Halt auf der Straße den Verkehr auf, wenn du kannst, für eine Ehn«, wandte ich mich an seinen Begleiter. »Wir schaffen den Wagen zurück auf die Straße.«

»Das schaffen vermutlich nicht mal zwei Tharlarion«,

meinte der Kutscher. »Bei dem Gewicht und dem Untergrund.«

»Beeil dich«, sagte ich zu seinem Begleiter. »Wir versuchen es.«

Er kämpfte sich die Böschung hoch. In der einen Hand die Laterne, hielt er sich mit der anderen an nassen Grasbüscheln fest. Er verlor den Halt, rutschte ein Stück zurück, gewann wieder festen Stand und erreichte die Straße. Wir standen knöcheltief im Wasser, das weiterhin in Strömen vom Himmel fiel. Der Regen floß in kleinen Bächen von der abschüssigen Straßenoberfläche in den Straßengraben, vereinigte sich mit dem gestauten Wasser, peitschte es schaumig und ließ es aufspritzen; die auftreffenden Regentropfen zeigten sich in Gestalt Tausender sich überschneidender, konzentrisch auseinanderstrebender Kreise. Der Begleiter schwenkte oben die Laterne. »Halt! Halt!« rief er in den Sturm hinein. Ich glaube, er griff sogar einfach nach dem Geschirr des nächsten herankommenden Tharlarions.

»Bleibt stehen!«

»Wir werden es nicht schaffen«, sagte der Kutscher.

»Versuch es«, antwortete ich. »Außerdem werden uns die drei kräftigen Burschen hier dabei helfen; sie können sich mit dem Rücken gegen den Wagen stemmen.«

»Wenn er ins Rutschen gerät, könnten wir unter seinen Rädern zermalmt werden!« wandte der Anführer der Straßenräuber ein.

»Dann paßt auf, daß es nicht soweit kommt«, sagte ich.

Auf der Straße ertönten die ersten wütenden Rufe, da der Treck nach Süden aufgehalten wurde.

»Beeil dich«, befahl ich dem Kutscher.

Er stieg auf den Kutschbock. Einen Augenblick später feuerte er das Leittier lautstark an, es ertönte der Knall der Tharlarionpeitsche. Tatsächlich werden die Tiere nur selten von der Peitsche getroffen. Ihre Nähe

und der Laut den sie verursachen, reichen zumeist aus. Sie dient hauptsächlich dem Zweck, Aufmerksamkeit zu erregen, sozusagen als Signal, und sie bereitet das Tier auf die unmittelbar folgenden mündlichen Befehle vor, auf deren Befolgung es dressiert ist. Natürlich ist die Peitsche wie auch der Herrscherstab, der Kommandostab oder das Zepter ein Symbol der Herrschaft. Sie bezieht ihre Autorität hauptsächlich aus ihrer Symbolkraft und dem Wissen, was sie anrichten könnte. Dasselbe trifft übrigens für die Peitsche im Verhältnis Herren und Sklaven zu. Der Sklave wird nur selten gepeitscht. Das ist auch gar nicht nötig. Der Sklave – einerlei, ob Mann oder Frau – sieht sie und weiß, was sie anrichten kann. Das reicht für gewöhnlich aus. Natürlich wird er sie irgendwann einmal zu spüren bekommen haben, so daß sein Wissen in dieser Angelegenheit nicht ausschließlich theoretisch bleibt. Er weiß natürlich, daß er mit ihr Bekanntschaft macht, sollte er auch nur im mindesten störrisch sein oder das Mißfallen seines Herrn erregen. Er weiß auch, daß er ihr einfach so zum Opfer fallen könnte, allein zu dem Zweck, daß er nicht vergißt, was er ist.

Der Wagen setzte sich mit einem Ruck in Bewegung.

Er kämpfte sich auf einer schrägen Bahn auf die Straße zu. Die Straßenräuber wurden nach vorn gerissen. Einer verlor den Halt und wurde ein paar Meter durch das Schlammwasser und dann die Böschung hinauf gezerrt.

»Stemmt euch mit den Rücken gegen den Wagen!« befahl ich den Gefangenen.

»Vorsicht!« rief jemand auf der Straße, vermutlich ein Mann, der neugierig von einem der angehaltenen Wagen gestiegen war und den Grund für den Halt in Erfahrung bringen wollte.

»Paßt auf!« ertönte ein zweiter Ruf.

»Er gerät ins Rutschen!« schrie der Anführer der Straßenräuber entsetzt.

Ich versuchte, festen Halt auf der Böschung zu finden, rutschte aber zurück, und der Wagen kam seitlich auf mich zu, die Räder rissen den grasigen Boden auf und kippten. Dann fand ich festen Boden, stemmte mich mit beiden Händen gegen den Wagen und hielt ihn auf.

»Was ist da unten los?« rief ein Reisender.

Auf der Straße wimmelte es plötzlich vor Laternen.

»Auf der anderen Wagenseite sind fünf Männer«, sagte jemand. »Jetzt ist alles in Ordnung. Sie haben ihn geradegerückt.«

Das erste Tharlarion setzte die krallenbewehrten schweren Pfoten auf das Straßenpflaster. Ich hörte es deutlich. Ein paar Männer begaben sich zu dem zweiten Tharlarion und zogen am Geschirr; andere packten die Wagenseiten und die Vorderräder und halfen, den Wagen wieder auf die Straße zu bekommen. Zum einen war dies ein Beispiel für die Kameradschaft der Reisenden, aber die Männer hatten es auch eilig, die Reise fortzusetzen. In diesem Teil des Nordens war es nicht sicher, vor allem nicht für Flüchtlinge aus der Umgebung von Ar-Station.

»Ich sehe da unten nur einen Mann«, meinte ein Mann.

Ich war auf dem Weg, mein Bündel von der Stelle im Straßengraben zu holen, wo ich es abgelegt hatte. Es war völlig durchnäßt. Trotz Kälte und Regen schwitzte ich. Einen Augenblick lang hatte auch ich große Angst gehabt. Ich hatte befürchtet, der Wagen werde umkippen. Er stand nun fast wieder auf der Straße, nur die Räder auf der linken Seite ragten noch über den Straßenrand. Die Dunkelheit und der Verkehr auf der anderen Straßenseite machten es riskant, sie in ihrer Breite zu überqueren. Man konnte unter die Krallen der Tharlarion geraten, Wagen konnten zusammenstoßen und auseinandergerissen werden.

Ich betrat die Straße. Dann legte ich mein Bündel hinten auf den Wagen.

Ich hörte, wie ein Mann zum anderen sagte: »Er gehört der scharlachroten Kaste an.«

»Leuchte mal hier«, sagte ich zu dem Begleiter des Kutschers, der, nachdem er das nachfolgende Tharlarion aufgehalten hatte, nun das Geschirr losließ,

»Das ist Andron, der Straßenräuber!« stieß plötzlich einer der Flüchtlinge aus und zeigte auf den Anführer der Räuber.

Wütende Rufe erschollen.

»Legt ihre Hälse unter die Räder!«

»Pfählt sie!«

»Bindet sie an den Füßen zusammen und zerzt sie hinter dem Wagen her!«

»Kniet nieder«, schlug ich den Straßenräubern vor. Eine Menge Leute hatte sich versammelt, und ich war mir nicht sicher, ob ich sie beschützen konnte. Ich hatte nicht damit gerechnet, daß man sie kannte. »Die Köpfe nach unten. Seht so harmlos aus wie möglich.«

»Legt sie in Ketten und hängt sie an einem Eisenkragen vor die Herberge!« schlug jemand vor. Manchmal hält ein Delinquent diese Prozedur zwei oder drei Tage lang durch, bevor er stirbt.

»Kettet sie an die Pfosten!« rief sein Nachbar. Das ist eine ähnliche Form der Bestrafung. Man fesselt das Opfer mit einem Halseisen, Handketten und Fußketten an Pfosten, die auf Podesten stehen. Derartige Konstruktionen findet man gewöhnlich in Hafenstädten, in Nähe der Kais. Der Mann, der den Vorschlag gemacht hatte, kam vermutlich aus dem Flußhafen von Ar-Station. Auf dem Land ist das Pfählen weit verbreitet, der Pfahl wird gewöhnlich in unmittelbarer Nähe einer Kreuzung aufgestellt.

»Sollen die Tharlarion sie zu Tode trampeln.«

»Nein, sie sollen sie vierteilen.« Dazu befestigt man an den Hand- und Fußgelenken des Opfers Stricke, zurrt sie an den Geschirren zweier Tharlarion fest und treibt die Echsen in zwei Richtungen.

»Ja, das ist besser«, meinte der erste Sprecher.

Teilt man mit dem Opfer den Heimstein, fällt die Bestrafung meistens wesentlich menschlicher aus. Gewährt man ihm diese Gnade, zieht man ihn aus, fesselt ihn an einen Pfosten, prügelt ihn mit Stöcken und enthauptet ihn dann. Alle diese Hinrichtungsmethoden wie das Aufhängen an Ketten oder an Pfosten, damit die Verurteilten den Elementen ausgesetzt werden, sind sehr alt.

Im strömenden Regen blitzte ein Messer auf. »Wir haben keine Zeit«, sagte der Mann, »Ich schneide ihnen die Kehle durch.«

Zustimmendes Gemurmel ertönte.

Die gefesselten Straßenräuber blickten von ihrer knienden Haltung in die Höhe.

»Die Zeit drängt«, sagte der Mann mit dem Messer. »Wenn der Sturm sich legt und die Wolkendecke aufbricht, könnten Artemidorus' Tarnsmänner die Flüchtlingskolonne angreifen.« Artemidorus war ein Cosianer, Hauptmann und Anführer einer fliegenden Söldnerbande.

»In wenigen Ahn ist es Morgen«, bemerkte ein Reisender.

Der Mann mit dem Messer trat vor, aber ich verstellte ihm den Weg.

»Das sind meine Gefangenen!«

»Man kennt sie gut in dieser Gegend.«

»Tritt beiseite«, sagte einer der Umstehenden. »Laß der Gerechtigkeit ihren Lauf.«

»Fahrt endlich weiter!« rief ein Kutscher von einem der hinteren Wagen.

»Wir sind viele«, sagte der Mann mit dem Messer; sein Tonfall klang nicht freundlich.

»Der Wagen steht noch immer nicht richtig auf der Straße«, wandte ich ein und deutete auf die Räder an der linken Seite. »Sehen wir zu, daß die Fahrt weitergeht.«

»Um drei Kehlen durchzuschneiden, braucht es nicht länger als drei Ihn«, sagte der Mann.

»Helft mir, den Wagen auf die Straße zu schaffen«, bat ich.

»Du bist schlau«, sagte der Mann. »So hättest du unsere Hilfe in Anspruch genommen, wir wären deine Freunde, und du könntest uns deshalb umstimmen.«

»Du willst mir nicht helfen?« fragte ich.

»Hol dir zehn Männer, die dir helfen«, erwiderte er. »Ich lasse mich nicht abhalten.«

»Fahrt endlich weiter!«

Trotz des Regens hörte man Tharlarion schnauben und blöken. Fünf Laternen erhellten die Szene. Weiter hinten in der Reihe wurden ebenfalls Laternen angezündet.

»Wenn wir nicht in zwei Ehn weiterfahren, werde ich ebenfalls ein paar Kehlen durchschneiden«, sagte ein Reisender. »Ich habe eine Gefährtin auf dem Wagen und zwei Kinder. Ich brächte sie gern in Sicherheit.«

»Du willst also nicht helfen?« fragte ich den Messerhelden erneut.

»Nein.«

»Tretet zurück«, sagte ich. Dann ging ich in die Knie und stemmte mich unter den hinteren Teil des Wagens.

»Tu das nicht«, sagte der Begleiter des Kutschers, der eine der Laternen hielt.

»Er ist verrückt.«

»Seht euch das an!«

Ich ging langsam in die Höhe und hob den beladenen Wagen an. Ich blickte dabei den Mann mit dem Messer an. Das Wagenrad zu meiner Rechten drehte sich, als es freikam, der Regen funkelte im Licht der Laternen auf dem Eisenbeschlag. Die Umstehenden waren verstummt. Ich bewegte mich nach links, Zentimeter für Zentimeter. Dann setzte ich den Wagen langsam auf der Straße ab, wobei ich den Messerträger



nicht aus den Augen ließ. Das Rad berührte die Steine der Straße.

Ich trat unter dem Wagen hervor. Schmerzerfüllt richtete ich mich auf. Ich sah auf den Mann mit dem Messer hinab.

Er trat zurück. Dann steckte er das Messer weg. »Es sind deine Gefangenen«, sagte er.

»Geh zum Kutschbock«, sagte ich zu dem Begleiter des Kutschers. »Verliert keine Zeit. Verschwindet von hier. Wenn ihr Zeit habt, solltet ihr den Gefangenen Hauben aufsetzen, aus Stoff oder Säcken, einerlei, und sie sicher an den Halsen festbinden. Sorgt dafür, daß man sie im Umkreis von hundert Pasang nicht erkennt. Wenn man sie euch umbringt, wird euch der Herr der Arbeitskette wohl kaum etwas für sie zahlen.«

»Unser Wagen gehört Septimus Entrates«, sagte er.

»Gut.« Der Name sagte mir nichts.

»Ich wünsche dir alles Gute!« sagte er und eilte nach vorn.

»Ich wünsche dir alles Gute«, erwiderte ich den traditionellen goreanischen Gruß und nahm mein Bündel vom Wagen. Einen Augenblick später knallte die Peitsche, gefolgt von Rufen, die die Echsen antrieben. Die anderen Männer eilten zurück zu ihren Fahrzeugen. Der schwere Wagen setzte sich in Bewegung. Ich stand auf der Straße, mein Bündel in der Hand, und sah ihm nach. Ein paar Männer liefen hinterher, um den Gefangenen, die es eilig hatten, dem Wagen nachzulaufen, Tritte zu versetzen. Sie waren Straßenräuber gewesen, hatten Beute angehäuft. Nun stellten sie in gewisser Weise selbst Beute dar und würden am Ende ehrlichen Männern einen Gewinn bringen. Ich sah ihnen eine Zeitlang nach. Ja, sie waren jetzt tatsächlich selbst Beute, wie es sonst eigentlich eher Frauen waren.

»Gestattest du, daß wir weiterfahren?« fragte ein Mann.

»Einen Moment noch«, erwiderte ich. Der Wagen

sollte einen kleinen Vorsprung bekommen. Bedingt durch das langsame Vorankommen der Flüchtlinge und den Sturm, war es unwahrscheinlich, daß man ihn schnell einholte.

»Wurde jemand von euch von den Männern beraubt?« fragte ich.

»Ich«, meldete sich ein Reisender.

»Der größte Teil der Beute liegt dort unten im Straßengraben. Vielleicht wollt ihr euch etwas davon zurückholen.«

»Androns Beute!« rief ein Mann.

»Die Reifenspuren des Wagens führen möglicherweise zu einem Versteck.«

Laternen wurden gehoben.

»Da unten liegt etwas«, sagte ein Mann. Unverzüglich stieg er die Böschung hinunter. Zwei weitere Reisende schlossen sich ihm an. »Fahrt schon weiter«, sagte ein dritter. »Ich hole euch später wieder ein.« Er stieg ebenfalls in die Tiefe. Ich trat zur Seite, und der Wagenzug setzte sich wieder in Bewegung. Ich hörte, wie jemand sagte: »Androns Beute!« – »Wo?« – »Dort unten, wo die Männer stehen!« Weitere Männer verließen die Straße. Wagen fuhren an mir vorbei. Der Reisende, der das Messer gezogen hatte, sah mich an. »Ist dort unten wirklich was?« fragte er.

»Ja.«

»Nun, vielleicht bekomme ich ja doch noch etwas, was mich für diesen Abend entschädigt.« Er rutschte die Böschung hinunter, um sich den anderen anzuschließen. Ich begab mich wieder auf die linke Straßenseite; als der nächste Wagen vorbeikam, warf ich mein Bündel hinten auf die Ladefläche, ohne daß es der Kutscher bemerkte. Dann hielt ich mich wieder mit der linken Hand an der rechten Seite fest, um nicht zu stolpern.

Der Sturm hatte meiner Meinung nach in seiner Wut nachgelassen, aber der Regen fiel unverändert heftig.

Gelegentlich zuckten Blitze über den Himmel und tauchten die Straße und das umliegende Land in ihr ungebändigtes weißes Licht, dem unverzüglich, schneller oder langsamer, ein krachender Donner folgte.

»Es hat den Anschein, als würden die Priesterkönige Mehl mahlen«, lachte ein Mann in meiner unmittelbaren Nähe.

»Stimmt«, erwiderte ich.

Diese Bemerkung bezog sich auf eine alte Form der Mehlherstellung, die aus irgendeinem Grund noch immer mit den Priesterkönigen in Zusammenhang gebracht wird. Hierbei benutzt man einen Stößel und einen Mörser. Heute wird das Sa-Tarna in Mühlen gemahlen, zwischen Steinen, wobei der obere Stein gewöhnlich von Wasserkraft angetrieben wird, obwohl man dafür auch Sklaven oder Tharlarion einsetzt. In einigen Dörfern greift man jedoch auf etwas ähnliches wie Mörser und Stößel zurück, und zwar auf einen Stoßblock, der an einem biegsamen Pfahl befestigt ist, und einen Mörser- oder Amboßblock. An dem Pfahl befestigt man ein Seil oder mehrere Seile. Zieht man daran, senkt sich der Stoßblock in den Mörserblock. Durch seine Biegsamkeit bedingt, schnellt der Pfahl wieder in die Höhe und ist zum nächsten Stoß bereit. Viel verbreiteter sind natürlich Getreidemühlen, die, wenn sie groß sind, von zwei Männern bedient werden; für die kleineren reichen zwei Jungen. Es gibt auch Handmühlen, an denen Frauen arbeiten.

Die normalen Getreidemühlen arbeiten nach folgendem Prinzip: Sie bestehen aus einem Podest, zwei Steinen, einem darüberhängenden Balken und einer Stange. Die beiden Steine sind runde Mühlsteine. Der untere Mühlstein hat eine kleine Nabe auf der Oberfläche, die in eine ausgehöhlte Vertiefung des oberen Steins paßt. Das hält die Steine zusammen. Er ist zusätzlich mit kreisförmigen flachen Furchen ausgestattet, durch die das Gemahlene zwischen den Steinen ent-

weicht und in dem stabilen kastenähnlichen Podest landet, um von dort aus in einen Vorratsbehälter oder einen Sack abgefüllt zu werden. Der obere Stein hat zwei Öffnungen, ein trichterförmiges Loch in der Mitte, durch das das Getreide eingeführt wird, und ein Loch in Randnähe, wo man die Stange einführt. Diese Stange wird von den beiden Arbeitern bedient. Das obere Ende ist in den darüberhängenden Balken eingepaßt, was für die Hebelkraft sorgt; außerdem wird so natürlich für Halt gesorgt, was die Bedienung der Stange erleichtert. Die Handmühle arbeitet nach einem ähnlichem Prinzip, sie wird natürlich mit einem kleinen Holzgriff bewegt. Das von diesen Mühlen hergestellte Mehl wird gesiebt und danach meistens noch einmal gemahlen, gelegentlich sogar mehrere Male. Als Sieb dient normalerweise ein Stück Tierhaut, das auf einen Holzreifen aufgespannt ist. Die Löcher stößt man mit einem heißen Draht in die Haut.

Natürlich schreiben die wenigsten Goreaner Blitz und Donner der Getreidemühle der Priesterkönige zu. Solche Dinge dienen den hübschen Mythen, denen sie entwachsen sind. Allerdings halten einige der niederen Kasten, insbesondere Bauernkasten – vor allem in abgelegenen Gegenden – es durchaus für möglich, daß solche Naturphänomene Anzeichen von Streit unter den Priesterkönigen sind, für das Aufeinanderprallen ihrer Waffen, das Gepolter ihrer Streitwagen, den Galopp ihrer Tharlarien und dergleichen. Man hat sogar schon von gebildeteren Goreanern gehört, die darüber spekulierten, daß ein Blitz durch den Zusammenstoß von Wolken am Himmel entsteht. Das gilt natürlich nicht für Angehörige der Kaste der Schrift gelehrten oder der Hausbauer. Es soll sogar Menschen geben, die das Knistern beim Streicheln des Fells eines Jagdsleens mit einem Blitzschlag in Zusammenhang bringen.

Der Wagen vor uns wurde kurz erhellt, und mir fiel ein schmaler, zylinderförmiger, verschlossener Eimer

mit ›Schmiere‹ auf, der mit seinem Riemen am Haken neben der Verkleidung der Hinterachse hing. Der dazugehörige Pinsel ragte durch ein Loch im Deckel. Solches Zubehör ist bei goreanischen Wagen nichts Ungewöhnliches. Bei der ›Schmiere‹ in solchen Behältern handelt es sich nicht um mineralische Schmiere, sondern eine Mixtur aus Pech und Talg. Mit dem Pinsel aufgetragen, benutzt man sie wie mineralische Schmiere, von der es auf Gor nur geringe Vorkommen gibt; sie schmiert die beweglichen Teile des Wagens, insbesondere die Achsen. Man benutzt sie auch für metallene Federn, obwohl die nur selten Verwendung finden. Einige wenige goreanische ›Kutschen‹ und Mietwagen sind auf Lederriemen aufgehängt, die aus mehreren Schichten bestehen. Das sorgt zwar für eine einigermaßen holperfreie Fahrt, aber die schwingenden Bewegungen können – falls man sich nicht daran gewöhnt – zu Übelkeit und sogar zu Seekrankheit führen. Das scheint vor allem freien Frauen zu passieren, die für ihre Zartheit berüchtigt und anfällig für eingebildete Beschwerden sind.

Bemerkenswerterweise verschwinden diese ›Zartheit‹, diese anmaßende Zerbrechlichkeit und die mit ihr einhergehenden ›Beschwerden‹ in dem Augenblick, da man sie in die Sklaverei führt. Vermutlich liegt es daran, daß sie in diesem Augenblick dort sind, wo sie hingehören, an dem Platz, den die Natur für sie vorgesehen hat. Vielleicht spielt es dabei auch eine Rolle, daß sie, wenn sie auf den Knien zu ihren Herren aufsehen, sogleich begreifen, daß er für solche Dinge nur wenig Verständnis hat. Was dieses Thema angeht, können die Umstände für große Unterschiede sorgen. Zum Beispiel ist bekannt, daß dieselbe Frau, die das widerwärtige Spektakel einer freien Reisenden bietet, die in einem ledergefederten Wagen fährt, als gefesselte, in einem Sack transportierte Sklavin, die zwischen den Sitzbänken zu Füßen der Passagiere liegt, sich doch sehr zurückhält.

Der Gerechtigkeit willen muß man allerdings zuge-

ben, daß die meisten Goreaner die einfache, holprige Fahrt in einem ungefederten Wagen dem schnelleren Vorankommen in einem ledergefederten Mietwagen vorziehen. Im Licht des Blitzes hatte ich nicht nur den ›Schmiereimer‹ an seinem Haken gesehen, sondern auch zwei Kinder auf einer aufgehängten großen Haut. Sie starrten ängstlich über den Rand hinweg. Ihre Augen schienen sehr groß zu sein. Solche aufgespannten Transporthäute unter dem Wagen sind nichts Ungewöhnliches. Ungewöhnlich hingegen ist es, auf ihnen Kinder oder sonstige Passagiere zu befördern. Normalerweise dienen sie zum Transport von Brennmaterial, das unterwegs gesammelt wird. Die Kinder hielten sich dort unten zweifellos nur auf, damit sie vor dem Sturm geschützt waren.

Beim nächsten Blitz konnte ich sie nicht mehr sehen. Offenbar hatten sie beschlossen, die Köpfe einzuziehen. Ich konnte es ihnen nicht verdenken. Ich mußte an die Straßenräuber denken, die sich nun im Gewahrsam des Kutschers und dessen Begleiters befanden, die den Wagen von ›Septimus Entrates‹ lenkten. Vielleicht war es der Name des Kutschers gewesen oder des Besitzers des ursprünglichen Wagens, der den Straßenräubern in ihre Falle mit den entfernten Straßenbegrenzungssteinen gegangen, die Böschung hinuntergerutscht und im Graben umgekippt war. Soweit ich mich erinnern konnte, hatte ich den Namen noch nie gehört. Es war ein ungewöhnlicher Name. Er ließ einen an die vielen Städte am Vosk denken, an Namen, die die kulturellen Vermischungen vieler solcher Orte widerspiegeln, so unterschiedliche Einflüsse wie die der Insel-Ubarate Cos und Tyros auf der einen und die jener südlichen Städte wie Venna und Ar auf der anderen Seite.

Mit dem Beutewagen der Straßenräuber als Ersatz für ihren zerstörten Wagen harten sie ihre Fahrt fortgesetzt. Die beiden Männer hatten einen guten Eindruck gemacht. Ich mußte daran denken, wie die Räuber mit-

ten in ihrem Beutezug innegehalten und den Rückzug angetreten hatten, nachdem sie erfuhren, daß der Wagen einen Heimstein transportierte. Die Hüter eines Heimsteins sind für gewöhnlich furchterregende Gegner. Nur wenige Männer stellen sich einer solchen Person in den Weg; erst recht würden sie sie nicht bedrohen oder gar angreifen. Die Warnung, daß er einen Heimstein transportierte, war ein deutlicher Hinweis gewesen, daß der Kutscher ihre Absichten durchschaute. Es war diese Ankündigung gewesen, die mich darin bestärkt hatte, mich einzumischen. Ich fragte mich, ob sie tatsächlich einen Heimstein transportierten oder ob es nur eine List gewesen war, um die Räuber zu vertreiben. Wie dem auch sei, auf jeden Fall waren der Kutscher und sein Begleiter nun wesentlich besser dran als zuvor. Sie besaßen ein zusätzliches Tharlarion, drei gefüllte Geldbeutel und drei Kerle, die nackt, gefesselt und am Hals angebunden hinter dem Wagen herstolperten und die sie an den Herrn einer Arbeitskette verkaufen konnten, möglicherweise für einen Silbertarsk das Stück. Ich hoffte nur um ihretwillen, daß sie den Verbrechern vor Einbruch der Dämmerung Kapuzen übergestülpt hatten, denn das war erforderlich, wenn sie es bis zu einem Käufer schaffen wollten. Falls man sie erkannte, würde man sie auf der Stelle hinrichten.

Das war knapp gewesen, vor ein paar Ehn auf der Straße. Ein bißchen harte Arbeit würde den Banditen bestimmt nicht schaden. Im Süden, in der Nähe von Venna, gab es meines Wissens mehrere solcher Arbeitskettten. Die Stadt setzte ihre Mauern instand. Auf dem Weg nach Norden war mir öfter zu Ohren gekommen, daß Ionicus aus Cos, der Besitzer mehrerer solcher Ketten, zur Zeit kaufte. Solche Ketten sind unpolitisch. Nur so war es überhaupt möglich, daß Venna, ein Verbündeter von Ar, die Dienste einer solchen Kette in Anspruch nahm, obwohl ihr Besitzer aus Cos stammte.

Wenn es schon die Cosianer nicht störte, gab es meiner Meinung nach auch keinen Grund, warum sich die Bürger Vennas darüber aufregen sollten, wenn sie nun billige Arbeitskräfte brauchten.

Der Brauch, Gefangene nackt auszuziehen, ist auf Gor weit verbreitet. Dafür gibt es verschiedene Gründe. Es demütigt den Gefangenen und freut denjenigen, der ihn gefangen hat. Es macht dem Gefangenen klar, daß er sich in der Gewalt eines anderen befindet. Außerdem erschwert es den Versuch, Waffen zu verbergen. Auf Gor gibt es keine allgemein gebräuchliche Gefangenenkleidung, keine »Gefängnisuniform«. Während andere Kulturen ihre Gefangenen auf bestimmte Weise kleiden, um sie als Gefangene zu kennzeichnen und andere auf ihren Status aufmerksam zu machen, erreicht man dieses Ziel auf Gor durch den völligen oder zumindest beinahe völligen Verzicht auf Kleidung. Diese Nacktheit des Gefangenen macht jedermann auf seinen Status aufmerksam. Und sollte dem Gefangenen trotzdem die Flucht gelingen, sieht er sich dem zusätzlichen Problem der Beschaffung geeigneter Kleidung gegenüber. In diesem Zusammenhang sollte man vielleicht auch erwähnen, daß die meisten Goreaner etwas gegen Verbrecher haben. Also stört es sie in keiner Weise, ihnen die Kleidung vorzuenthalten. Für sie ist es ein Zeichen, daß man den Übeltäter erwischt hat und er nun damit rechnen muß, daß er so behandelt wird, wie er es verdient.

Diese Anmerkungen beziehen sich natürlich hauptsächlich auf freie Verbrecher und nicht etwa Kriegsgefangene oder Sklaven. Nimmt man Kriegsgefangenen die Kleidung weg, ist dies im allgemeinen nur eine vorübergehende Maßnahme; man will sie absondern, da viele goreanische Soldaten und vor allem Söldner keine Uniformen tragen. Außerdem soll verhindert werden, daß sie Waffen verbergen. Ob nun Sklaven Kleidung tragen oder nicht, obliegt ihrem Herrn. Zum



Beispiel werden in den Häusern der Sklavenhändler oder auf Sklavenmärkten schöne Frauen fast immer nackt gehalten.

Wieder erhellte ein Blitz die Dunkelheit, und mein Blick fiel erneut auf den ›Schmiereimer‹ voller Pech und Talg, der an seinem Haken baumelte. Alles in allem würden sich die Straßenräuber bestimmt glücklich schätzen, im Süden einer Arbeitskette zugeführt zu werden. Vielleicht ließ man sie sogar nach einer gewissen Zeit wieder frei, wenn man zu der Ansicht kam, daß sie ihren Preis mehrmals eingebracht hatten und man außerdem der Meinung war, daß sie hart arbeitende und ausreichend fügsame Mustergefangene gewesen waren. Wegen des Sturms und des damit verbundenen Regens und Winds hatte keiner der Reisenden eine andere Art der Bestrafung vorgeschlagen, die man unter der Bezeichnung ›Wagengerechtigkeit‹ kennt und die durchaus auch Anwendung findet. Ich will hier nicht ins Detail gehen, aber man braucht dazu das Pech, den Talg und Feuer. Wie ich schon sagte, Goreaner haben nicht viel für Verbrecher übrig.

Ich holte mein Bündel von dem Wagen, neben dem ich herging, ließ ihn weiterfahren und eilte dann zur linken Straßenseite. Hinter mir fuhr das nächste Gefährt vorbei. Ich blickte in die Höhe. Beim nächsten Blitz sah ich das Felsplateau, das von der Herberge *Zum Krummen Tarn* gekrönt wurde. Wind und Regen stürmten gegen meine rechte Körperseite an. Ich verließ die Straße. Ein breiter, mit Schotter bedeckter Vorplatz grenzte an die Herberge. Er war mindestens je fünfzig Meter breit und lang, genug Platz, daß sogar ein von zehn Tharlarien gezogener Wagen wenden konnte. Vor mir an einem Pfahl hing eine Laterne. Ich hielt darauf zu. Im Licht der Blitze erkannte ich mehrere Wege, die sich über das Plateau zogen. Sie führten zu Rastplätzen, auf denen Wagen ihr Lager aufschlagen konnten.

Zu meiner Linken, auf der dem Wind abgewandten Seite, standen mehrere dicht zusammenstehende Wagen. Unmittelbar vor mir gab es noch mehr; sie waren aus dem Regen gedreht. Durch die Sohlen meiner Sandalen fühlte ich den Schotter des Wendeplatzes. Ich blieb bei einigen der Wagen stehen. Dann ging ich weiter auf die Laterne zu. Sie krönte einen Pfahl, der an der rechten Ecke der Wagenbrücke aufragte, die über einen Graben führte; auf der anderen Seite, ein Stück hinter der Brücke, befand sich das Herbergstor. Im Licht des nächsten Blitzes sah ich zwei Mädchen, die unter dem Rand der Segeltuchplane eines Wagens hervorspähten. Sie entdeckten mich ebenfalls, voller Angst. Als der Himmel das nächste Mal erleuchtet wurde, lag die Plane wieder gerade da. Ich hatte kaum mehr als ihre Augen gesehen, zweifelte aber keinen Augenblick lang, daß sie Kajirae waren. Sie hatten den Eindruck von Frauen gemacht, die gelernt hatten, daß der Mann ihr Herr war. Ich ging über den nassen Kies auf die linke Seite der Wagenbrücke zu. Dort blieb ich stehen, um über den Graben zu blicken. Seine Breite betrug etwa vierzig Meter. Der Boden bis zur Staumauer, die zu niedrig war, um einem Mann Deckung zu gewähren, war leicht abschüssig. Am Fuß der Mauer befanden sich ungefähr alle zwanzig Schritte Öffnungen, damit Regenwasser in den Graben abfließen konnte. Die Neigung des Bodens hätte es sehr erschwert, den Graben auszutrocknen. Natürlich wäre es zu schaffen gewesen, die Männer hätten eben unter einem Unterstand arbeiten müssen, der sie vor Geschossen wie Pfeilen oder von Schleudern abgefeuerten Stahlkugeln schützte; besser wäre es natürlich gewesen, diese Arbeit von Belagerungsingenieuren ausführen zu lassen, aus dem Schutz eines Tunnels heraus. Natürlich hätten beide Unternehmungen viele Männer und noch mehr Zeit erfordert; es wäre eine Ingenieurleistung von erheblichem Ausmaß erforderlich gewesen.

Natürlich gibt es zahlreiche andere Möglichkeiten, eine solche Aufgabe zu bewältigen. Zum Beispiel konnte man versuchen, den Graben mit Hilfe von Pontons oder Flößen mit darauf befestigten Belagerungsleitern zu überwinden. Oder ihn einfach zuzuschütten. Das Aushungern einer Garnison ist für gewöhnlich keine besonders wirksame Methode. Das hat verschiedene Gründe. Normalerweise haben die Verteidiger große Mengen an Vorräten eingelagert, oftmals genug für ein oder sogar zwei Jahre; Wasser beziehen sie aus innenliegenden Belagerungszisternen oder durch Regen oder den Wassergraben. Meistens haben die Belagerer nach einiger Zeit die Lebensmittelvorräte der Umgebung erschöpft, und es kommt vor, daß sie lange vor den Belagerten unter Hunger leiden. Eine zeitlich unbegrenzte Belagerung erfordert eine weitreichende und leistungsstarke Logistik, Vorräte müssen erworben, transportiert und geschützt werden. Sicher hängt viel von der Anzahl der Belagerer und der Belagerten sowie der Art des Festungswerks und dergleichen ab. Falls die Belagerten nicht genügend Kämpfer haben, um die Mauern zu bemannen, werden ihre Reihen so dünn sein, daß sie einen Angriff von mehreren Seiten mit nachfolgendem Sturm förmlich herausfordern. Doch statistisch gesehen sind Belagerungen fast immer ein Fehlschlag. Darum haben Städte auch hohe Mauern. Innerhalb der Stadt gibt es zusätzlich eine uneinnehmbare Zitadelle, in die sich die Verteidiger zurückziehen können. Dort werden sie selbst dann noch sicher sein, wenn die Stadt um sie herum bis auf die Grundmauern niederbrennt.

Von Belang ist vielleicht noch die Tatsache, daß Belagerungen nie sehr lange dauern, meistens brechen die Angreifer sie nach wenigen Wochen ab. Sie erkennen entweder die Sinnlosigkeit ihres Tuns oder erleben das Unbehagen gekürzter Rationen; es ist auch schon vorgekommen, daß der Kriegskontrakt ihres Befehlshabers

abgelaufen oder die Dienstverpflichtung der Männer vorbei ist. Manchmal wollen die Soldaten – vor allem, wenn es sich um steuerpflichtige Bürgersoldaten handelt – auch einfach nur wieder nach Hause, um ihre Geschäfte fortzuführen oder die herbstliche Ernte einzuholen. Meiner festen Überzeugung nach sind mehr Städte und Dörfer einer List oder Bestechung zum Opfer gefallen als Frontalangriffen. Ein guter Hauptmann kennt die politischen Meinungsverschiedenheiten innerhalb des belagerten Gemeinwesens und versucht sie sich nutzbar zu machen; er macht Versprechungen, nach seinem Sieg die eine oder andere Fraktion an die Macht zu bringen. Die verräterische Gruppe wird den Eroberer später vermutlich sogar als Befreier begrüßen, was in diesem Augenblick vermutlich sogar ihre ehrliche Überzeugung ist.

Dietrich von Tarnburg, einer der bekanntesten Söldnerführer von Gor, hat den Ruf, großes Geschick in solchen Dingen zu haben. Er hat zweifellos mehr Städte mit Gold als mit Eisen erobert. Das verteilte Gold wird natürlich hinterher durch einen großzügigen Griff in die betreffende Stadtkasse zurückgeholt, ganz zu schweigen vom Verkauf aller möglichen Güter wie kostbarer Teller, Teppiche, Kleider, Wandteppiche, eingelegter Holzarbeiten, Silber- und Golddraht, Kunstobjekte, Juwelen, Tharlarion, Tarsk und natürlich Frauen. Diese Gewinne erhält man auch durch die Erhebung einer ›Befreiungssteuer‹, und es ist dann Sache der neuen Machthaber, sie mit guter Miene willkommen zu heißen und sie vor der Bevölkerung zu rechtfertigen.

Das schäumende dunkle Wasser in dem Graben hatte fast die Bohlen der Brücke erreicht.

Die Laterne an dem Pfosten zu meiner Rechten schaukelte wild im Sturm.

Ein Blitz erhellte die Dunkelheit, und einen kurzen Augenblick lang war die Palisade auf der höchsten Stelle des Plateaus zu sehen.

Die Blitze kamen nun immer häufiger.

Die Bohlen der Brücke waren feucht und rutschig. Ihre Breite betrug etwa zwei Meter vierzig; zwei Wagen paßten nicht nebeneinander. Sie führte zu einem überdachten Tor, dem sich vermutlich ein ebenfalls überdachter Hof und ein dahinterliegendes zweites Tor anschlossen. Solche inneren und äußeren Tore sind selten zur gleichen Zeit geöffnet. In dem überdachten Wegstück befanden sich zweifellos Schießscharten, an den Seiten und direkt im Dach. Zwei gewaltige Seile, deren Durchmesser mehr als fünfundzwanzig Zentimeter betrug, ragten von der oberen Torhälfte zur Brücke, wodurch es möglich war, den hinteren Teil nach Gutdünken zu heben und zu senken. War die Brücke oben, bedeckte und beschützte sie das Tor, und die Herberge war von der Außenwelt abgeriegelt, eine Insel in einem kleinen See.

Derartige Herbergen können auch als Festungen dienen, wovon aber nur selten Gebrauch gemacht wird. Man kann sie als einfacher Reisender betreten und gegen Bezahlung dort übernachten. So gesehen stehen sie allen offen, obwohl es nicht ungewöhnlich ist, wenn sie in der Nacht verschlossen sind. Doch wie bereits erwähnt können sie als Festungen benutzt werden. Mehr als eine solche Herberge wurde in unzugänglichen Gegenden als Zufluchtsort vor marodierenden Soldaten oder Räuberbanden benutzt. Es ist auch schon vorgekommen, daß sie von den Überresten besiegter Truppen in Beschlag genommen wurden, als Ort, an dem man eine verzweifelte letzte Schlacht schlagen kann. In abgelegenen, unruhigen oder barbarischen Gegenden dienen solche Herbergen als Außenposten, als Festungen, von denen aus man die Umgebung befrieden kann. Innerhalb der Palisade gab es bestimmt Platz für mehrere Wagen. Ich konnte schlecht schätzen, wie viele es hier wären.

Außerdem gab es hier bestimmt irgendwo einen

überdachten Tarnturm, allerdings konnte ich mir nicht vorstellen, daß er jetzt beleuchtet war. Sie sind nicht nur ein Hinweis auf den Standort der Herberge und ihrer Annehmlichkeiten, sondern bieten auch eine sichere Annäherung, die nicht durch Tarndraht behindert wird. Natürlich steuert man den Vogel auf die linke Seite des Lichts. Von der Tradition her findet auf Gor der Verkehr auf der linken Seite statt. So ist der Schwertarm stets auf die Entgegenkommenden gerichtet – falls man Rechtshänder ist, aber das sind die meisten Goreaner.

Links vor der Brücke stand ein Wagen. Die hintere Plane war nach unten gezogen. Der Regen perlte von ihr ab. Unter dem Wagen hockte eine zusammengekrümmte kleine Gestalt, die ein Stück Segeltuch um Kopf und Schultern gelegt hatte. Im Wagen hielten sich vermutlich ein Mann und seine freie Gefährtin auf. Zweifellos war die Anwesenheit der kleinen Gestalt unter dem Wagen, die dort in der Kälte hockte, auf die Anwesenheit der freien Gefährtin im Wagen zurückzuführen, vorausgesetzt sie war nicht auf irgendeine Weise ungehorsam gewesen. Ich hatte keinerlei Zweifel, daß das Mädchen bei weitem schöner und anziehender als die freie Gefährtin war. Das sagte einem schon ihr Status. Freie Frauen hassen solche Individuen und versäumen nur wenige Gelegenheiten, sie leiden zu lassen. Ich fragte mich, ob der Bursche im Wagen das Mädchen bloß zu seinem Vergnügen gekauft hatte oder es als Möglichkeit betrachtete, seine Gefährtin zu ermuntern, sich in ihrer Beziehung etwas mehr zu bemühen. Falls der Plan Erfolg zeigte, war er in diesem Fall vielleicht so anständig, sich des Mädchens zu entledigen und sie auf einem Markt zu verkaufen.

Ich ging in die Hocke. Erst da sah ich die schwere Kette, die durch einen unter dem Wagen angebrachten Ring führte. Ein Ende verschwand zwischen den Falten des Segeltuchs, in Halshöhe, vermutlich mit einem

Schloß an einem Kragen befestigt. Das andere Ende verschwand hinter der Gestalt, vermutlich um ihre überkreuzten Knöchel zu fesseln. Als sie meinen Blick spürte, kniete sie sich hin; die Hände kamen unter der Plane hervor, die Handflächen stützten sich auf den Kies, der Kopf senkte sich und deutete Gehorsam an.

»Oh!« stieß sie leise hervor, als ich das Segeltuch zurückschob. Auf allen vieren hockend blickte sie auf. Die Kette, die durch den Ring führte, war zweimal um ihren Hals geschlungen und dort mit einem Vorhängeschloß verschlossen. Sie diente ebenfalls dazu, die Knöchel zu fesseln, die wie erwartet überkreuzt und eng aneinandergekettet waren. So kann die Gefangene nicht laufen. Es ist allgemein üblich, Gefangene so zu fesseln, daß sie nicht aufstehen können. Das dient nicht nur der Sicherheit, sondern ist auch ein Symbol ihres rechtmäßigen Platzes. Unter dem Tuch war sie nackt und schön. Wie ich es mir gedacht hatte.

Sie schaute zu mir hoch. Ihr Körper wurde nun dem Regen ausgesetzt. Ihr Haar war schon naß; es war sehr dunkel und fiel ihr über die Schultern. Sie kniete nun auf dem Segeltuch, mit dem sie sich bedeckt hatte. Ich schob sie zurück und nahm ihre Hände. Sie waren klein, von wunderschöner Zartheit und weiblich. Außerdem waren sie kalt. Ich rieb sie eine Zeitlang. Dann legte ich sie zurück auf ihre Oberschenkel. Ich berührte ihren Körper, ganz zärtlich, verteilte den Regen auf ihrer Haut. Sie erbebt, Schultern und Brüste nun ganz feucht und glitschig vom Regen.

»Du bist hilflos«, sagte ich zu ihr. »Du wirst keinen Lärm machen.«

»Meine Knöchel sind aneinandergekettet«, flüsterte sie.

Ich legte sie auf den Rücken, etwas tiefer in den Schutz des Wagens. Die Kette glitt ein Stück durch den Ring über uns. Das Holz quietschte. Anscheinend bewegte sich dort oben jemand. Der Bursche, dem der

Wagen gehörte, drehte sich vermutlich im Schlaf um oder wandte sich seiner Gefährtin zu. Aber dann wurde es wieder ruhig, es war nichts mehr zu hören bis auf den Wind, den Regen und das ferne Grollen des Donners.

Unsere Gesichter berührten sich fast. »Du bist eine Sklavin«, flüsterte ich.

Plötzlich blitzte es, Donner krachte ohrenbetäubend.

Ich sah ihre Augen, näherte mich ihr, nahm ihren Kopf und gab ihr einen Kuß, wie es nur ein Sklavenherr konnte.

Ich zog mich zurück.

Sie sah zu mir hoch, wild, voller Angst, voller Begierde. »Ja«, flüsterte sie leidenschaftlich, hilflos. »Ich bin eine Sklavin. Ich bin eine Sklavin!« Dann stemmte sie sich mir entgegen, schlang die Arme um mich und drückte die Lippen gierig und dankbar auf die meinen.

Ich legte sie zurück auf den Rücken.

Dann liebte ich sie, und sie wand sich auf dem nassen Segeltuch, dort unter dem Wagen, begleitet von den niedergehenden Blitzen und dem krachenden Donner.

Sie war klein, nackt und anschiemig. Ihr Schenkel trug das Brandzeichen, wie ich herausfand, als ich sie herumdrehte und zuerst abtastete. Im Licht des nächsten Blitzes sah ich es dann, das zierliche kleine ›Kef‹ für ›Kajira‹, manchmal auch Stab oder Frond genannt. An ihrem Hals, unter der Kette, befand sich der normale, enge goreanische Sklavenkragen.

»Meine Knöchel sind zusammengekettet«, schluchzte sie leise und verzweifelt.

Dem entnahm ich, daß sie noch nicht lange Sklavin war. Sie kannte sich noch nicht gut in den Liebeskünsten aus.

Sie stöhnte leise auf.

Ich schob ihre Beine hoch und glitt zwischen sie; sie umfaßten mich eng. Ich hob das Mädchen an und ließ



es wieder herunter. Es stöhnte wieder und packte mich fester.

Der Sturm war wild.

Eine Zeitlang später befreite ich mich von ihr.

Es gibt natürlich mehrere Methoden, sich um eine Frau mit gefesselten Knöcheln zu kümmern. Ich hatte mich nur einer bedient.

»Falls es Fragen gibt, hat man dir Schweigen befohlen, und du warst hilflos«, sagte ich ihr. Was sogar der Wahrheit entsprach. »Es war jemand, der zufällig vorbeikam.« Solche Dinge sind nicht ungewöhnlich, vor allen Dingen, wenn die Sklavinnen keinen Eisengürtel tragen und damit allen zur Verfügung stehen.

»Ich kann nicht glauben, was ich eben gefühlt habe«, flüsterte sie.

»Du mußt solche Gefühle erdulden, wenn dein Herr sie dir zuteil kommen lassen will.«

»Ja, Herr!«

Meiner Meinung nach sind Ausmaß und Natur solcher Gefühle eine normale Funktion der betroffenen Individuen. Natürlich spielen auch andere Faktoren eine Rolle. In diesem speziellen Fall spielte vermutlich die Fesselung eine Rolle. Fesselt man die Frau, und sei es auch nur symbolisch, intensiviert das aus psychologischen und körperlichen Gründen den Orgasmus. Freien Frauen ist dies weitgehend unbekannt, auch wenn viele von ihnen es anscheinend vermuten. In der Realität können sie diese Erfahrung natürlich erst dann machen, wenn sie sich selbst gefesselt auf den Knien wiederfinden. Die bedeutsamste Fessel ist natürlich die Natur der Sklaverei selbst, bei der die Frau weiß, daß der Mann ihr überlegen ist und sie sich ihm in jeder Hinsicht unterordnen muß. Dies regelt die natürliche, biologische Beziehung zwischen den Geschlechtern, und zwar in einem organisierten, sozialen, zivilisierten Zusammenhang.

»Oh, kauft mich, Herr! Kauft mich!« flehte sie mich an.

»Nur eine Sklavin bittet darum, gekauft zu werden.«

»Ich bin eine Sklavin«, sagte sie. »Das hat mir der Sklavenherr beigebracht, der mich vor Wochen gefangen hat!«

»Vermutlich bist du nicht zu verkaufen.«

»Mein Herr macht sich nichts aus mir«, erzählte sie. »Er hat mich nur gekauft, um seine Gefährtin zu ärgern, die schrecklich gemein zu mir ist. Tagsüber überläßt er mich sogar Fremden, für ein Tarskstück.«

»Bemüht und sorgt sich seine Gefährtin jetzt mehr um ihn?« wollte ich wissen.

»Ich glaube nicht,«

»Vielleicht sollte sie diejenige sein, die angekettet unter den Wagen gehört.«

»Sie ist eine freie Frau!« protestierte das Mädchen entsetzt.

»Dein Herr verlangt ein Tarskstück für deine Dienste?«

»Ja.«

»Öffne den Mund!«

Sie gehorchte, und ich zog eine Münze aus der Tasche, ein schmales dreieckiges Achtel einer Kupfertarnscheibe, und schob sie ihr in den Mund.

»Die ist für deinen Herrn«, sagte ich. Viele Goreaner, vor allem Angehörige der niederen Kasten, tragen bei Besorgungen die Münzen im Mund. Kleidungsstücke haben nur selten Taschen.

Sie sah mich an.

Ich zog das Segeltuch wieder hoch und legte es ihr um die Schultern, um sie vor der Wut des Sturms zu beschützen.

Als ich ihr die Münze in den Mund gelegt hatte, hatte ich nicht nur den Preis ihres Herrn bezahlt, der durchaus angemessen war, sondern gleichzeitig verhindert, daß sie mich weiterhin belästigte.

Ich gab ihr noch einen Kuß. Das Wasser, das ihr die

Wangen hinunterlief und das ich für Regen gehalten hatte, schmeckte salzig.

Ich kroch unter dem Wagen hervor und nahm mein Bündel auf.

Sie sah mir nach. Dank der Münze in ihrem Mund wußte sie, daß sie nun still zu sein hatte.

Ich sah zu dem Felsplateau hoch, zu der Palisade. Dort hing vom Querbalken eines hohen Pfostens das große Schild in der Form eines Vogels mit geierähnlichem Hals und verzerrtem rechten Bein mit ausgestreckten Krallen an seinen Ketten und schwankte im Sturm, das Zeichen der Herberge *Zum Krummen Tarn*.

Ein Blick über die Schulter verriet mir, daß das Mädchen mir noch immer hinterhersah.

Ich zeigte auf den Kies vor ihr.

Sofort kniete sie nieder und senkte gehorsam den Kopf auf den Boden.

Dann wandte ich mich ab und betrat die Brücke, die zum Tor führte. Das Mädchen hatte ich da bereits schon vergessen. Schließlich war sie eine Sklavin, und sie war bezahlt worden.

»Du bist keine Frau«, sagte die Stimme hinter der Tür, einer niedrigen, schmalen Tür im linken Torflügel. Augen starrten hinter einer kleinen Luke hervor. »Zeig dein Geld!«

Ich hob einen Kupfertarsk. Der Kerl hinter der Tür hob eine kleine Tharlarionöl-Lampe an die Öffnung. Ich hielt die Münze so, daß er sie sehen konnte, reichte sie jedoch nicht durch die Öffnung.

»Das ist nicht genug!«

Ich hielt einen Silbertarsk hoch. Die Tür öffnete sich.

Ich trat ein.

Er verschloß die Tür hinter mir.

Dann folgte ich ihm durch einen hohen, gut dreißig Meter langen Holztunnel zum Innentor. Dort drehte er sich um. »Etwas für den Türsteher«, verlangte er.

»Du wirst vom Hausherrn bezahlt.«

»Die Zeiten sind schwer«, sagte er. »Und es ist spät. Ich habe die Tür zu später Stunde geöffnet.«

»Das stimmt«, erwiderte ich und legte ihm ein Tarskstück in die Hand.

»Die Zeiten sind schwer«, wiederholte er.

Ich setzte mein Bündel ab, holte ein Messer heraus, drückte ihm die Spitze gegen den Bauch und drängte ihn gegen das Innentor. Er wurde kreidebleich. Ich hob seinen an den Schnüren baumelnden Geldbeutel an und öffnete ihn mit der Messerspitze. Er enthielt mehrere Münzen. Das war im Licht der kleinen Lampe deutlich zu erkennen,

»Die Zeiten sind gar nicht so schwer, wie du glaubst«, sagte ich. »Wieviel verlangst du?«

»Ein Tarskstück ist mehr als ausreichend«, sagte er.

»Das hast du bekommen.«

»Ja, Herr«, sagte er. »Vielen Dank, Herr.« Er steckte das Tarskstück in den Geldbeutel, nahm ihn mir ganz sachte aus der Hand und ließ ihn fallen, als er den Eindruck hatte, daß es gestattet war, so daß er wieder an seiner linken Seite vom Gürtel baumelte. Ein Rechtshänder hebt den Geldbeutel normalerweise mit der linken Hand an und greift mit der rechten hinein. Das Gewicht des Beutels sorgt dafür, daß die Schnüre ihn wieder verschließen.

»Es ist eine stürmische Nacht«, sagte ich.

»So ist es, Herr«, erwiderte er. »Was gibt es Neues aus dem Norden?«

»Ich komme aus dem Süden.«

»Nur wenige reisen jetzt nach Norden.«

»Die meisten Reisenden hier kommen bestimmt aus dem Norden.«

»Ja«, sagte er. »Wir sind völlig überfüllt.«

»Mit Leuten aus Ar-Station?«

»Davon haben wir nicht viele«, sagte er. »Die wenigsten konnten fliehen.«

»Die meisten sind in der Stadt eingeschlossen?«

»Anscheinend.«

»Wie ist der neueste Stand der Dinge?« fragte ich.

»Es gibt nur wenig Neues.«

»Und was ist das Alte?«

»Woher kommst du?« fragte er,

»Aus dem Süden.« Es ging den Burschen nichts an, daß ich aus Ar kam.

»Ich habe bloß gehört, daß die Cosianer Ar-Station eingeschlossen haben, an drei Seiten von Land. Sie haben den Hafen versperrt, und zwar mit einem Wall aus zusammengeketteten Flößen.«

»Sind die Mauern gestürmt worden?«

»Mehrere Male sogar, aber die Verteidiger haben es stets geschafft, die geschlagenen Breschen zu halten und die Mauer zu reparieren.«

Ich nickte. Bei solchen Gelegenheiten kommt es zu

erbitterten Kämpfen. Das gilt auch für den Straßenkampf. »Soweit dir also bekannt ist, halten die Cosianer keinen Teil der Stadt besetzt.«

»Nicht, daß ich wüßte.«

»Wie viele Männer sind in den Kampf verwickelt, und wer wird deiner Meinung nach gewinnen?«

»Du bist derjenige, der das Scharlachrot trägt«, sagte er. »Ich bin bloß ein Türsteher.«

»Du hast doch sicherlich einiges gehört«, sagte ich. Ich steckte das Messer wieder ein. Ich spürte, daß ich den Burschen damit unruhig machte.

»Ich habe gehört, daß vor Ar-Station Tausende von Cosianern, ihren Hilfstruppen und ihren Söldnern stehen«, sagte er. »Wenn das stimmt, müssen sie den Männern von Ar-Station zehn zu eins überlegen sein.«

»Ausrüstung, Vorräte?«

»Sie haben Belagerungsgerät von Brundisium mitgebracht. Die Stadt ist auch die Quelle ihrer Vorräte, nehme ich an.«

Das ergab einen Sinn. Doch wenn dem so war, warum hatten Ars Tarnkämpfer keinen Versuch unternommen, diese Nachschubwege zu unterbrechen? Falls das geschehen war, hatte ich jedenfalls nichts davon gehört.

»Will man den Berichten Glauben schenken, waren die Kämpfe vor Ar-Station langwierig und verbissen. Die Mauern werden von Soldaten und Bürgern gleichermaßen verteidigt. Ich glaube, die Cosianer haben mit keinem derartigen Widerstand gerechnet.«

Das glaubte ich auch nicht.

»Du gehörst der roten Kaste an«, sagte er. »Warum ist Cos an Ar-Station interessiert?«

»Da bin ich mir nicht ganz sicher«, sagte ich. »Es könnte verschiedene Gründe haben, und einige davon scheinen offensichtlich. Wie du weißt, rührt ein Teil der Spannungen zwischen Ar und Cos von der wirtschaftlichen Konkurrenz im Voskbecken her. Die Eroberung

von Ar-Station würde auf einen Streich den wichtigsten Pfeiler von Ars Macht in dieser Gegend vernichten und einen Keil zwischen die Salerianische Konföderation und die Voskliga treiben.«

Dank ihres gegenseitigen Mißtrauens unterhielten Ar, Cos und die Salerianische Konföderation normalerweise enge Beziehungen zueinander, und die Voskliga, ein Bund von Städten entlang des Vosk, der ursprünglich wie die Salerianische Konföderation am Olni gegründet worden war, um die Flußpiraten in Schach zu halten, war zumindest theoretisch von Ar und Cos unabhängig. Ich sage theoretisch, da eine der Gründungsstädte der Liga Port Cos ist, das, obwohl es eine souveräne *Polis* ist, ursprünglich von Cosianern gegründet und besiedelt wurde. Wäre Ar am Vosk aus dem Weg, würde es zweifellos sehr schnell Spannungen zwischen Cos und der Salerianischen Konföderation geben, vielleicht auch zwischen Cos und der Voskliga, und zwar aus denselben Gründen wie zuvor zwischen Cos und Ar.

Victoria, Tafa und Fina sind bekannte Städte der Voskliga. Die westlichste Stadt der Liga ist Turmus am Delta des Flusses. Die östlichste ist Weißwasser. Einige der dem Bund angehörigen Städte befinden sich östlich von Ar-Station, wie zum Beispiel Waldhafen, Iskander, Tancreds Furt und natürlich das eben bereits erwähnte Weißwasser. Obwohl Ar-Station offenbar aktiv an dem Kampf gegen die Flußpiraten beteiligt ist, hat es sich niemals der Liga angeschlossen. Der Grund dafür ist vermutlich im Einfluß von Ar zu suchen, das seine ausgedehnten Gebietsansprüche in der Region durch die Mitgliedschaft in einem solchen Bündnis ausgesprochen untergraben und bedroht gesehen hätte.

Das Hauptquartier der Liga befindet sich in Victoria. Vermutlich hat das besondere historische Gründe, da die Stadt nicht unmittelbar am Vosk liegt, sondern im Westen, in einer Gegend, die traditionellerweise eher

dem cosischen Einflußbereich unterliegt. Demzufolge war die geographische Position – zumindest, was eine wünschenswerte ungefähre Mitte zwischen dem Delta und dem Olni betrifft – anscheinend nicht die wichtigste Bedingung für den Standort des Hauptquartiers der Liga. Wäre das der Fall gewesen, hätte man eher erwartet, es beispielsweise in Jasmine oder Siba vorzufinden, Städte von wesentlich zentralerer Lage.

»Ich habe gehört«, sagte der Mann, »daß sich schon vor Wochen in Ar ein großes Heer in Marsch gesetzt hat, das Ar-Station zu Hilfe kommen soll.«

»Das habe ich auch gehört«, sagte ich. Ich wußte, daß das der Wahrheit entsprach. Ich wußte auch, daß Ar mit diesem Entsatzheer unerklärlicherweise – jedenfalls meiner Meinung nach – fast seine gesamten Streitkräfte in Marsch gesetzt hatte, und das, obwohl die Cosianer gar nicht im Norden standen, sondern vor Torcodino. Ich hielt dies für einen taktischen Fehler von beinahe unglaublichem Ausmaß. Es war erst wenige Wochen her, daß ich mich in Torcodino aufgehalten hatte; ich war da gewesen, als Dietrich von Tarnburg mit nur ein paar tausend Söldnern in einem wagemutigen Vorstoß die Stadt eroberte, die als cosisches Depot und Ausgangsort für den Vormarsch nach Osten diente und in der Belagerungsgerät und Nachschub gelagert worden waren. Sie hatten die Stadt durch Aquädukte betreten, buchstäblich über die Köpfe der ahnungslosen cosischen Armee hinweg, die im Umkreis der Stadt kampierte. Diese Tat hatte die Invasion zum Erliegen gebracht. Ich erwartete, daß Dietrich es schaffen würde, Torcodino den Winter über zu halten, aber nicht länger. Ich hatte für Dietrich Briefe nach Ar transportiert, die sich mit diesem Problem beschäftigten.

In dieser Zeit der Intrigen und um keinen Verdacht aufkommen zu lassen, hatte Gnieus Lelius, der Hohe Berater und Erste Minister von Ar, der in Abwesenheit von Ubar Marlenus die Stadt als Regent regierte, mich



von Soldaten in den Zentralzylinder bringen lassen; als wäre ich verhaftet worden, um mich irgendeiner Anklage zu stellen. Dort hatte ich dann lange persönlich mit dem Regenten gesprochen. Ich hatte ihn gedrängt, nach Torcodino zu marschieren, um das Gros des cosischen Heeres anzugreifen. Aber Ars Soldaten waren nicht zurückgerufen und nach Torcodino umgeleitet worden. Sie waren weiter nach Norden marschiert, als läge die Hauptgefahr bei Ar-Station. Das war Wahnsinn oder zumindest unverständlich, da es meiner Meinung nach Ar und sein Herzland den Cosianern auslieferte. Außerdem schien es den Erfolg der kühnen Tat Dietrichs zunichte zu machen, der den Vormarsch des Feindes aufgehalten und Ar die Zeit verschafft hatte, Gegenmaßnahmen zu planen, die Waffen aufzunehmen und zu marschieren. Ar ließ die Cosianer in Torcodino unbehelligt. Es war nach Norden marschiert, vermutlich um Ar-Station zu entsetzen. Gnieus Lelius hatte mir nachdenklich und geduldig zugehört. Aber allem Anschein nach vertraute er dem Urteil seiner Offiziere. Danach hatte ich Wochen in Ar festgesessen, ein Gast im Zentralzylinder, der unablässig wartete. Schließlich übergab man mir einen versiegelten Brief für den befehlshabenden Kommandanten von Ar-Station, einen Mann namens Aemilianus. Das war alles. Noch in derselben Nacht war ich auf dem Rücken eines Tarns nach Norden aufgebrochen. Ich hatte den Tarn erst vor zwei Tagen verkauft, um zu Fuß weiterzugehen. Am Himmel hatte es von Patrouillen nur so gewimmelt. Ich war davon überzeugt gewesen, daß es, je weiter ich nach Norden kam, nur noch schlimmer werden würde. Vermutlich stiegen meine Aussichten, Aemilianus die Botschaft, deren Inhalt mir unbekannt war, erfolgreich zu übergeben, wenn sie nicht von einem Tarnsmann transportiert wurde, sondern von einem auf der Straße Reisenden, der zwischen den Söldnern und Zivilisten nicht weiter auffiel. Diese Überlegung wurde zusätzlich von

der Tatsache gestützt, daß Ar-Station überall Tarn-drähte gespannt hatte und der Himmel über der Stadt zur Zeit von Cos kontrolliert wurde.

»Aber ein solches Heer ist bis jetzt noch nicht hier vorbeigekommen«, sagte der Mann.

»Ich weiß auch nicht, wo es ist.« Ich hatte im Süden in Herbergen übernachtet, an denen das Heer vorbeimarschiert war, wobei es jeweils fünf Tage zwischen zwei bestimmten Punkten benötigt hatte. Als ich nach Norden reiste, war ich in Herbergen eingekehrt, die sich entweder an oder zumindest in der Nähe der Viktel Aria befanden, doch hier hatte niemand die Soldaten gesehen. Anscheinend hatte das Heer die Viktel Aria irgendwo nördlich von Venna verlassen.

»Es kann nicht einfach verschwunden sein.«

»Für uns mag das ein Geheimnis sein«, sagte ich, »aber denjenigen, die über die richtigen Informationskanäle verfügen, wird die Position des Heeres gut bekannt sein.« Selbst südlich von Venna war ich auf Flüchtlinge aus Ar-Station und Umgebung gestoßen. Einige hatten mir erzählt, daß sie aus der Ferne ein vorbeiziehendes Heer gesehen hatten. Mir war sogar von Männern und Frauen berichtet worden, die ihm nach Norden gefolgt waren, als wären sie von seinem Sieg überzeugt und kehrten darum nach Hause zurück. Am meisten Kopfzerbrechen bereitete mir dabei die Tatsache, daß die Viktel Aria für Hunderte von Pasang die direkte Route nach Ar-Station und damit zum Fluß darstellte.

Es war eine Militärstraße, die von Militäringenieuren als Militärroute geplant worden war. Sie führte in fast gerader Linie von Ar zum Vosk. Sie machte nur wenige Konzessionen an Städte oder Gemeinden. In erster Linie war sie als eine verlässliche, beinahe unzerstörbare Straße geschaffen worden, auf der Männer unter Waffen schnell transportiert werden konnten. Doch warum hatte das Heer aus Ar sie dann verlassen auf

seinem angeblichen Marsch nach Ar-Station, wo es den Belagerten zu Hilfe eilen sollte? Von allen Hypothesen hielt ich die für am wahrscheinlichsten, daß das Heer nicht nach Ar-Station unterwegs war, sondern auf Brundisium zuhielt, wo die Cosianer vor Monaten gelandet waren. Das bedeutete, daß man entweder Ar-Station in diesem grausamen Spiel opfern wollte oder daß Ars Generäle der Überzeugung waren, ein Angriff auf Brundisium werde die Belagerung von Ar-Station beenden, da die Cosianer möglicherweise verleitet wurden, sich von dort zurückzuziehen, um Brundisium zu schützen. Ein solcher Zug würde natürlich den Hauptteil der cosischen Streitmacht isolieren, sie der Unterstützung aus Cos und Tyros berauben und sie von ihren Truppen vor Ar-Station berauben. Ich bezweifelte keinen Augenblick lang, daß die militärische Macht, die Ar im Norden versammelt hatte – wenn sich das Heer tatsächlich dort befand –, ausreichte, um Brundisium zu erobern. Die Bedenken gegen diese Strategie lagen natürlich auf der Hand. Ars Bastion am Vosk, Ar-Station, wurde als entbehrlich behandelt, was es natürlich nicht war, wenn Ar seine Macht im Voskbecken behalten wollte. Selbst wenn Brundisium fallen sollte, wäre dies für Cos kaum eine Katastrophe. Aller Voraussicht nach würden die Cosianer durchaus dazu fähig sein, sich einen anderen Hafen zu suchen, über den sie ihre Nachschub- und Kommunikationslinien geöffnet hielten. Außerdem fehlten Ar die Möglichkeiten, aus der Eroberung von Brundisium weiteren Nutzen zu ziehen, indem es die Küste sperrte oder den Versuch unternahm, eine Invasion von Cos in Angriff zu nehmen, da es über keine nennenswerte Marine verfügte.

Der schwerstwiegende Einwand bestand natürlich darin, daß diese Taktik die Stadt Ar für das cosische Invasionsheer angreifbar machte, das zur Zeit vor Torcodino lag. Es hatte fast den Anschein, als seien die Generäle Ars bereit, Ar gegen einen Hafen einzutauschen,

der, wenn man es genau nahm, nicht einmal Cos gehörte. Und sollte es tatsächlich der Wahrheit entsprechen, daß Ar auf Brundisium zu marschierte, so hatte ich bemerkenswerterweise noch nichts davon gehört. Zog man die typische Marschgeschwindigkeit eines Heeres in Betracht, hätte Ars Einsatzheer nicht nur längst vor Ar-Stations Toren stehen müssen, sondern auch Brundisium erreichen können, das viel weiter entfernt lag.

Ich wußte nicht, wo sich Ars Heer aufhielt. Ich stand einem Geheimnis gegenüber, zumindest soweit es meine beschränkten Informationen betraf. Vielleicht plante es ja aus irgendeinem unerfindlichen Grund, Ar-Station aus dem Westen zu Hilfe zu kommen, um sich so zwischen die cosische Belagerungsstreitmacht und ihre voraussichtlichen Fluchtrouten zu setzen, die entweder westsüdwestlich nach Brundisium oder mehr südwestlich nach Torcodino führten. Falls dies der Fall war, hätten wir aber mittlerweile etwas hören müssen, was diese Annahme untermauerte. Wenn es sich tatsächlich so verhielt, hätten die Soldaten aus Ar mittlerweile an der Westflanke der Cosianer aufmarschieren müssen.

»Ich fürchte um Ar-Station«, sagte der Türsteher.

»Warum?«

»Ich glaube nicht, daß es noch lange standhalten kann«, meinte er. »Die Angreifer sind zahlreich. Die Verteidiger wurden dezimiert. Jeden Tag werden neue Breschen in die Mauer geschlagen. An einigen Stellen wurde sie unterminiert. In der Stadt ist es zu Bränden gekommen, verursacht von Saboteuren, brennenden Speeren und Feuerkörben, die man über die Mauern katapultierte. Die Stadt hungert. Wenn Ar nicht bald den Belagerungsring sprengt, wird sie sich wohl ergeben müssen.«

»Ich verstehe.«

»Der Kampf, an dem sich die Zivilisten beteiligen,

war lang und verbissen. Die Männer aus Cos haben damit nicht gerechnet. Sie haben schwere Verluste erlitten. Sie werden nicht erfreut sein.«

Ich nickte.

»Ich wäre ungern in der Stadt, wenn die Tore nachgeben.«

»Es ist spät.«

Er öffnete die Tür des Innentors. »Der Tisch des Verwalters und der Pagaraum befinden sich im rechten Gebäude«, sagte er.

Ich blickte durch die Tür auf den Hof der Herberge. Ich war bis auf die Haut durchnäßt. Der Regen hatte nicht nachgelassen. In dem überdachten hüttenähnlichen Durchgang zwischen den Toren war es wenigstens trocken. Mit Ausnahme von einigen Nebengebäuden war die Herberge aus stabilen Holzstämmen erbaut; sie bestand aus zwei Gebäuden, die mit einem durchgehenden Spitzdach verbunden waren. Der freie Platz dazwischen diente als Durchgang. Jedes Gebäude wies drei oder vier Etagen auf, die vermutlich mit Leitern verbunden waren. Die Entfernung zwischen dem Innentor und dem Durchgang betrug etwa dreißig Meter. Der Boden des Hofes bestand hauptsächlich aus dem bearbeiteten, begradigten Felsgestein des Plateaus. Man hatte schmale Abflurinnen hineingeschlagen. Dadurch wurde das Wasser unter der Palisade durch in den Graben abgeleitet. Der Regen floß auch von dem mindestens sechzig Meter langen Dach der Herberge und prasselte zwölf Meter tief in den Hof.

Ich drückte dem Mann noch ein Tarskstück in die Hand. »Vielen Dank, Herr«, sagte er. Er hatte sich bemüht, hilfsbereit zu sein, obwohl ich zugegebenermaßen nur wenig erfahren hatte, das ich nicht schon zuvor gewußt hatte. Zumindest wußte ich nun, daß sich die Belagerung von Ar-Station einem kritischen Punkt näherte. Ich nahm das Bündel, schob den Umhang über den Kopf und ging los, um in dem kalten

Regen den Hof zu überqueren. Hinter mir krachte die Tür ins Schloß, dann wurde der Riegel vorgeschoben. Ich eilte auf das Gebäude zu, das mir am nächsten stand. Dort hatte etwas meine Neugier erregt. Ich betrachtete sie kurz, wie sie dort hockten, dem strömenden Regen ausgesetzt, dann ging ich einmal um das Gebäude herum. Ich wollte sie mir später genauer ansehen. Aber zuerst wollte ich auf Erkundungstour gehen. Daran war vermutlich meine Ausbildung zum Krieger schuld.

Ich sah nur mehrere der kleineren Gebäude und Hütten an, ihren Standort und welche Deckung und Möglichkeiten sie boten. Es gab Ställe für Tharlarion und Hallen, in denen man Wagen untergestellt hatte. Auf der Plattform eines hohen Turms gab es ein Tarnfeuer, das nicht entzündet war. Ich fand auch das Tarntor, aber es war geschlossen; zwischen seinen Pfosten war Tarndraht gespannt, und ich war davon überzeugt, daß er auf dem ganzen Gelände zu finden war (man hatte ihn sicher vom Dach der Herberge bis zur Palisade gespannt). Im Tarnstall hielt sich zur Zeit nur ein Tarn auf. Ich schloß aus dem Zustand des Vogels und seiner offensichtlichen Wachsamkeit und Wildheit, daß es sich um einen Kampfvogel handelte. Das war allerdings auch der einzige Hinweis, der meine Vermutung bestätigte; es gab keine mit Wappen verzierte Satteldecke, keine Insignien, das Sattelgeschirr wies keinen eindeutigen Stil auf. Ich sah mich weiter um, konnte aber keine Soldatenunterkünfte und erst recht keine Garnison entdecken. Es fehlten sogar Berufswächter, obwohl es zweifellos ein oder zwei stämmige Burschen für Notfälle gab. Ich kehrte zum Haupthaus zurück, das zahlreiche schmale Schießscharten aufwies. Durch die Bauweise waren so etwas wie zwei Festungstürme entstanden, die notfalls verteidigt werden konnten. Die Entscheidung diktierte im Einzelfall vermutlich die Anzahl der möglichen Verteidiger. Ich nahm an, daß ein schmaler, mühe-

los abzuriegelnder unterirdischer Gang, der aus dem Fels gegraben worden war, beide Herbergsflügel miteinander verband. Dieser führte bestimmt unter dem überdachten Durchgang entlang. Im Gegensatz zu einer weit verbreiteten Annahme ist es alles andere als leicht, solche Gebäude in Brand zu stecken. Das liegt hauptsächlich an der senkrechten Struktur der Wandoberfläche. Mit der Palisade verhält es sich ähnlich. Der normale Brandpfeil brennt sich normalerweise von selbst aus.

Ich hatte die Vorderseite des linken Gebäudes wieder erreicht, die Stelle, wo ich eben etwas Bemerkenswertes gesehen hatte.

»Löse mich aus!« rief eine der Frauen. »Ich bitte dich!«

»Nein, löse mich aus!«

»Nimm mich! Mich!«

Sie waren zu fünft. Man hatte ihnen die Hände hoch über den Köpfen angekettet, was ihre nackten, regenassen Körper auf hübsch anzusehende Weise streckte. Die Handschellen waren mit kurzen Ketten verbunden, die an stabilen Ringen endeten. Die Länge der Ketten richtete sich nach der Körpergröße der Frau.

»Kann es sein, daß du dich unbehaglich fühlst?« fragte ich die Frau, die mich als erste angesprochen hatte.

»Ja. Ja!«

»Das ist nicht überraschend, so wie du festgemacht bist.«

»Bitte!«

Sie riß an den Handschellen, stemmte sich gegen die Wand. Ihr schwarzes Haar war von dem unter das Dach hereinwehenden Regen klatschnaß und klebte ihr auf den Schultern und am Körper.

»Wende den Blick ab!« verlangte sie.

Ich strich ihr Haar zurück hinter die Schultern, so war es aus dem Weg. Angekettet, wie sie war, würde es ihr schwerfallen, es wieder nach vorn zu schieben. Falls

erforderlich, konnte man es ihr natürlich im Nacken zusammenbinden.

»Bitte!« schluchzte sie.

An der Wand und dem Hof gab es insgesamt nur fünf Ringe, und sie waren alle belegt.

»Löse mich aus!«

»Ich soll dich kaufen?« vergewisserte ich mich.

»Niemals! Ich bin eine freie Frau!«

»Wir sind alle freie Frauen!« rief ihre Nachbarin.

Das war mir natürlich klar gewesen, da keine von ihnen den Kragen trug.

Die Schwarzhaarige zuckte zusammen, als ich ihren Schenkel überprüfte.

»Stell dich nicht so an«, sagte ich. »Du bist mindestens seit dem Nachmittag hier und bestimmt schon von mehreren Männern berührt worden.«

Ich konnte kein Brandzeichen entdecken, zumindest nicht an den von den Goreanern bevorzugten Stellen. Vermutlich handelte es sich tatsächlich um freie Frauen.

»Löse mich aus!« bettelte sie.

Hinter den Köpfen der Frauen hingen kleine Rechtecke aus Wachstuch, mit einem Nagel am Holz angeschlagen. Ich drehte eines um und las im Licht des nächsten Blitzes die auf der Rückseite notierten Zahlen.

»Wie heißt du?« fragte ich die Schwarzhaarige.

»Ich bin Lady Amina aus Venna. Ich war zu Besuch im Norden und mußte vor den anrückenden Cosianern fliehen.«

»Der Betrag, den man bezahlen muß, um dich auszulösen, beträgt vierzig Kupfertarsk, eine beträchtliche Summe.« Dieser Preis hatte auf der Rückseite des Wachstuches gestanden.

»Bezahl das Geld!« flehte sie. »Rette eine freie Frau von Adel aus der Gefahr. Ich werde dir ewig dankbar sein!«

»Nur wenige Männer gäben sich mit Dankbarkeit zufrieden.«



Sie zuckte ängstlich bis an die harte Wand zurück.

»Meine Rechnung beträgt nur dreißig Tarsk«, sagte ihre Nachbarin, eine Blondine.

»Meine fünfunddreißig!«

»Meine nur siebenundzwanzig!«

»Meine fünfzig«, weinte die fünfte Frau, »aber ich werde dafür sorgen, daß du deinen Einsatz nicht be-reust.«

»Wie denn?« fragte ich.

»In der Art der Frauen!« sagte sie tapfer.

Schreie des Protests und der Wut ertönten.

»Seid nicht so selbstgerecht«, wies ich die vier ande-ren Gefangenen zurecht.

»Wir sind freie Frauen!« sagte Lady Amina.

»Ihr seid verdammte Zechprellerinnen!«

Amina keuchte entsetzt auf, als sie hörte, wie ich sie bezeichnete, zwei der anderen protestierten wütend. Die vierte Frau wimmerte, da sie wußte, daß ich recht hatte. Die fünfte schwieg.

Ich mußte daran denken, daß mich der Türsteher, nachdem er sich vergewissert hatte, daß ich keine Frau war, nach meinem Geld gefragt und mich erst eingeladen hatte, als ich eine beträchtliche Börse vorweisen konnte. Vielleicht war der Grund dafür die Überbele-gung der Herberge und die in diesen ungewöhnlichen, gefährlichen Zeiten vermutlich in die Höhe getriebenen Preise.

»Bitte, nenn uns nicht so«, bat Amina.

»Was meinst du?«

»Was du gesagt hast.«

»Die Preise der Herberge sind doch bestimmt ange-schlagen, oder man kann sie erfragen«, sagte ich.

Sie schwieg.

»Wußtet ihr nicht, daß ihr nicht genug Geld hattet?«

Sie schwiegen alle.

Ich packte Amina fester.

»Ja, ja«, keuchte sie. »Ich habe es gewußt!«

»Wir haben es alle gewußt«, sagte die Blonde. »Wir sind freie Frauen. Wir haben erwartet, daß die Gäste sich wie Ehrenmänner verhalten, Verständnis zeigen, sich um uns kümmern!«

Ich lachte, und sie alle erbehten. Ich ließ Aminas Kinn los.

»Lach nicht«, sagte sie trotzig.

»Ich will es einmal zusammenfassen«, sagte ich. »Ihr seid in die Herberge gekommen, trotz der Tatsache, daß euch die Mittel fehlen, um eure Verpflichtungen zu erfüllen, in der Erwartung, vielleicht damit durchzukommen, daß man eure Rechnung einfach übersieht oder euch in hilfloser Wut aus dem Haus weist, oder daß sich bereitwillige Männer finden, die für euch bezahlen, die darum wetteifern, leichtsinnigen freien Frauen zu Diensten sein zu können.«

»Sollten wir die Nacht auf der Straße verbringen wie Bäuerinnen?« empörte sich die dritte Frau.

»Aber es sind schwere Zeiten, und nicht alle Männer sind Narren!«

Sie schrie wütend auf und riß an den Fesseln. Sie war gutproportioniert, ausgewogene Nahrung und Körperertüchtigung würden ihr guttun. Auf einem Markt würde sie bestimmt sechzig Kupfertarsk erzielen. Falls die Herberge so verfuhr – wozu sie wegen der unbezahlten Rechnung das Recht hatte –, würde sie sogar noch einen Gewinn von fünfundzwanzig Kupfertarsk erwirtschaften.

»Als ihr entdecktet, daß ihr nicht genug Geld hattet, hättet ihr darum bitten können, euch die Übernachtung zu verdienen.«

»Wir sind doch keine Schankmädchen!« rief die Blonde.

»Bemerkenswert, daß dein erster Gedanke in diese Richtung geht«, sagte ich. »Ich hatte da an andere Dinge gedacht, an Arbeit in der Waschküche oder Putzen.«

»Das sind Sklavenarbeiten!«

»Viele freie Frauen tun sie.«

»Das sind Arbeiten für Angehörige der unteren Kasten«, sagte sie. »Nicht für hochrangige freie Frauen, wie wir es sind!«

»Und doch seid ihr nun an der Wand angekettet und tragt nicht einmal mehr einen Schleier.«

»Trotzdem sind wir freie Frauen von Rang, und solche Frauen haben es nicht nötig zu arbeiten.«

»Vielleicht werden Frauen wie du bald genau das tun müssen«, vermutete ich.

»Was willst du damit sagen?«

Ich beachtete sie nicht und wandte mich wieder der Lady Amina aus Venna zu. »Sind in der Herberge noch mehr von eurer Sorte?«

»Nur eine. Sie hat die höchsten Schulden. Für sie war hier draußen kein Ring mehr frei.«

»Warum eigentlich ist sie, die das meiste Geld schuldet, im Haus, während man uns, die weniger Schulden haben, auf so beschämende Weise hier draußen angekettet hat und den Elementen aussetzt?« fragte die fünfte Frau.

»Vielleicht hat sie schon angefangen, sich Kost und Logis zu verdienen«, sagte ich.

Sie drängte sich gegen die Wand.

»Meine Arme schmerzen«, sagte die Blonde.

»Haben andere freie Frauen den Hof betreten, seit ihr hier seid?« fragte ich Lady Venna.

»Ja. Und sie haben uns gesehen. Einige von ihnen verließen die Herberge wieder, nachdem sie beim Verwalter waren. Vermutlich hatten sie nicht genug Geld.«

»Also scheint es einen Sinn zu haben, euch hier anzuketten«, sagte ich. »Einmal davon abgesehen, euch auf Männer aufmerksam zu machen, die euch auslösen könnten, macht die Herberge mit dieser Handlung eindeutig klar, was sie von versuchtem Betrug hält. Ihr dient anderen freien Frauen als Warnung, Frauen, die

ansonsten vielleicht versucht gewesen wären, ähnliche Schliche zu versuchen.«

»Wenn man uns nicht auslöst, was wird dann mit uns geschehen?« jammerte die vierte Frau.

»Das könnt ihr euch doch sicher denken«, sagte ich.

»Nein, nein nein!« riefen sie im Chor.

»Löse mich aus«, bat die Fragestellerin. »Ich werde mich erkenntlich zeigen, ansehnlicher Mann.«

»Sklavin!« schrie Amina sie wütend an.

»Sklavin!« schrie auch die Blonde.

»Hört auf«, sagte ich. »Sie ist keine Sklavin – *noch* nicht!«

Der Gedanke, daß Amina und die Blonde offenbar dachten, Sklavinnen könnten handeln, amüsierte mich. Wie viele freie Frauen hatten sie eine völlig falsche Vorstellung, was die Sklaverei eigentlich bedeutete. Die Sklavin – das gilt natürlich auch für den Sklaven – ist Besitz. Sie handelt nicht. Sie schuldet alles dem Herren und gibt ihm alles von sich. Sie bemüht sich, ihn auf jede nur erdenkliche Weise zufriedenzustellen, und hofft verzweifelt, daß es ihr auch gelingt. Vielleicht würden die beiden Frauen es irgendwann begreifen.

Ich wandte mich ab und schritt über den überdachten Platz auf das rechte Haus zu, wo sich laut Türsteher der Tisch des Verwalters befand. Vielleicht sollte ich noch erwähnen, daß solche überdachten Durchgänge hauptsächlich für die Passagiere von Mietkutschen bestimmt sind, damit sie vom Werter geschützt aus- und einsteigen können.

Es war spät. Der Regen hatte nachgelassen. Doch die Nacht war merklich kühler geworden. Ich freute mich auf ein heißes Bad, einen Ort, wo ich meine Kleidung trocknen konnte, eine Mahlzeit und ein warmes Bett.

»Bitte!« rief mir Lady Amina nach. »Bitte!« Aber ich ließ sie an die Wand gefesselt zurück.

Ich klopfte zweimal auf den Tisch des Verwalters.

Dahinter, an der Wand, hing eine Preisliste. Die Preise waren recht hoch. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß es sich um reguläre Preise handelte. Falls doch, war die Herberge kaum konkurrenzfähig.

Ich klopfte noch zweimal auf den Tisch.

Von der Decke hing eine Tharlarionöl-Lampe an drei Ketten.

Die Liste sah folgendermaßen aus:

Brot und Paga .....	2 K.T.
Andere Speisen .....	3-5 K.T.
Unterkunft.....	10 K.T.
Decken (2) .....	2 K.T.
Bad .....	1 K.T.
Bademädchen.....	2 K.T.
Schwamm, Öl und Schaber.....	1 K.T.
Mädchen für die Nacht.....	5 K.T.
T., Grünfutter und Stall .....	2 K.T.
T., Fleisch und Sitzstange.....	5 K.T.

Zu dieser Preisliste sind ein paar Anmerkungen nötig. Erstens sind diese Preise in keiner Weise typisch. In vielen Herbergen kann man – je nach Jahreszeit und wenn der Verwalter mit sich handeln laßt – für zwei oder drei Kupfertarsk einen ganzen Tag verbringen, wobei alles eingeschlossen ist. Natürlich unter der Voraussetzung, daß man beim Pagakonsum und dergleichen nicht übertreibt. In den meisten Herbergen sind Bademädchen, Schwamm, Öl und Schaber im Preis für das Bad enthalten. Die Preise auf dieser Liste erschienen weit überhöht, etwa um den Fak-

tor fünf und mehr. Das K. T. stand natürlich für Kupfertarsk.

Um die Sache zu verdeutlichen: In einer normalen Paga-Taverne bekommt man für einen einzigen Kupfertarsk Paga, Essen und ein Mädchen für den Alkoven, wenn man will. Tänzerinnen kosten natürlich manchmal zwei Münzen. Ich wußte nicht, was es hier mit der Rubrik andere Speisen auf sich hatte. Danach muß man immer fragen. Das war der Jahreszeit unterworfen, kam auf die örtlichen Lebensmittelhändler an und manchmal auch auf das Glück der Jäger und Fischer. In den meisten Herbergen ist das Essen einfach und herzhaft. Stellt man besondere Ansprüche, bringt man sich seine Speisen mit und sagt dem Verwalter, wie sie zubereitet werden sollen. Reiche Männer bringen manchmal sogar ihre eigenen Köche mit. Schließlich kann man sich nicht immer darauf verlassen, daß die Herbergsköche wissen, wie man turianischen Vulo oder Parsit aus Kassau zubereitet. ›Grünfutter‹ und ›Fleisch‹ bezogen sich auf Zug-Tharlarion beziehungsweise Tarns; das gleiche galt für Stall und Stange.

Als ich vor einigen Jahren nach Gor kam, rissen die gezähmten Tarns wie ihre wilden Artgenossen in freier Wildbahn das Futter noch selbst. Das könnten sie natürlich noch immer tun, aber mittlerweile hat man ihnen anezogen, sich mit vorbereitetem, sogar haltbar gemachten Fleisch zufriedenzugeben. Im Idealfall fangt man unmittelbar nach dem Ausschlüpfen damit an, sie daran zu gewöhnen; man stößt ihnen das Fleisch in die Schnäbel, so wie es die Muttervögel in der Wildnis tun. Das erledigt man mit Zangen. Bei älteren Vögeln, gefangenen wilden Tarns, geht man gewöhnlich so vor, daß man frisch geschlachtetes Fleisch an lebende Tiere bindet und später, wenn sich der Tarn daran gewöhnt hat, beides zu fressen, allein zu dem Schlachtfleisch übergeht. Ein jagender Tarn ist außeror-

dentlich gefährlich, wie man sicherlich nicht eigens zu erwähnen braucht, und auch wenn seine bevorzugte Beute der Tabuk oder das wilde Tarsk ist, greifen sie durchaus auch Menschen an. Bemerkenswerter- und vielleicht auch vorhersehbarerweise lag dieser Neuerung in der Abrichtung weniger die Bestrebung zugrunde, die Sicherheit der Menschen zu erhöhen – vor allem der Bewohner ländlicher Gebiete –, sondern hauptsächlich der Versuch, militärische Vorgehensweisen zu verbessern, vor allem in der Logistik und im Nachschub der Tarnkavallerie. Es ist allein dieser Maßnahme zu verdanken, daß das Vorhaben, große, aus Hunderten von Tarnkämpfern bestehende Luftkavallerieabteilungen aufzustellen, überhaupt erst durchführbar wurde.

»Tal«, sagte der grauhaarige Bursche, der müde durch die Tür kam.

»Tal«, erwiderte ich.

»Es ist ruhiger draußen.«

»Es regnet noch immer.«

»Zehn Tarsk die Nacht«, verkündete er. Das stimmte mit der Liste überein.

»Das ist sehr teuer.«

»Stimmt«, sagte er. »Ich würde nicht so viel bezahlen.«

»Vielleicht sollte ich sofort wieder gehen.«

»Der Regen hat nachgelassen.«

»Kann man über diese Preise reden?« fragte ich.

»Nein.«

»Bist du sicher?«

»Ja«, sagte er. »Der Verwalter ist ein resoluter und gieriger Kerl, das kannst du mir glauben. Ich weiß es.«

»Vielleicht ist er gar nicht so übel, wie du glaubst.«

»Er ist es, vertrau mir.«

»Ich hätte gern ein Bad mit Schwamm und allem, was dazugehört, und ein Bademädchen«, sagte ich.

»Dann kommen noch zwei Münzen dazu.«

»Müßten das nicht vier sein?« fragte ich.

»Kein Bademädchen«, erklärte er. »Wegen der Überbelegung und des Bedarfs müssen sie als Schankmädchen arbeiten.«

»Ich verstehe.«

»Du wirst dich selbst waschen, einölen und schaben müssen.«

»Das ist irgendwie eine barbarische Vorstellung.« Außerdem war es schwer, gewisse Stellen am Rücken zu erreichen.

»Die Zeiten sind schwer.«

»Wo ist euer Bad?«

»Dahinten«, sagte er und zeigte auf einen weiteren Durchgang.

»Ich möchte später ein Mädchen aufs Zimmer geschickt bekommen«, sagte ich.

»Du bekommst kein Zimmer.«

»Wofür bezahle ich dann zehn Tarsk?«

»Für die Übernachtung.«

»Ihr habt keine Zimmer?«

»Keine Einzelzimmer für unsere Gäste. Wir haben Schlafsäle.«

»Aber dort stehen doch Betten?« vergewisserte ich mich besorgt.

»Betten?« Er runzelte die Stirn.

»Ja, Betten.«

»Natürlich nicht.«

»Ich verstehe.«

»Du weißt doch sicher, wo du hier bist«, sagte er.

»Auf der Vosk-Straße«, erwiderte ich vorsichtig.

»Und hundert Pasang vom Fluß entfernt. Keine Herberge in der Gegend hat Betten. Das müßtest du wissen. Du scheinst nicht besonders gut im Bilde zu sein.«

»Das mag schon sein.«

»Vielleicht versuchst du es einmal in einer der Prachtherbergen zwischen Ar und Venna.«



»Das ist über zweitausend Pasang weit entfernt«, protestierte ich.

»Sicherlich wirst du mich dafür doch nicht verantwortlich machen wollen.«

»Das käme mir niemals in den Sinn.«

»Keine Sorge«, sagte er. »Selbst in diesen schweren Zeiten hat sich der Verwalter, der auch eine sympathische, edle Seite hat, nicht dazu durchringen können, die Platzlinien zu entfernen.«

»Das ist eine gute Nachricht«, sagte ich. »Und was sind Platzlinien?«

»Die meisten Herbergen weisen dir einfach einen großen Gemeinschaftssaal zu, den man sich mit anderen teilen muß. Ziemlich primitiv. Hier im *Zum Krummen Tarn* vermieten wir Schlafplätze.«

»Ich verstehe.«

»Die sind sogar deutlich markiert.«

»Das höre ich gern.«

»Zwar kann man so weniger Leute aufnehmen«, erklärte er, »aber dafür gibt es auch weniger Auseinandersetzungen. Freie Frauen ziehen es sowieso vor, einen Platz für sich zu haben. Außerdem kann man für markierte Schlafplätze mehr verlangen.«

»Wenn ich es also richtig verstanden habe, ist diese Herberge für diese Gegend auf ihre Weise eine Prachtherberge.«

»Genau.«

»Vielleicht kannst du das Mädchen für die Nacht dann zu meinem Schlafplatz schicken?« bat ich.

»Nicht für die Nacht, nein«, sagte er. »Aber für eine Viertel-Ahn.«

»Und was bitte steht auf der Preisliste?«

»Ich weiß«, sagte er. »Aber dafür sind wir einfach zu überfüllt. Andererseits würden wir dir für diese Zeit auch nur drei Kupfertarsk in Rechnung stellen.«

»Für eine Viertel-Ahn?«

»Der Verwalter ist ein Schurke.«

»Ich denke, er hat aber auch eine sympathische, edle Seite.«

»Die hält er bedeckt«, sagte der Mann.

»Vielleicht ist er ja doch nicht der Schurke, für den du ihn hältst.«

»Doch, doch, er ist ein Schurke.«

»Drei Tarsk für eine Viertel-Ahn hört sich gerecht an«, sagte ich, wobei ich mich fragte, ob ich mehr Erfolg hätte, wenn ich mit dem Verwalter selbst spräche. Aber vermutlich war er zu dieser Stunde nicht mehr auf den Beinen.

»Im Pagaraum lassen wir eine Zechprellerin bedienen«, sagte er. »Die könntest du für eine Ahn haben, kostet ein Tarskstück.«

»Weiß sie, was zu ihren Pflichten gehört?«

»Nein.«

»Ich werde sie mir ansehen und dir später Bescheid geben.«

»Das wären dann vierzehn Kupfertarsk.« »Ich komme nur auf zwölf«, sagte ich. »Zehn für die Übernachtung, zwei fürs Bad.« »Ich bin davon ausgegangen, daß du Decken willst.« »Natürlich.«

»Also vierzehn.« Die Summe wurde auf eine Rechnung geschrieben. Aus einem Schrank an der Seite holte er die Badesachen und legte sie auf die Theke.

»Die Decken hole ich mir, wenn ich gegessen habe«, sagte ich.

»Ich werde dir zwei reservieren, zusammen mit deinem Ostrakon.«

»Ich hätte gern einen Schlafplatz in der Nähe der Wand, wenn möglich in der Saalecke.«

»Das hätte jeder gern«, sagte er. »Du hast Platz S-Drei-Siebenundneunzig. Das ist Nummer Siebenundneunzig, im Südflügel, dritter Stock.«

»Gut.«

»Versuch, nicht über die Viehtreiber zu stolpern. Die

können sehr häßlich werden, wenn man mitten in der Nacht auf sie tritt.«

»Ich werde mich bemühen.«

»Wenn du schon auf sie treten muß, dann solltest du es so machen, daß sie zumindest eine Zeitlang nicht mehr aufstehen können.«

»Ich verstehe.«

»Darf ich deinen Namen erfahren?«

»Nein.«

Das schien ihn nicht zu überraschen. Vermutlich zogen es viele Leute auf der Durchreise vor, sich nicht zu identifizieren oder einen falschen Namen anzugeben.

»Wir schreiben alles auf die Rechnung«, sagte er.

»Ausgezeichnet.«

»Die Rechnung muß vor oder bei der Abreise bezahlt werden«, sagte er. »Sollte es einen Anlaß zum Mißtrauen geben, behalten wir uns das Recht vor, auf der sofortigen Bezahlung zu bestehen.«

»Das ist vernünftig.«

»Das finden wir auch.«

»Eure Preise sind, wie du ja selbst zugegeben oder zumindest angedeutet hast, ziemlich hoch«, sagte ich.

»Das sind sie«, bestätigte er. »Ich würde sie nicht bezahlen wollen.«

Ich sah ihn an.

»Man kann darüber verhandeln.«

»Bist du dir da wirklich sicher?«

»Ja.«

»Ich kann nicht glauben, daß der Verwalter tatsächlich so stur ist, wie du ihn mir beschrieben hast.«

»Ich versichere dir, er ist es«, sagte der Bursche.

»Bestimmt ist er nicht der Schurke, als den du ihn darstellst.«

»Doch. Glaub mir, ich weiß es.«

»Ich schätze, daß er zu dieser Stunde nicht mehr auf den Beinen ist«, vermutete ich.

»Aber ja.«

»Glaubst du, ich könnte ihn sprechen?« »Das hast du doch die ganze Zeit getan«, sagte er »Ich bin der Verwalter.«

»Oh«, sagte ich.

In einer der Zweiten Wannen, der Reinigungswanne, schloß ich die Augen. Es gab fünf Erste Wannen und fünf Zweite Wannen. Bei allen handelte es sich um große, niedrige, runde Badewannen aus Ton, die mit einem Porzellanüberzug versehen waren und auf offenen, etwa einen Meter hohen Ziegelsteinplattformen ruhten. In diesem Bad, das für die Gegend recht angemessen war, schürte, hütete und säuberte man die Feuer unter den Plattformen mit langstieligen Feuerrechen. Es war schon spät, und vermutlich hatte sich seit der achtzehnten Ahn keiner mehr um die Feuer gekümmert. Aber das Wasser war noch immer angenehm warm. Neue Feuer würde man sicher erst zur fünften Ahn entfachen. Die nasse Kleidung hatte ich hinter der Wanne auf ein Gestell gehängt, das vor der Plattform stand. Sie war sicher schon trocken. Jede Wanne war etwa zwei Meter breit und einen halben Meter tief. An einem Haken hinter mir, der für Handtücher bestimmt war, hing das Schwert.

Wie die Geschichte uns lehrt, sind mehr als nur ein Mann und auch ein paar Ubar im Bad angegriffen worden. Natürlich war das Bad in der Herberge sehr einfach, fast schon primitiv. Zum Beispiel erhitzte man das Wasser im selben Raum und nicht etwa mittels im Keller befindlicher Öfen, deren Wärme man durch Ventile und Rohre in die Höhe leitete. Es gab hier auch keine Becken mit parfümiertem Wasser, keine Massageräume, keine Dampfbäder. Ganz zu schweigen von Sportplätzen, auf denen man sich im Ringen messen oder eine Partie Fangen mit einem großen oder kleinen Ball spielen konnte. Es gab keine Gärten, die zum Spaziergehen einluden, keine Kunstgalerien, keine Händlerarka-

den, keine Ärztehöfe, keine Lesezimmer und auch keine Musikzimmer.

In den meisten goreanischen Städten und Dörfern dienen die Badehäuser als bequeme und beliebte Orte der Zusammenkunft. Man kann hier Nachrichten und den neuesten Klatsch erfahren. Viele dieser Etablissements sind großzügig ausgestattet, sie sind geräumig, manchmal sogar palastartig. Einige Bäder erhalten stattliche Summen öffentlicher Gelder, da sie Objekte des Bürgerstolzes darstellen. Selbst Arme können sich in ihnen wie die Reichen fühlen, es kostet sie zumeist nur ein Tarskstück. Bewerber für öffentliche Ämter verteilen gelegentlich Ostraka an die Armen; diese Eintrittskarten ermöglichen dann den kostenlosen Besuch. In Turia oder Ar sind es Gebäude von monumentaler Größe, die beinahe wie überkuppelte, säulengeschmückte Stadien aussehen. Sie umfassen Dutzende von Räumen und Becken; man kann sich darin verlaufen.

In goreanischen Bädern herrscht fast immer Geschlechtertrennung, und wenn sie auch nur durch die Besuchszeiten geregelt ist. Das bedeutet nicht, daß keine Bademädchen zur Verfügung stehen, um die Bedürfnisse eines richtigen Mannes zu erfüllen, oder daß ansehnliche Seidensklaven in den Bädern der freien Frauen gewisse Wünsche erfüllen. Eine Holzgitterwand trennte das Bad vom Vorraum. Die Tür stand offen. Ein paar Schritte entfernt von mir schlief ein Mann auf dem Boden. Insgesamt schliefen etwa sieben oder acht Burschen im Bad. Vermutlich zogen sie die Wärme hier den ungeheizten Schlafplätzen in den Etagen der Herberge vor. Es ist auf Gor nicht ungewöhnlich, daß die Leute bei kaltem Wetter in den Bädern übernachten. Hier ist es meistens wärmer als in ihren Häusern. Morgens gehen sie dann, und einige von ihnen begeben sich zu ihren Gönnern, in der Hoffnung auf ein Frühstück oder eine Einladung zum Mittagessen.

Ich öffnete ein Auge. Die Tür zum Vorraum hatte sich geöffnet.

Es gibt viele Arten zu baden. Es kommt beispielsweise auf die Wassertemperatur der Wanne an sowie auf die Reihenfolge, wie man sie benutzt. Eine weitverbreitete Methode sieht vor, daß man in der Ersten Wanne eine Zeitlang einweicht und sich, wenn man will, mit dem Schwamm wäscht. Dann verläßt man die Wanne und benutzt das Öl. Es wird in die Haut massiert und mit dem Schaber wieder entfernt. Es gibt viele Arten von Schabern. Einige sind reichverziert, sie werden in der Regel aus Metall gefertigt, in der Form eines Spachtels. Mit dem Schaber kratzt man das übriggebliebene Öl von der Haut und mit ihm den Schmutz und den Schweiß, was die Poren säubert. Danach steigt man in die Zweite Wanne, in der sauberes Wasser wartet, wäscht mit dem Schwamm den restlichen Schmutz und die Rückstände des Öls ab und entspannt sich.

Steht ein Bademädchen zur Verfügung, übernimmt sie diese Arbeit. Die Dienste des Bademädchens, zu denen auch eine Massage und Liebe gehören, ganz nach den Wünschen des Kunden, sind im Eintrittspreis eingeschlossen. Aber hier, im *Krummen Tarn*, waren sie auch in normalen Zeiten gesondert zu bezahlen. Bademädchen sind natürlich immer Sklavinnen. In manchen Städten werden freie Frauen, die sich eines Verbrechens schuldig gemacht haben, zur Arbeit als Bademädchen verurteilt. Nach einiger Zeit, wenn man der Meinung ist, daß sie ihre Lektionen gelernt haben, werden sie richtig versklavt und in die Ferne verkauft. Vermutlich ist das auch richtig so. Nach dieser Zeit sind sie ohnehin für die Freiheit verdorben.

»He!« rief ein Mann, auf den der Neuankömmling getreten war.

Ein anderer stand in dem Zwielficht auf und wurde mit einem Tritt aus dem Weg befördert.

Ich öffnete das andere Auge, um die Lage einzuschätzen.

Der Bursche schwankte leicht. Er war nackt, seine Kleidung hing zweifellos auf einem der Haken jenseits des Gitters, im Vorraum. Das ist das übliche Verfahren, besonders wenn die Wannen alle besetzt sind und die Luft von Dampfschwaden durchzogen wird. Ich hatte meine Kleidung nur deshalb hinter der Ziegelplattform aufgehängt, um sie zu trocknen. In der einen Hand hielt er einen Beutel, der vermutlich die Badeutensilien enthielt, in der anderen das an seinen Schnüren baumelnde, in der Scheide steckende Schwert sowie eine rechteckige flache Tasche. Im allgemeinen gilt das Tragen von Waffen im Bad als unschicklich; in den großen öffentlichen Bädern muß man sie meistens beim Betreten abgeben. Andererseits konnte ich es ihm wirklich nicht verübeln, eine Klinge mitzubringen, vor allem an einem Ort wie diesem. Ich hatte es auch getan. Ich wußte es nicht genau, aber ich vermutete, daß draußen auf dem Haken ein Helm hing. Ich hatte den Tarn im Tarnstall der Herberge nicht vergessen. Auch wenn er keine Insignien aufgewiesen hatte, war es eindeutig ein Kriegstarn gewesen. Daß der Mann neben dem Schwert die rechteckige Tasche mit ins Bad gebracht hatte, verriet mir, daß sie wichtig war, und zwar zu wichtig, um auf dem Schlafplatz oder an dem Haken zurückgelassen zu werden. Er hängte Schwert und Tasche an einen Wannenhaken.

»Was tust du da?« Der Mann, der die Frage stellte, war der einzige, der außer mir eine Wanne in Beschlag genommen hatte. Da er nach mir eingetroffen war, weichte er seine Glieder noch immer in der Ersten Wanne ein; er hatte aus Bequemlichkeit diejenige ausgewählt, die der Trennwand am nächsten stand. Ich hatte absichtlich die Wannen in der anderen Ecke genommen. So blieb mir eine gewisse Reaktionszeit zwischen dem Eintritt eines Neuankömmlings und dem Augenblick, in dem er mich erreichte.



»Ich nehme die erste der Ersten Wannen«, sagte der Mann mit dem Schwert.

»Ich teile mein Badewasser nicht«, sagte der Bur-  
sche im Wasser ziemlich unfreundlich.

Daheim in ihren Städten teilen die meisten Goreaner durchaus die Wanne mit anderen. Das ist einer der Gründe, warum die Badewannen so groß sind. Sicher, für gewöhnlich tut man es nur mit Freunden oder Bekannten, aber wenn das Badehaus überfüllt ist, ist es ein Gebot der Höflichkeit, auch einen unbekannten Mitbürger hinein-  
zulassen. Das gleiche gilt übrigens auch für Teiche, die auf Gor meistens in den Bädern zu finden sind.

»Ich auch nicht«, sagte der Schwertträger und stieg auf die Plattform.

Der Mann in der Wanne schrie auf, als er gepackt und mit Schwung aus dem Wasser befördert wurde und sich auf dem Holzboden wiederfand. Er kämpfte sich auf die Beine und erstarrte; im Licht der einzigen Lampe und dem rötlichen Schein der glimmenden Holzscheite funkelte das blankgezogene Schwert des Fremden.

»Schür das Feuer!«

Der so unsanft aus dem Wasser entfernte Mann be-  
eilte sich, einen Feuerrechen zu schnappen und unter der Plattform herumzufuhrwerken.

»Hol Holz. Bring das Feuer zum Brennen. Du gehst nicht eher, bis alles zufriedenstellend ist.«

Der Mann begab sich zu einem der großen Fässer, die ein Stück über dem Boden eine Öffnung aufwiesen, holte einen Eimer Holzspäne, die er unter die Ziegel-  
steinplattform warf. Er schob sie mit dem Rechen zu-  
recht. Er brachte den Eimer zurück zu dem Faß, trat zu der danebenstehenden Holztonne, besorgte sich Kienspäne und einen Armvoll schmale Holzscheite. Die Späne brannten schnell. Er schob die Scheite nach. Dann sah er im Schein der flackernden Flammen fra-  
gend und ängstlich zu dem Neuankömmling hoch.

»Hinaus!«

Erleichtert eilte der Mann zum Durchgang, schnappte sich seine Kleidung und verließ das Bad.

Der Neuankömmling schob das Schwert zurück in die Scheide und stieg in die Wanne. Er lehnte sich zurück und stöhnte wohligh,

Ich fand nicht daß er sich anständig verhalten hatte, andererseits ging es mich nichts an.

Einige der Burschen, die auf dem Boden gelegen hatten, rückten näher an die Plattform heran, als das Feuer richtig brannte. Allerdings achteten sie darauf, einen breiten Weg freizulassen, damit der Mann in der Wanne freie Bahn hatte, wenn er ausstieg.

Ich war hungrig und hatte mich lange genug in der Wanne entspannt, also stieg ich aus dem Wasser, zog mich an, suchte meine Habseligkeiten zusammen und verließ das Bad, wobei ich drauf achtete, über niemanden zu stolpern.

Sobald ich mich auf der anderen Seite der Trennwand befand, nutzte ich die Gelegenheit, um im Licht der kleinen Lampe, die über dem Ausgang hing, einen Blick auf die Kleiderhaken zu werfen. Der Helm trug das Feldzeichen der Kompanie von Artemidorus aus Cos.

»Komm her«, sagte ich. »Noch näher.« Ich zeigte auf eine Stelle rechts von mir, neben dem niedrigen Pagatisch, hinter dem ich mit übereinandergeschlagenen Beinen saß.

Die Ketten klirrten leise, als sie gehorchte.

Ich sah mir die Fußschellen genauer an. Sie hatten Schlösser. Sie paßten wie für sie gemacht, lagen eng an ihren Knöcheln an. Die Länge der Kette, die sie verband, betrug etwa fünfzig Zentimeter, was mehr als ausreichend war. Ich zog ihre Handgelenke nach unten. Die Handschellen saßen fest, unverrückbar; es war unmöglich, aus ihnen zu entkommen. Die Kette dazwischen war dreißig Zentimeter lang.

»Ist mein Herr mit der Fesselung zufrieden?« fragte sie.

Ich schwieg und ließ die Kette los, und sie richtete sich wieder auf.

»Ist der Herr fertig mit seiner Inspektion?« fragte sie scharf.

Bis auf die Ketten war sie nackt.

»Dreh dich langsam einmal um.«

»Ich bin eine freie Frau!« erwiderte sie wütend.

»Muß ich den Befehl wiederholen?«

Sie drehte langsam eine Pirouette.

»Was wünscht der Herr?« fragte sie hochmütig und mit einer Portion Unverfrorenheit, »Ich meine zu *essen*.«

»Du bist unverschämt. Für eine freie Frau.«

»Niemand wird mich benutzen, denn ich bin frei«, sagte sie.

»Bedient hier noch eine andere freie Frau?«

»Nein.«

Sie mußte die Frau sein, von der der Verwalter gesprochen hatte, die ein Tarskstück pro Ahn kosten sollte. Das war vermutlich etwas hochgegriffen, da sie immerhin eine freie Frau war. Obwohl freie Frauen technisch gesehen unbezahlbar sind, im Bett taugen sie nicht viel. Ihnen fehlt die Ausbildung, die jede Sklavin genießt. Dafür haben sie eine aufgeblähte Vorstellung, was ihre Anziehungskraft betrifft. In solch schwierigen Zeiten war dieser lächerliche Preis natürlich nicht verwunderlich.

»Also darfst du nicht ausgepeitscht werden, da du frei bist?« fragte ich.

Sie wurde leichenblaß.

Obwohl sie anscheinend nicht vollständig über ihre Pflichten als Schankmädchen aufgeklärt worden war, hatte man sie zumindest darüber belehrt, daß sie trotz ihres Status wenn nötig bestraft werden konnte.

»Wie heißt du?« fragte ich.

»Das geht dich nichts an!« fauchte sie.

»Bist du schon einmal ausgepeitscht worden?«

»Ich bin Temione, eine Lady aus Telnus«, sagte sie.  
»Nein, man hat mich noch nie ausgepeitscht«, fügte sie dann hinzu.

Telnus ist eine bedeutende Hafenstadt auf der Insel Cos. Zugleich ist es die Hauptstadt des Insel-Ubarates.

»Was tust du hier?«

Sie antwortete nicht.

»Zweifellos bist du den Cosianern gefolgt, weil du Beute gerochen hast, weil der mögliche Gewinn verlockend war, wo Männer beladen mit den Schätzen Ar-Stations nach Süden unterwegs sind, Männer, die anfällig für deine angebliche Notlage sind. Vielleicht hast du sogar gehofft, dir einen reich gewordenen Offizier oder gar einen Händler zu schnappen.«

Temione starrte mich wütend an.

»Du wolltest dazu deine Schönheit einsetzen.«

Mit einer wütenden Kopfbewegung warf sie das Haar über die Schultern.

»Haben dich meine Worte in Wut gebracht?«

»Willst du bestellen?«

»Welche Farbe hat dein Haar?« fragte ich. »Es ist schwer zu sehen in diesem Licht.«

»Kastanienbraun.«

»Ein natürliches Kastanienbraun?«

»Selbstverständlich.«

»Diese Farbe, vor allem, wenn sie natürlich ist, bringt auf Sklavenmärkten einen hohen Preis.«

»Ich bin frei.«

»Da draußen sind noch mehr von deiner Sorte, denen ähnliche Gedanken im Kopf herumspuken. Sie knien nun im Hof, angekettet. Kennst du sie?«

Sie wandte wütend den Kopf ab.

»Lady Temione«, sagte ich, »man hat dir eine Frage gestellt!«

»Sie sind zu fünf«, sagte sie. »Rimice, Klio und Lio-mache aus Cos, Elene aus Tyros und Amina aus Venna.«

»Wie, glaubst du, sieht ihr Schicksal aus?«

»Zweifellos wird man sie auslösen und freilassen«, sagte Temione. »Wir sind alle freie Frauen. Männer werden uns retten, eine ganz bestimmte Sorte von Männern. Diejenigen, die es nicht ertragen können, eine Träne im Auge einer Frau zu sehen. Für solche Männer ist es undenkbar, daß wir die Folgen unserer Taten ertragen müßten.«

»Hältst du mich für solch einen Mann?«

»Nein«, sagte Temione. »Sonst hätte ich dich gebeten, mich auszulösen.«

»Die Männer, von denen du da gesprochen hast, die so fürsorglich, so verständnisvoll sind, die es so eilig haben, dir zu Hilfe zu kommen, die verzweifelt bemüht sind, dir zu helfen und dich zu erfreuen – bringen die tief in deinem Inneren eine Saite zum Klingen?«

»Ich bin eine freie Frau«, erwiderte sie. »Wir stehen über solchen Dingen.«

»Aber du mußt das Eisen fürchten.«

»Das wird niemals geschehen.«

»Aber du mußt es befürchten.«

»Vielleicht.«

»Die Dinge sähen dann ganz anders aus.«

»Ja. Dann wäre alles anders.«

Das entsprach der Wahrheit. Die Sklavin hat einen ganz anderen Status als die freie Frau. Es ist der Unterschied zwischen einer Person und einem Besitztum. Derselbe Mann, der absurde Bemühungen unternimmt, um einer freien Frau zu gefallen und sich ihretwegen sogar zum Narren macht, würde, sollte dieselbe Frau versklavt worden sein, ohne Zögern seine Wünsche mit der Peitsche deutlich machen.

»Wann sind deine betrügerischen Schwestern und du gefangenengenommen worden?« fragte ich.

»Heute morgen sollten wir die Rechnung bezahlen«, sagte sie. »Als unsere Ausflüchte die Diener nicht umstimmte, legte man jeder von uns Schlingen um den Hals und führte uns in Gewand und Schleier vor den Tisch des Verwalters. Wir gaben ihm das wenige Geld, das wir hatten, aber es reichte nicht aus. Den Rest des Morgens verbrachten wir in einem Käfig auf Rädern, wo wir auf harten Bänken sitzen mußten, während uns Männer anstarrten. Keiner wollte uns auslösen. Mittags, die zehnte Ahn hatte gerade geschlagen, wurde der Käfig zurück in seinen Schuppen gerollt. Dann führte man uns nacheinander aus dem Wagen, und wir wurden unter den Blicken der draußen wartenden Männer von zwei kräftigen freien Frauen ausgezogen und durchsucht. Als sie fertig waren, durften wir nicht zurück, sondern mußten uns ein Stück abseits mit dem Gesicht zur Wand stellen. So verhinderte man auf einfache Weise, daß diejenigen, die bereits durchsucht worden waren, von den anderen etwas zugesteckt be-

kamen. Unsere Kleider wurden sorgfältig durchsucht, unsere Körper ebenfalls. Das brachte ihnen noch ein paar zusätzliche Münzen ein. Die Frauen waren gründlich, das kann ich dir versichern. Zweifellos erledigten sie dies nicht zum erstenmal.

Als man uns in den Wagen zurückbrachte, waren wir ohne Geld und nackt. Wir hatten nur noch uns selbst. Der Wagen wurde dann zurück zum Tisch des Verwalters gerollt. Wie du dir sicher vorstellen kannst, wurden die Zudringlichkeiten der anderen Gäste jetzt noch schlimmer. Man sah uns an, als wären wir Sklavinnen! Nach der fünfzehnten Ahn holte man uns aus dem Käfig, und wir mußten uns links neben dem Tisch hinknien. Man fesselte unsere Beine. Mit nur einem Seil. So daß wir mit wenig Aufwand aneinandergefesselt waren.«

»Eure Hände hat man natürlich freigelassen«, fuhr ich fort. »Damit ihr sie mitleiderregend anderen Gästen entgegenstrecken konntet.«

»Natürlich«, sagte sie wütend.

»Erzähl weiter.«

»Gegen die siebzehnte Ahn wurde der Verwalter unseres Flehens und den Protesten wohl müde. Außerdem schien er nicht besonders erfreut über Frauen zu sein, die versucht hatten, in seiner Herberge die Zeche zu prellen.«

»Das ist wohl verständlich.«

»Nein«, rief Temione, »wir sind keine Sklavinnen! Wir sind freie Frauen! Wir können alles tun, was wir wollen!«

»Ach, so ist das.«

»Der Verwalter ist kein Ehrenmann!«

»Das glaube ich gern.«

»Es stimmt«, entgegnete sie scharf. »Sieh mich an, ich stehe hier nackt und angekettet.«

»Ich habe dich angesehen«, versicherte ich ihr.

Sie riß wütend an den Ketten.

»Aber allem Anschein nach hat er euch Gelegenheit gegeben, hier euer betrügerisches Handwerk auszuüben«, sagte ich. »Euer Hauptproblem scheint doch darin zu bestehen, daß ihr einfach keinen Erfolg hattet.«

»Vielleicht ist das so«, sagte sie mürrisch.

So wie ich den Verwalter kennengelernt hatte, war ihm nichts wichtiger, als die offenstehenden Beträge einzukassieren, und wenn eben nicht auf die eine, dann auf die andere Weise.

»Fahr fort«, bat ich sie.

»Da gibt es nicht mehr viel zu erzählen«, sagte sie zornig. »Zur siebzehnten Ahn war er unserer Anwesenheit wohl überdrüssig, und er ließ uns aus der Nähe seines Tisches entfernen. Fünf von uns wurden nach draußen gebracht, und deinem Bericht entnehme ich, daß man sie auf dem Hof ankettete. Mich hat man in den Pagaraum gebracht, damit ich an den Tischen bediene.«

»Warum hat man dich nicht nach draußen gebracht?«

Sie zuckte mit den Schultern. »Männer sind lustbessene Tiere«, sagte sie dann. »Zweifellos bin ich hier, weil ich die Schönste bin.«

»Aber das stimmt nicht«, sagte ich.

Temione warf mir einen wütenden Blick zu.

»Lady Amina und das vierte Mädchen am Ring waren beide schöner als du.«

»Wer war die vierte? War sie zierlich und dunkelhaarig?«

»Ja.«

»Das ist Rimice«, sagte sie. »Sie ist eine zierliche, kurvenreiche Schlampe.«

Ich erinnerte mich an das Mädchen. Sie hatte wunderschöne Hüften gehabt, wie geschaffen für die Liebe.

»Ich bin hübscher als sie«, sagte Temione.

»Für eine freie Frau scheinst du sehr eitel zu sein.«

»Das stimmt nicht«, erwiderte sie. »Ich kümmere mich nicht um solche Dinge.«



»Sicher, die Frauen dort draußen sind nicht so schön, wie sie sein könnten. Das gilt auch für Lady Amina und Lady Rimice. Sie sind zu steif, zu angespannt, zu gehemmt, um wirklich schön zu sein.«

»Siehst du!« sagte Temione triumphierend.

»Aber du schlägst sie um Längen«, sagte ich.

»Sleen!«

»Es ist eine reizvolle Überlegung, was für eine Frau aus dir werden könnte, wenn du zu einer Schönheit würdest.«

»Sleen! Sleen!«

»Welchen Eindruck machte der Verwalter, als er den Befehl gab, dich in Ketten zu legen und im Pagaraum arbeiten zu lassen?« wollte ich wissen.

»Es belustigte ihn«, sagte sie erbost.

»Vermutlich hast du ihm widersprochen«, dachte ich laut nach, »obwohl du nichts anderes als eine Zechprelerin bist.«

»Das ist mein Recht«, erwiderte sie. »Ich bin eine freie Frau!«

»Du hast gewagt, gegen deine Behandlung zu protestieren?«

»Natürlich!« rief Temione. »Wie kann es angehen, daß man mich, eine freie Frau, auszieht, einer Leibesvisitation unterzieht und dann in einen Käfig sperrt?«

»Hast du Forderungen gestellt, ihn bedroht oder ihn beleidigt?«

»Vielleicht.«

»Ich kann verstehen, warum er es lustig fand, dich als Bedienung arbeiten zu lassen.«

»Schon möglich.«

»Wieviel schuldest du ihm?«

»Einen Silbertarsk, fünf«, sagte sie.

»Das könnte ein weiterer Grund sein«, sagte ich. »Es ist weit mehr, als die anderen Frauen ihm schulden.« Immerhin handelte es sich um einen Silbertarsk und fünf Kupfertarsk.

»Vielleicht wollte er mich auch nur an einem Ort haben, wo er oder seine Männer mich im Auge behalten können«, sagte Temione nachdenklich.

Glaubte sie wirklich, die Männer der Herberge könnten ihre Flucht befürchten – über die Palisade, nackt und in Ketten?

»Wer weiß, möglicherweise glauben sie auch, daß deine – entschuldige den Ausdruck – Zurschaustellung deine Aussichten erhöht, freigekauft zu werden.«

»Ja«, sagte sie. »Das ist auch möglich.«

Am Morgen würden die Mädchen auf dem Hof vermutlich größere Aussichten haben. Dann würden sie garantiert einen mitleiderregenden Eindruck machen. Dennoch konnte ich mir nicht vorstellen, daß Lady Temione oder eine der anderen Frauen es tatsächlich schaffte, jemanden zu finden, der ihre Schulden bezahlte.

»Möchtest du nun endlich bestellen, Herr?« fragte sie gereizt.

Ich betrachtete sie. Ja, sagte ich mir, das war vermutlich der wahre Grund, warum sie im Pagaraum arbeitete, nicht aus Zufall oder aus Glück oder weil sie mehr als die anderen schuldete, sondern weil der Verwalter sie nicht mochte. Auf gewisse Weise stellte es eine Bestrafung dar. Außerdem hatte er zweifellos dafür gesorgt, daß sie ausführlich über ihren Status aufgeklärt wurde.

»Ich warte, *Herr!*«

»Hältst du dich für begehrenswert?« fragte ich.

Temione warf den Kopf hochmütig in den Nacken. »Du hast vorhin von Schönheit gesprochen und dich abwertend über meine vermeintliche Absicht geäußert, damit etwas zu erreichen. Also sieh her.«

»Das war nicht meine Frage.«

»Ja, ich halte mich für begehrenswert.« Sie sah mich wütend an. »Du nicht?«

»Die richtige Ernährung in Verbindung mit Körperer-

tüchtigung, durchgeführt unter den richtigen disziplinierenden Bedingungen, würde ein Wunder an dir bewirken.«

»Möchtest du nun endlich bestellen?«

»Hast du schon andere Männer bedient?«

»Ja.«

»Und du bist nicht diszipliniert worden?«

»Nein. Ich bin eine freie Frau.« Der Zorn in ihrem Blick schien noch leidenschaftlicher zu werden. »Willst du jetzt bestellen?«

»Ja.«

»Und?«

»Knie nieder«, sagte ich.

»Was?«

»Du sollst niederknien. Das ist mein erster Wunsch.«

Sie starrte mich nur an.

»Weißt du nicht, wie ein Pagamädchen zu bedienen hat?«

»Ich bin eine freie Frau!«

»Soll ich dich schicken, mir eine Sklavenpeitsche zu holen?«

Temione erbehte und kniete nieder. Aber schon einen Augenblick später hatte sie sich wieder gefangen und starrte mich aufsässig an.

»Du darfst die Knie zusammen lassen«, sagte ich.

»Schließlich bis du ja eine freie Frau.«

Wütend schloß sie die Schenkel. »Ich hasse dich!«

»Du darfst jetzt den Kopf senken, wie es sich gehört.«

»Niemals!«

»Sofort!«

Vor Wut zitternd senkte sie den Kopf. »Das habe ich noch nie zuvor getan«, sagte sie und hob den Kopf wieder.

»Und jetzt das Gesicht auf den Boden, zwischen die Hände.«

Sie gehorchte, dann erhob sie sich und hockte sich auf die Fersen.

»Was hast du anzubieten?« fragte ich.

»Paga und Brot kosten zwei Tarsk«, leierte sie herunter. »Andere Speisen kosten zwischen drei und fünf Tarsk.«

»Ist der Paga verdünnt?«

»Eins zu fünf.«

Das war in einer Herberge nicht ungewöhnlich. Auf einen Teil Paga kamen fünf Teile Wasser. In einer Paga-Taverne würde man ihn weniger oder gar nicht strecken. Der Wein, der auf Gor in den eigenen vier Wänden zum Essen getrunken wird, wird grundsätzlich verdünnt; man vermischt ihn in einer tiefen Schale mit Wasser. Bei einem Fest oder einem zwanglosen Beisammensein unter Freunden bestimmt der Gastgeber oder ein vorher bestimmter Festmeister die Menge des beigemischten Wassers. Unverdünnter Wein wird zu meist bei der Festen der jungen Männer ausgeschenkt, bei denen Tänzerinnen und Flötensklavinnen zugegen sind. Als Erklärung muß ich hinzufügen, daß goreanische Weine sehr stark sind, manchmal haben sie einen Alkoholgehalt von vierzig bis fünfzig Prozent.

»Wieviel Brot?«

»Zwei von vier.« Das war ein halber Laib. Goreanisches Brot wird immer in flacher, runder Form gebacken und der Laib dann in vier oder acht Teile geschnitten.

»Was gibt es sonst noch?«

»Es ist spät«, sagte sie. »Nur noch Haferbrei ist übrig.«

»Ich nehme nicht an, daß man Brot und Paga dazu bekommt, wenn man den Haferbrei bestellt.«

»Nein.«

Ich hatte natürlich nicht damit gerechnet, besonders nicht nach meiner Unterhaltung mit dem Verwalter. Gut, er war zwar ziemlich habgierig, aber bestimmt kein schlechter Kerl. Zum Beispiel hatte er dafür gesorgt, daß Lady Temione nackt an den Tischen bediente.

»Brot, Paga, Haferbrei«, bestellte ich.

»Gut.«

»Gut – was?« fragte ich.

»Gut, Herr!«

»Verbeuge dich anständig, bevor du gehst.«

Sie legte wütend die Handflächen auf den Boden und senkte den Kopf. Ich scheuchte sie mit einer Handbewegung auf, damit sie zur Küche eilen konnte.

»Lady Temione!« rief ich ihr hinterher.

Sie blieb stehen.

»Wenn du dich auf die Zehen stellst und kleine Schritte machst, kommst du schneller voran.«

Sie stieß einen Wutschrei aus, stolperte und fiel. Sie stand wieder auf, eilte auf die Küchentür zu und verschwand dahinter. Ich sah zu, wie sie hinter dem Mädchen hin- und herschwang, bis sie wieder bewegungslos an ihren Scharnieren hing. Solche Schwingtüren sind in Herbergen und Tavernen weit verbreitet, denn sie können leicht von jemandem aufgestoßen werden, der die Hände voll hat. Noch öfter findet man auf Gor allerdings Perlenvorhänge, die in Tavernen und ähnlichen Gebäuden Räume voneinander trennen. Lady Temione brauchte, wie ich bemerkt hatte, Disziplin. Und je früher sie sie spürte, desto besser wäre es für sie.

Es dauerte nicht lange, und sie trat mit einem Tablett durch die Tür. Sie kniete neben dem Tisch nieder, stellte das Tablett auf dem Boden ab, verneigte sich, ohne daran erinnert werden zu müssen, und stellte dann unterwürfig das Tablett auf den Tisch. Sie räumte den Paga in seinem kleinen *Kantharos* und das Brot auf seinem Schneidebrett ab. Die Schüssel mit dem Haferbrei bildete den Abschluß. Ein Löffel steckte darin. Temione nahm das Tablett, stellte es wieder auf den Boden, verneigte sich und blieb knien.

Ich trank einen Schluck Paga, tunkte ein Stück Brot in den Wein und aß es. Dann machte ich mich über den Haferbrei her.

Während ich in aller Ruhe aß, dachte ich über meine Pläne nach. Wie sollte ich mich Ar-Station nähern und Aemilianus, dem Stadtkommandanten, die Botschaft Gnieus Lelius' zukommen lassen? Falls ich den Anschein erweckte, aus Ar zu kommen, würde ich bei den Cosianern unerwünschte Aufmerksamkeit erregen. Gab ich mich als Cosianer aus, hätte ich beträchtliche Schwierigkeiten, mich den Verteidigern von Ar-Station zu nähern. Doch ich mußte bald etwas unternehmen. Die Belagerung von Ar-Station näherte sich einem kritischen Punkt.

Plötzlich wurde die Tür des Pagaraumes aufgestoßen, und der ungestüme, bärtige Krieger aus dem Bad trat ein. Er trug tatsächlich die Uniform der Truppe des Artemidorus aus Cos. Sein Schwert ragte über der linken Schulter auf. So wird es immer von goreanischen Kriegern getragen, sofern sie sich nicht auf dem Marsch befinden oder auf einem Tarn reiten. Bei dieser Tragweise kann man das Schwert ziehen und mit derselben Bewegung Scheide mitsamt Schnüren von sich werfen. Er hatte den Helm aufgesetzt und trug die geheimnisvolle Tasche, die schon zuvor im Bad meine Aufmerksamkeit erregt hatte.

Ich mied seinen Blick, da ich einen Zusammenstoß und die sich daraus ergebenden Folgen vermeiden wollte. Falls nötig würde ich es schaffen, mich von ihm demütigen zu lassen, denn ich wollte meinen Auftrag auf keinen Fall gefährden. Doch ich bin nicht immer so beherrscht, wie ich sein sollte, und falls er mich bedrohte oder herausforderte, könnte ich möglicherweise die Selbstbeherrschung oder Verstellung verlieren, die nötig waren, um mich herumschubsen zu lassen. Ich bin gelegentlich ein großer Hitzkopf, der zu schnell und unüberlegt auf eine Beleidigung oder Kränkung reagiert, gleichgültig, ob sie nur eingebildet oder wirklich ist. Das ist zweifellos einer meiner vielen Fehler. Vielleicht sollte ich mehr wie Dietrich von Tarnburg

sein, der sich nie etwas anmerken ließ, um dann später, wenn es für ihn von Vorteil war und in seine Pläne paßte, mit tödlicher Schnelligkeit zuzuschlagen.

Ich bemühte mich, dem Blick des Mannes auszuweichen, und konzentrierte mich auf meinen Paga. Er grunzte verächtlich. Ich fragte mich, ob er bemerkte, daß sich meine Hand fester um den Griff des *Kantharos* schloß. Es war besser, wenn ich das unter Kontrolle bekam. Ich an seiner Stelle hätte es bestimmt an der Bewegung der Oberarmmuskeln bemerkt. Er blieb ein paar Schritte entfernt stehen. Ich fing an, mich beleidigt zu fühlen. Hitze stieg in mir auf. Ich nahm mich zusammen. Genau das hätte Dietrich von Tarnburg auch getan. Ich sah nicht auf. Krieger sind darauf trainiert, den Blick in die Ferne zu richten. Kam er mir zu nahe, unterschritt er einen bestimmten Abstand, konnte ich ihm den Paga in die Augen schütten, den Tisch in die Höhe stemmen und ihm ein Tischbein in den Unterleib stoßen. Im nächsten Augenblick konnte ich ihm dann den Fuß an die Kehle setzen oder ihm das Schwert in den Körper treiben. Manche Meister in der Kunst des Kampfes empfehlen auch, den *Kantharos* im Gesicht des Gegners zu zerbrechen, mit dem Becherrand auf den Nasenrücken zu zielen. Mit einem metallenen Becher ist das natürlich noch viel gefährlicher. Viele Zivilisten fragen sich immer, warum Krieger, die in öffentlich zugänglichen Häusern essen, stets darauf bestehen, daß ihnen der Paga in einem metallenen Becher serviert wird. Sie betrachten das als Schurklichkeit. Ich hörte, wie er noch einmal verächtlich grunzte, dann ging er weiter, zu einem anderen Tisch. Er war noch immer am Leben. Ich fragte mich, was sich wohl in der Kuriertasche befand, denn darum handelte es sich.

Ich trank noch einen Schluck Paga.

Der Krieger wählte einen der größeren Tische. Der Pagaraum war nicht gerade überfüllt. Zu dieser Stunde

waren er und ich die einzigen Besucher. Ich hatte einen kleinen Tisch in der Nähe der Wand genommen. Seine Größe verhinderte, daß sich Fremde dazusetzten. Sein Standort war ebenfalls kein Zufall. Hier hatte man den ganzen Raum im Blick, einschließlich des Eingangs; außerdem hatte er die Wand im Rücken.

Er trommelte mit solcher Kraft auf den Tisch, daß er ein Stück in die Höhe sprang. »Bedienung!« brüllte er. »Bedienung!«

Die Küchentür schwang auf, und Lady Temione trat ein. Sie war wirklich hübsch anzusehen in ihren Ketten. Sie eilte auf den neuen Gast zu.

Einen Augenblick lang hatte es den Anschein, als wolle sie seine Bestellung aus Trotz stehend entgegennehmen, aber dann warf sie mir einen Blick zu, ging auf die Knie und verneigte sich, eine gehorsame Bedienung, die auf die Wünsche des Gastes wartete.

Ich trank noch einen Schluck. Sie würde natürlich noch einmal an meinen Tisch kommen müssen, um die Rechnung zu bringen.

Der Krieger sah sie in dem Dämmerlicht aus zusammengekniffenen Augen an. Sie zuckte vor dem Blick zurück. Er erhob sich, kam an ihre Seite und ging neben ihr in die Hocke. Er berührte ihren Hals. Dann drehte er sie einmal herum und sah sich ihre Oberschenkel an. Schließlich packte er sie an den Oberarmen und zerzte sie in die Höhe.

»Wo ist dein Kragen?« wollte er wissen. »Wo ist dein Brandzeichen?«

»Ich bin frei!« schluchzte sie.

Wütend schüttelte er sie wie eine Puppe. Ihr Kopf flog hin und her. Einen Augenblick lang hatte ich Angst, ihr Genick könne brechen.

»Wo ist dein Kragen? Wo ist dein Brandzeichen?« brüllte er.

»Ich bin frei«, schluchzte sie. »Frei!«

»Bringt mir eine Frau«, brüllte er in Richtung Küche,



während er sie noch immer festhielt. »Bringt mir eine richtige Frau!«

»Was ist denn los?« Ein Bursche steckte den Kopf durch die Küchentür, vermutlich der Nachtkoch.

»Wo ist der Verwalter?« rief der Krieger.

»Er hat sich zurückgezogen.«

»Wie kannst du es wagen, so eine an meinen Tisch zu schicken?« brüllte der Krieger. »Schickt mir eine richtige Frau, eine, die weiblich ist!« Er stieß Lady Temione von sich. Sie schlug hart auf dem Boden auf und blieb vor Angst erstarrt dort liegen.

»Sofort, Herr!« rief der Koch. »Einen Augenblick!« Er wandte sich Lady Temione zu. »Schnell, in die Küche. Nein, steh nicht auf! Krieche!« Er verschwand hinter der Tür. Temione kam auf allen vieren an meinem Tisch vorbei.

»Die Rechnung«, befahl ich.

Sie nickte und eilte schluchzend in Richtung Küche weiter. Sie hatte sie noch nicht erreicht, als ein anderes Mädchen in den Raum eilte, das nur ein durchsichtiges Seidentuch um den geschmeidigen Körper gewunden hatte. Mit welcher Anmut sie sich bewegte! Um ihren Hals lag ein enger Kragen. Sie eilte zu dem Krieger und warf sich auf die Knie, und er schien sofort besänftigt.

Lady Temione brachte die Rechnung. Sie bestand aus zwei mit Scharnieren versehenen Holztafeln, von denen eine mit einer Wachsschicht überzogen war. Man benutzt sie für Notizen, zum Zusammenzählen, für Schulaufgaben und dergleichen mehr. Die Wachsschicht wird mit einem Griffel beschrieben. Die kleineren Ausgaben lassen sich aufschlagen wie Bücher. Temione legte sie auf dem Tisch ab und kniete gehorsam nieder.

Ich warf einen Blick zum Nachbartisch. Der Krieger hatte die Sklavin gepackt und sie bäuchlings auf den Tisch geworfen. Es schien ihr zu gefallen.

»Widerwärtig«, sagte Lady Temione.

Ich schwieg. Sie würde es auch noch lernen. Ich erhob mich und nahm die Tafel. In das Wachs war der Betrag von fünf Kupfertarsk eingekratzt. Wenn ich ihn zu der bis jetzt aufgelaufenen Rechnung dazuzählte, schuldete ich der Herberge bis jetzt neunzehn Kupfertarsk.

Ich verließ den Pagaraum. Der Krieger beachtete mich nicht; er war mit der Sklavin beschäftigt.

Der Verwalter war nicht mehr an seinem Tisch; seine Stelle hatte ein Angestellter übernommen. Er nahm die Tafel und notierte die Summe auf meiner Rechnung. Er behielt sie. Man würde die Wachsschicht glätten und sie bis zum nächsten Gebrauch in der Küche an ihrem Band aufhängen. Ich nahm die beiden Decken und mein Ostrakon in Empfang, auf dem die Nummer des Schlafplatzes stand. Das Geld für die Decken hatte ich zuvor aufschreiben lassen. Bevor ich ging, ließ ich von dem Angestellten noch ein Tarskstück auf die Rechnung setzen.



Auf der dritten Etage im südlichen Gebäude gab es einhundert Schlafplätze, allerdings trug keiner davon die Nummer einhundert. Der hundertste Platz befand sich ganz vorn am Eingang, in der linken Ecke, und trug die Zahl Null. Im Licht der wenigen Tharlarionöl-Lampen konnte man undeutlich große Zahlen ausmachen, die auf der linken und der hinteren Wand aufgemalt waren. Vom Eingang aus gesehen waren die Reihen von Null bis Neun durchnummeriert; die Reihen, die sich an der Rückwand entlangzogen, waren auf die gleiche Weise gekennzeichnet. Die Schnittstelle zweier Nummern zeigte dem Gast, wo sich sein Schlafplatz befand. Vom in der linken Ecke befand sich also der Platz ›Null‹, ganz hinten rechts Platz ›Neunundneunzig‹. Da in der goreanischen Schrift die erste Zeile von links nach rechts führt, mußte man folgerichtigerweise von den Zahlen auf der linken Wand ausgehen. Ein Beispiel: Die Schnittstelle der waagerechten Reihe sieben und der senkrechten Reihe drei ergab Platz dreiundsiebzig und nicht etwa siebenunddreißig. Der Platz in der hinteren linken Ecke war Platz neunzig; hier trafen sich die Reihen neun und null. Der vorderste Platz in der rechten Ecke trug die Zahl neun; hier stießen die Reihen null und neun zusammen. Diese Anordnung ermöglichte es einem, auf einen Blick zu sehen, welcher Schlafplatz einem zugeteilt worden war. Zu meiner Überraschung war mein Platz gar nicht so schlecht, wie der Verwalter gesagt hatte. Er befand sich zwar nicht in einer Ecke, lag aber zumindest an einer Wand. Hätte ein erhöhter Plankengang die Schlafplätze voneinander abgegrenzt, wäre alles kein Problem gewesen. Unglücklicherweise war dies nicht der Fall.

Plötzlich schrie jemand auf. »Es tut mir leid, Freund«, sagte ich. Ich hatte unweigerlich jemanden mit meinem Bündel getroffen. Das Licht war schlecht.

Ich beschloß, einen Augenblick lang dort stehen zu bleiben, damit sich meine Augen besser an das Zwielicht gewöhnten. Jedoch begab ich mich vorsichtshalber außerhalb der Reichweite des Mannes, den ich gestört hatte. So konnte er mich nicht mehr erreichen, ohne das Risiko einzugehen, über ein paar andere Schlafende zu stolpern. Plankengänge wären wirklich keine schlechte Lösung gewesen. Sicher, man hätte aus einem Raum dieser Größe auch weniger Schlafplätze machen können. Der Verwalter hatte vermutlich die Vorzüge von guten Schlafplätzen, die eine einigermaßen vernünftige Breite von beispielsweise einem Meter aufwiesen und seiner Vorstellung von einer erstklassigen Herberge entsprachen, gegen die größte Anzahl von Schläfern abgewogen, die er in einen Raum packen konnte. Verwalter und Kaufleute sehen sich solch schwierigen Fragen gegenüber. Übrigens waren die zweite und dritte Etage durch schmale Treppen statt durch Leitern erreichbar, wie es in einigen Herbergen üblich ist. Zweifellos stärkte diese Annehmlichkeit das Argument des Verwalters, daß er ein erstklassiges Haus rührte – zumindest was diese Gegend anging. Ich wußte es nicht. Vielleicht hatte er ja recht. Genug Geld verlangte er jedenfalls. Außerdem hatte mein bärtiger Freund, der Krieger aus Artemidorus' Kompanie, beschlossen, hier zu übernachten, und er machte nun wirklich den Eindruck eines Mannes, für den das Beste gerade gut genug war.

Ich begab mich zu meinem Platz. Dort sah ich mich um. Nicht alle Schlafplätze waren belegt. Zum Beispiel war Platz achtundneunzig noch frei. Aber im Prinzip war die Etage voll belegt. Mir kam der Verdacht, daß die leeren Plätze von Leuten verlassen worden waren, die sehr frühzeitig aufgebrochen waren. Manche Rei-

sende brachen mitten in der Nacht auf, um am frühen Nachmittag in der nächsten Herberge einzukehren. So können sie darauf vertrauen, stets die beste Unterbringung zu bekommen. Die meisten Herbergen verlangen, daß man seinen Raum spätestens bis zur zehnten Ahn, also mittags, verläßt.

Ich hatte gerade die Decken auf dem Boden meines Schlafplatzes ausgebreitet und mein Bündel so hingelegt, daß es als Kopfkissen diene, als ein Hausdiener den Raum betrat. Er trug eine an den Händen gefesselte Frau auf der Schulter. Ich winkte ihn heran, und er bahnte sich geschickt einen Weg zwischen den Schlafenden. »In einer Ahn komme ich wieder«, sagte er und setzte seine Last ab.

»Du!« sagte Lady Temione.

»Pst«, machte ich. »Die Leute hier wollen schlafen.«

Sie wollte sich auf die Füße kämpfen, aber ich setzte sie sanft auf die Decke und legte sie auf die Seite.

»Das ist ein schrecklicher Fehler«, flüsterte sie. »Du weißt, daß ich eine freie Frau bin.«

»Ja.«

Man hatte ihr die Fesseln abgenommen, ihr aber die Handgelenke auf den Rücken gebunden. Eine schwere Kette zierte nun ihren Hals, in drei engen, unverrückbaren Schleifen, Zwei Glieder dieser Kette waren mit schweren Vorhängeschlössern aneinandergeschlossen. Es handelte sich dabei aber nicht um die Endstücke; die ragten zu beiden Seiten vorn nach unten, in einer kleidsamen, krawattenähnlichen Anordnung. Natürlich hatte das auch praktische Aspekte. In der Nähe des Schlosses hing ein Anhänger aus Eisen. In der Dunkelheit wäre er mir beinahe entgangen. »Dann mach mich los!« flüsterte sie. »Ich verstehe nicht.«

»Du hast zugestimmt, daß es ein schrecklicher Fehler ist!«

»Nein, nein«, erwiderte ich. »Das Ja bezog sich auf die Tatsache, daß du eine freie Frau bist.«

»Ich begreife nicht, was ich hier soll, nackt und gefesselt an deiner Seite.«

»Tatsächlich nicht?«

»Das kann nicht dein Ernst sein!« Temione war fassungslos.

»Warum denn nicht?«

»Ich bin frei!«

»Aber du hast deine Rechnung noch nicht bezahlt.«

Sie schnaubte ärgerlich.

»Was willst du mit mir machen?«

»Was glaubst du?«

»Nicht *das*!«

»Genau das!«

»Ich bin kein Schankmädchen. Ich bin nicht für die Gäste da.«

»Hat man dir das gesagt?«

»Nein«, antwortete sie zögernd.

»Also?«

»Aber ich nahm an, da ich...«

»Bist du noch Jungfrau?«

»Das ist doch wohl eine persönliche Angelegenheit, die nur mich etwas angeht.«

»Es kostet mich nicht viel Mühe, das festzustellen«, sagte ich.

»Nein«, sagte sie und wich zurück. »Ich bin keine Jungfrau.«

»Also mußt du mindestens ein oder zweimal jemanden für seine Dienste bezahlt haben.«

»Das waren keine Ehrenmänner.«

»Ich glaube, du wirst entdecken, daß du von jetzt an in solchen Dingen nicht mehr handeln kannst.«

»Ich verstehe nicht.«

»Ich bin froh, daß du keine Jungfrau mehr bist«, sagte ich. »Das erleichtert unsere Beziehung.«

»Muß ich dir wirklich zur Verfügung stehen?«

»Ja. Ich habe für dich bezahlt.«

»Bezahlt?«

»Ja.«

»Das muß aber schrecklich teuer gewesen sein«, sagte sie beeindruckt. »Vielleicht sollte ich mir Mühe geben, dich zufriedenzustellen.«

»Warum?« fragte ich mit ehrlichem Interesse. Schließlich war sie noch immer eine freie Frau.

»Du mußt doch mindestens eine goldene Tarnscheibe bezahlt haben, damit ich dir eine ganze Ahn zur Verfügung stehe.«

Es war nur ein Tarnstück gewesen. Ich würde es ihr später erzählen. Ich berührte sie, ihr Körper reagierte. Ich ließ mir Zeit mit ihr.

Danach klammerte sie sich an mich. »Oh«, schluchzte sie leise. Sie schien verwirrt darüber zu sein, was man mit ihr gemacht hatte, was sie gefühlt hatte. Der Hausdiener würde bald kommen.

»Du schuldest einen Silbertarsk und fünf«, sagte ich nachdenklich.

»Denkst du daran, mich auszulösen?« fragte Temione.

»Vielleicht.« Ich mußte mir auf irgendeine Weise Zugang zu Ar-Station verschaffen. Es wurde von den Cosianern und ihren Söldnern belagert. Möglicherweise konnte sie mir von Nutzen sein.

»Ich hätte Angst, von dir ausgelöst zu werden«, sagte sie.

»Warum?«

»Wenn du meine Schulden bezahlst, besäßest du völlige Macht über mich. Du würdest mich praktisch besitzen.«

»Dir ist natürlich bewußt, daß du überhaupt keinen Einfluß darauf hast, wer dich auslöst, genauso wenig wie eine Sklavin eine Wahl hat, wer sie kauft.«

»Ich weiß«, sagte Temione.

Ich lag dort und dachte nach. Ja, eine Frau wie

sie könnte ich gebrauchen. Sogar mehrere von ihrer Sorte.

»Du hast mich wie ein Tarskweibchen genommen«, sagte sie schmollend.

»Du hast mit aller Leidenschaft darauf reagiert«, sagte ich. »Vielleicht muß man dich so behandeln.«

»Du respektierst mich nicht.«

»Du willst doch gar nicht respektiert werden«, erwiderte ich. »Du willst verehrt, geschätzt, beherrscht, besessen werden. Du willst gezwungen werden, zu dienen und zu lieben.«

Temione schwieg.

»Da kommt jemand«, sagte ich. »Hörst du die Schritte auf der Treppe?«

»Nein«, sagte sie.

»Er ist auf dem ersten Treppenabsatz.« Ich setzte mich auf. »Es ist ein Mann.«

»Jetzt höre ich ihn auch«, sagte sie einen Augenblick später. »Was soll das?«

Ich hatte sie auf den Bauch gedreht.

»Meine Handgelenke!« Ich hatte sie nach hinten gezogen, übereinandergelegt und hielt sie nun mit der linken Hand fest. Mit der Rechten hatte ich die Schnur von ihrem linken Handgelenk gelöst. Einen Augenblick später war sie gefesselt. Eigentlich hatte ich mit dem Hausdiener gerechnet, aber der Schritt schien viel schwerer zu sein. Lady Temione stemmte sich auf den rechten Ellbogen, die Hände auf den Rücken gefesselt. Ich konnte mir denken, wer da kam. Unwillkürlich blickte ich auf den Schlafplatz neben mir. Allem Anschein nach war er später als ich in der Herberge eingetroffen, da er auch später zum Essen gekommen war. Falls meine Annahme zutraf, hatte man ihm auch nach mir einen Schlafplatz zugeteilt. Das würde alles vereinfachen. Ich müßte nicht einmal in der Dunkelheit nach ihm suchen müssen. Auf Platz neunundneunzig in der Ecke schlief ein Mann. Er mußte ziem-



lich früh in der Herberge eingetroffen sein, um einen der begehrten Eckplätze zu erringen. Falls tatsächlich derjenige die Treppe heraufkam, mit dem ich rechnete, und er sich neben mir zum Schlafen hinlegte, konnte ich die Hilfe des Reisenden in der Ecke gebrauchen. Der zweite Teil meines Plans erforderte einen Verbündeten.

Ein paar Meter entfernt schrie jemand auf. Der Krieger hatte einigen Paga getrunken, vielleicht einen zweiten oder dritten *Kantharos*. Ich fragte mich, ob er dafür bezahlt hatte. Ein weiterer wütender Aufschrei ertönte, gefolgt von einem dumpfen Schlag. Der Krieger ging etwas unsicher auf den Beinen weiter. Ein weiterer Gast wurde unsanft geweckt und kam auf die Beine. Als er jedoch sah, daß er seinem Gegenüber nicht einmal bis zur Schulter reichte, trat er einen Schritt zurück. Der Krieger winkte ihn heran. Ängstlich gehorchte er. Ohne Vorwarnung schlug der Krieger ihm die Faust in den Magen, und er sank stöhnend in die Knie. Sein Nachbar sagte etwas zu dem Krieger; der zog das Schwert zur Hälfte aus der Scheide, und der Mann rollte sich schnell auf die andere Seite und tat so, als schliefe er. Das Schwert wurde zurück in die Scheide gerammt. Das Geräusch reichte aus, daß die nächsten beiden Männer zur Seite rückten. Im nächsten Augenblick hatte der Krieger Schlafplatz achtundneunzig erreicht. Er sah wütend nach unten. Ich bemerkte erfreut, daß er noch immer die Tasche trug.

Er stellte sie an der Wand ab, der Helm folgte.

»Oh!« stieß Lady Temione aus, als sie hochgezerrt wurde.

Die Tasche wies ein Schloß auf. Es wäre also nicht einfach, sie ohne weiteres zu öffnen, um den Inhalt zu begutachten oder zu entfernen. Natürlich war ich weniger am Inhalt der Tasche als an etwas anderem interessiert. Da er offensichtlich eine Art Kurier war, würde sie die Verkleidung vervollständigen.

Er hielt Lady Temione fest, ihr Kopf lag im Nacken, sein Bart berührte fast ihren Hals.

»Sie ist eine freie Frau«, sagte ich trocken.

Mit einem abfälligen Grunzen stieß er sie von sich. Ich weiß nicht, ob er sie aus dem Pagaraum wiedererkannte oder nicht. Er war betrunken. Es war dunkel.

Er blickte sich um. Wie erwartet fiel ihm der Eckplatz ins Auge. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß er sich daran stören würde, daß er belegt war.

»He!« rief der Mann, der dort geschlafen hatte, als er plötzlich in die Höhe gestemmt und gegen die Wand geschleudert wurde.

Der Krieger hielt ihn dort fest und beugte sich vor, bis sich ihre Gesichter fast berührten. »Warum liegst du auf dem falschen Platz?« fragte er.

»Ich habe nicht den falschen Platz!« keuchte der Bursche.

Er wurde erneut gegen die Wand gestoßen.

»Warum?« wollte der Krieger wissen.

»Es muß sich um ein Mißverständnis handeln!« sagte der Mann. Wie ich zu meiner Freude feststellte, handelte es sich doch tatsächlich um denselben Mann, den der Krieger zuvor aus der Wanne vertrieben und zum unfreiwilligen Dienst als Badediener gezwungen hatte. Zweifellos gehörte er zu der Art von Mensch, die alles in ihrem Leben von den Gesetzen der Vernunft bestimmen lassen und alles sorgfältig planen, die frühzeitig in der Herberge eintreffen und dergleichen mehr. Keine Frage, Kerle wie der Krieger sind der Fluch solcher Leute. Er krachte wieder gegen die Wand. Es war ziemlich laut, aber ich schlief ja nicht.

»Ich habe den Ostrakon für diesen Platz!« stammelte der Mann.

»Was hat das denn damit zu tun?« fragte der Krieger und stieß ihn gegen die Wand.

»Nichts!« sagte der Mann und rang nach Atem. »Es tut mir leid, daß ich auf dem falschen Platz war! Ich

entschuldige mich! Vergib mir! Das war sehr dumm von mir!«

Der Krieger ließ ihn los, und der Mann suchte auf allen vieren schnell seine Habseligkeiten zusammen.

»Du hast doch nicht etwa vor, jetzt aufzubrechen oder dich beim Verwalter zu beschweren, wie?« fragte der Krieger.

»Nein, natürlich nicht«, murmelte der Mann hastig und breitete seine Sachen auf Platz achtundneunzig aus, genau neben mir.

Ich konnte mir nicht vorstellen, daß es der Verwalter eilig gehabt hätte, sich auf einen derartigen Wortwechsel einzulassen, besonders nicht mit einem bewaffneten Soldaten, der Artemidorus' Kompanie angehörte.

»Du bist auch ein großer Bursche«, sagte der Mann und sah mich an. »Kann ich davon ausgehen, daß du diesen Platz nicht haben willst?«

Ich nickte.

»Falls doch, könnte ich mich selbst gegen die Wand werfen. Ich habe Übung darin.«

»Sei nicht verbittert«, sagte ich.

»Scharf die Schlampe aus meinen Augen«, sagte der bärtige Krieger und sah Lady Temione an. Sie lag noch immer dort, wo er sie zu Boden geworfen hatte, die Hände auf den Rücken gefesselt, den Kopf neben meinen Füßen, zu ängstlich, um sich zu bewegen.

»Ich habe sie für eine Ahn gemietet«, sagte ich. »Die müßte gleich um sein. Der Hausdiener wird sie holen.«

»Was hat sie gekostet?« fragte der Krieger.

»Ein Tarskstück.«

»Das ist mehr, als sie wert ist.«

»Schon möglich.«

»In vielen Städten könnte man dafür ein Münzenmädchen haben.«

»Das stimmt.« Münzenmädchen waren eine Art Straßensklavinnen, die von ihren Herren, die gewöhnlich mehrere von ihre Sorte besaßen, gegen Sonnenun-

tergang auf die Straße geschickt wurden. Von den Ketten um ihren Hals baumelten Glöckchen, die ihren Standort verrieten, sowie ein verriegeltes Münzkästchen, Und wehe dem Mädchen, das nach Hause kommt, ohne daß ein paar Münzen in dem Kästchen klimpern! Andererseits bekam man an manchen Orten für ein Tarskstück bereits eine Pagasklavin.

»Für eine freie Frau ist das zuviel«, sagte der Krieger.

»Vielleicht.«

»Vor allem für so eine«, sagte er verächtlich.

Ich zuckte mit den Schultern.

»Vielleicht ist es ja doch angemessen, ein Tarskstück für ein fettes Tarskweibchen.«

»Eigentlich ist sie gar nicht so fett«, meinte ich. Sicher, ihre Figur war verbesserungswürdig, und sobald sie eine Sklavin wurde, was zweifellos sehr bald geschah, würde man sich darum kümmern.

»Ich habe Tharlaron gesehen, die besser aussahen.«

Lady Temione versteifte sich vor Wut. Ich konnte ihre Reaktion nicht verstehen.

»Man hätte kaum weniger als ein Tarskstück für sie verlangen können«, sagte ich irgendwie gereizt. Ich durfte die Beherrschung nicht verlieren. In den meisten Städten ist das Tarskstück die Münze mit dem kleinsten Geldwert, die in Umlauf ist.

»Für soviel hatte man sie dir einen Monat überlassen müssen.«

»Vielleicht.«

»Du mußt ein seltsamer Kerl sein, um es mit einer freien Frau zu treiben«, meinte er.

»Sie muß ja nicht für alle Zeiten frei bleiben.«

Lady Temione zitterte vor Furcht. Die Kette an ihrem Hals und das Vorhängeschloß klirrten leise.

Er ging neben ihr in die Hocke. Sie wandte ängstlich den Blick ab.

»Du bist keine Frau, du bist ein Tarskweibchen«, stieß er höhnisch hervor.

Sie schluchzte auf.

»Misch dich nicht ein«, beschwor mich der Mann auf Schlafplatz achtundneunzig, der so unsanft von seinem Eckplatz vertrieben worden war. »Er ist gefährlich.«

»Das habe ich auch nicht vor.« Ich protestierte nicht gegen seine Beschimpfungen, denn auch wenn sie vielleicht etwas übertrieben waren, waren sie nicht ganz ungerechtfertigt. Die Gefahr bei jemanden mit meinem Temperament bestand natürlich darin, daß ich plötzlich meine Ehre beleidigt sah. Falls ich dann meiner Wut freien Lauf ließe und den Kerl mit dem Schwert auf den Boden nagelte, brächte das meine Pläne ernsthaft durcheinander. Ich mußte so gelassen sein wie ein Larl, der so tat, als schliefe er, so gelassen sein wie Dietrich von Tarnburg.

Der Krieger fuhr herum. »Was hast du da gesagt?«

»Ich? Nichts.«

Er wandte seine Aufmerksamkeit wieder Lady Temione zu.

»Du bist wertlos.« Er starrte sie verächtlich an. »Schaff sie mir aus den Augen. Ich will mir nicht den Appetit fürs Frühstück versauen.«

Ich hatte bestimmt keine Zeit fürs Frühstück. Der Plan sah einen sehr frühen Aufbruch vor.

»Hast du nicht gehört?«

»Der Hausdiener wird gleich da sein.«

»Willst du mich hinhalten?«

»Das fiele mir im Traum nicht ein.« Ich fand den Schwertgriff. Es war zwar nicht unbedingt ehrenhaft, einen betrunkenen Krieger im Dunkeln mit dem Schwert zu durchbohren, aber alles in allem ist es besser, als selbst durchbohrt zu werden.

»Ich bringe sie weg«, sagte der Mann neben mir hastig.

»Das ist nicht deine Angelegenheit«, sagte ich. Ich fürchte, mein Tonfall war etwas ungehalten, zog man die Großzügigkeit seines Angebots in Betracht.

»Sieh mal«, sagte er, »ich habe jetzt große Übung darin, Wände mit meinem Rücken abzuklopfen, aber ich verstehe mich nicht darauf, in der Dunkelheit in einen Schwertkampf hineinzugeraten und Klingen auszuweichen, verstehst du?«

»Ein Schwertkampf?« fragte der Krieger.

»Also brächte ich sie gern zum Verwalter zurück.«

Der Krieger griff nach dem Schwert, tastete aber daneben. Zumindest sah es so aus.

Meine Klinge glitt aus der Scheide. Ich stand auf.

Der Mann in der Mitte zwischen uns stöhnte auf und bereitete sich darauf vor, schnell in Sicherheit zu kriechen.

»Oh!« sagte Lady Temione, die von den starken Händen des Hausdieners hochgehoben wurde, der unbemerkt herangekommen war. »Die Zeit ist um«, verkündete er.

»Nimm sie weg«, verlangte der Krieger mit einer Handbewegung.

»Das habe ich vor«, sagte der Hausdiener. Er drehte uns den Rücken zu, und ich sah Lady Temiones Gesicht.

»Steck sie in einen Tarsk-Käfig«, lachte der Krieger. »Da gehört sie hin.«

Lady Temione kämpfte kurz gegen den Griff des Hausdieners an, wobei sie sich sicherlich verführerischer bewegte, als ihr bewußt war, und zerrte vergeblich an ihren Handfesseln. Sie sah zurück, wobei sie dem Krieger einen Blick voller Wut und Angst zuwarf.

»Wer will einen Kampf?« fragte der Krieger. Er schwankte. Seine Hand lag auf dem Schwertgriff.

»Niemand«, sagte der Mann in der Mitte hastig.

Ich konnte mir nicht vorstellen, daß ein Angriff besonders erfolgreich sein würde, solange der unschuldige Reisende zwischen uns stand, zumindest nicht ohne ihn vorher mit dem ersten Hieb zu entfernen. Damit hätte sein Tag, der ohnehin nicht besonders er-

treulich gewesen war, einen traurigen Abschluß gefunden. Ich schob das Schwert zurück in die Scheide. Ich war nicht einmal davon überzeugt, daß der Krieger in der Dunkelheit überhaupt mitbekommen hatte, daß ich es gezogen hatte. Er war nicht weiter gegangen, als die Hand an die Klinge zu legen. Ich glaube, er hatte überhaupt nicht bemerkt, daß er sich in Gefahr befand.

»Bist du es, der kämpfen will?« fragte er.

»Ich nicht«, erwiderte ich.

»Dann mußt du derjenige sein!« rief der Krieger und wandte sich an den Reisenden.

»Nein!«

Seine Erwiderung kam schnell. Sie klang von ganzem Herzen überzeugt und ließ keinen Zweifel an ihrer Ehrlichkeit aufkommen.

»Ich bin müde«, verkündete der Krieger.

»Dann ist es Zeit, sich schlafen zu legen.«

Der Krieger blieb einen Augenblick lang stehen und überdachte seine Möglichkeiten. »Vielleicht«, sagte er dann.

Ich war mittlerweile zu dem Schluß gelangt, daß es nicht nötig wäre, den Krieger zu töten. Zumindest nicht zum jetzigen Zeitpunkt. In seiner augenblicklichen Verfassung wäre es nicht besonders ehrenhaft gewesen, ihm eine Klinge in den Leib zu rammen. Außerdem ist es schwierig, ein Schwert in der Dunkelheit auf fachmännische Weise zu handhaben, und ich neige dazu, auf solche Dinge großen Wert zu legen. Das Schwert ist weniger für die Dunkelheit geeignet als Verstohlenheit und ein Dolch. Unter diesen Umständen hätte ihn ein Rekrut töten können.

»Es ist Zeit, um schlafenzugehen«, verkündete der Krieger.

»Ja, da hast du recht«, sagte der Mann.

Das war das zweite Mal, daß der Krieger in dieser Nacht in beträchtlicher Gefahr geschwebt hatte. Ver-

mutlich würde ihm das am nächsten Morgen nicht einmal bewußt sein.

»Setz dich«, sagte der Krieger zu mir.

»Sicher«, erwiderte ich und setzte mich. Der Mann schloß sich mir an.

Der Krieger sah in die Runde. Er war der einzige im Raum, der auf den Beinen war.

Er hatte im Bad die Erste Wanne in Beschlag genommen. Er hatte im Pagaraum für Aufruhr gesorgt. Er hatte dafür gesorgt, daß man ihm eine ausgezeichnete Sklavin schickte, vermutlich sogar gratis. Ich war sogar davon überzeugt, daß man ihm eine viel größere Auswahl an Speisen angeboten hatte als mir. Er war wie ein Wirbelsturm in den Schlafraum eingefallen. Es war zu bezweifeln, daß er sich bei den anderen Gästen besonders beliebt gemacht hatte, schließlich hatte er mehr als nur einen Mann geschlagen. Er war sogar auf dem schrägen, direkten Weg zu seinem Schlafplatz gegangen, statt wie die anderen Gäste den rücksichtsvolleren längeren Weg am Rand entlang zu nehmen. Außerdem hatte er mir nicht den gebotenen Respekt erwiesen, von dem Mann neben mir ganz zu schweigen, dessen bezahlten Platz er belegt hatte.

Er ließ sich auf dem Eckplatz mit der Nummer neunundneunzig nieder, dem sichersten Platz im ganzen Raum.

»Schnarchst du?« fragte er meinen neuen Nachbarn.

»Niemals«, versicherte ihm der Mann.

»Wenn doch, schläfst du heute im Sitzen!«

»Das hatte ich sowieso vor!«

Ich war fest davon überzeugt, daß der Mann vorhatte, in dem Moment aufzubrechen, in dem der Krieger einschlief. Denn konnte man sich darauf verlassen, daß er in angenehmer Laune war, wenn er aufwachte? Und was, wenn er unter Alpträumen litt und mitten in der Nacht um sich schlug, mit einem Messer in der Hand?



Mein Nachbar setzte sich mit dem Rücken an die Wand. Der Krieger sah verächtlich zu mir herüber. »Liebhaber von Tarskweibchen«, lachte er.

Mir entging nicht, daß er den Riemen der Kuriertasche drei- oder viermal um den linken Arm schlang. Vermutlich war der Lederriemen mit Draht verstärkt, wie es bei Diplomatenpost häufig vorkam; in der Tasche selbst waren wahrscheinlich zwischen Leder und Futter zusammengeschmiedete Eisenringe eingearbeitet. Solche Vorkehrungen machten die Tasche sicher gegen die üblichen Methoden von Beutelschneidern.

Augenblicke später schnarchte der Krieger.

Ich streckte die Hand aus und packte meinen Nachbarn auf Platz achtundneunzig, der offenbar aufbrechen wollte, am Arm.

Er stöhnte. »Woran liegt es, daß ich niemals von kleinen Männern belästigt werde?«

»Was ist dein Beruf?«

»Ich bin Marketender.«

»Ausgezeichnet.«

»Das dachte ich auch einmal.«

Das verwunderte mich nicht. Diesem Beruf gingen hauptsächlich ehemalige Kutscher oder Flüchtlinge nach. Das schien aber auf ihn nicht zuzutreffen. Zum Beispiel hatte er weder Kinder noch eine Gefährtin dabei. Davon abgesehen hätten sich nur die wenigsten Flüchtlinge die Herberge leisten können. Ihm fehlte sowohl die Raffinesse eines Kaufmanns als auch die Grobheit eines Viehhändlers. Ein Viehhändler, der hier übernachtete, hätte die Taschen voller Geld gehabt und befände sich auf der Rückreise von Ar-Station. Auf der Hinreise wäre er bei seiner Herde geblieben, die hauptsächlich aus Verr oder Tarsk bestehen.

»Du bist auf dem Weg zum Heerlager der Cosianer vor Ar-Station«, wagte ich eine Vermutung.

Er nickte.

Es war eine naheliegende Vermutung gewesen, da er

in der Herberge übernachtete. Er vertraute auf den Schutz, den sie bot. Geld und Kreditbriefe kann man in einem Wagen verbergen, aber bei großen Mengen Mehl, Salz, Dörrfleisch, Paga und dergleichen mehr ist das nicht möglich, ganz zu schweigen von den unzähligen Dingen, die man im Feld braucht und für die die Marketender sorgen, Dinge wie Haarbürsten, Kerzen, Lampenöl, kleine Messer, Werkzeuge, Pfannen, Eßgeschirr, Wetzsteine, Feuersteine, Daumenfesseln, Hand- und Fußschellen, Nasenringe, Lederfesseln, Sklavenkragen und Peitschen.

»Ich habe einen Auftrag für dich«, sagte ich.

»Du willst, daß ich unseren Freund auf neunundneunzig umbringe?« fragte er.

»Nein.«

»Das ist vielleicht auch besser so«, entgegnete er. »Falls ich es nicht schaffen sollte, die Angelegenheit sauber zu erledigen, er aufwacht und ich mit dem blutigen Messer in der Hand über ihm knie, kann man sich nicht darauf verlassen, daß er die Sache aus unserer Sicht sieht.«

»Du hast recht.«

»Sein Temperament ist ungezügelt«, sagte er, »und unter diesen Umständen könnte man es kaum jemandem verübeln, wenn er gereizt reagiert.«

»Dem stimme ich vorbehaltlos zu«, sagte ich.

»Was also kann ich für dich tun?«

»Hör genau zu.«

»Diener!« brüllte der Krieger aus der Zweiten Wanne, die in bequemer Nähe zum Badeingang stand. »Schür das Feuer!«

Es war noch früh, aber die meisten der Männer, die auf dem Boden des Bades die Nacht verbracht hatten, waren bereits aufgebrochen.

Der Bursche, der herankam, um sich um das Feuer zu kümmern, war eigentlich zu groß für jemanden, der solche Dienste verrichtete; er trug eine Kapuze, vermutlich um entstellende Narben zu verbergen, die die Gäste verschreckt hätten, und einen langen Umhang. Er humpelte – sicher das Resultat eines Sturzes vom Tarnrücken – eilig zu der Ziegelsteinplattform, auf der die Wanne stand, und schürte die Flammen mit dem Feuerrechen.

»Schneller! Beeil dich, Kerl!« herrschte ihn der Krieger an.

»Ja, Herr, ja, Herr!« keuchte der vermummte Diener.

Durch die Beobachtungen in der vergangenen Nacht war ich fest davon überzeugt gewesen, daß der Krieger, sollte er ein Bad nehmen, die vorderste Erste Wanne und später die direkt dahinter befindliche Zweite Wanne auswählen würde. Manche Männer halten sie für die besten Wannen, und so konnte man davon ausgehen, daß er ebenfalls diese Meinung vertrat. Anscheinend war das Badefeu an diesem Morgen nicht richtig zum Brennen gebracht worden. Der Diener, der dafür zuständig war, eilte nun herbei, um sich darum zu kümmern. Der Krieger, der anscheinend ungern auf gewisse Annehmlichkeiten verzichtete, würde sich noch einen Augenblick lang gedulden müssen, bis das Wasser schön warm war, aber man konnte davon ausgehen, daß er dann noch eine Zeitlang in der Wanne

blieb, und sei es nur, um sich für die erlittenen Unbequemlichkeiten und Verzögerungen zu entschädigen.

Der Diener, der gelegentlich vor sich hin murmelte, hinkte umher und kümmerte sich um das Feuer.

Ich hatte vorausgesehen, daß sich der Krieger am Morgen ins Bad begeben würde. Er hatte am vergangenen Abend viel getrunken, also würde er wenige Stunden später durstig und schweißgetränkt aufwachen. Sicherlich würde er einen schlimmen Kater haben; nach dem, was sich abgespielt hatte, war das keine abwegige Vermutung. Für den Fall, daß er weniger empfindlich als gedacht war, hatten wir uns die Freiheit genommen, auf dem Boden um seinen Schlafplatz herum einige stattliche Grundbestandteile aus den Nachtgeschirren der Etage zu verteilen. Wir hofften, daß er nach seinen Ausschweifungen eine ganz natürliche Erklärung für ihre Anwesenheit parat hatte.

Der Diener schrubhte die umliegenden Ziegelsteinplattformen ab, hob Holzsplitter vom Boden auf und machte sich nützlich.

»Ahh!« sagte der Krieger und lehnte sich zurück.

»Ist die Wassertemperatur zufriedenstellend?« fragte der Diener und hinkte heran.

»Ja!« knurrte der Krieger.

Der Diener lud eine Armvoll Brennholz auf der Plattform neben der Wanne ab. Auf diese Weise konnte er sich an einem Tag mit starkem Andrang ein paar Gänge zur Vorratstonne sparen. Das ist ein alter Trick der Badebediensteten. Der Diener stellte sich dabei jedoch recht ungeschickt an. Ein paar Holzscheite stießen lautstark gegen die linke Wannenseite, was den darin sitzenden Krieger zu ärgern schien.

»Verschwinde!« befahl er.

»Kann ich noch zu Diensten sein?« fragte der Diener.

»Du sollst verschwinden!« brüllte der Krieger. »Raus!«

»Ja, Herr! Ja, Herr!« stieß der zusammengekrümmte

Diener hervor und hinkte schnell weg, als hätte er Angst. Im nächsten Augenblick war er hinter der Trennwand verschwunden.

Als ich hinter der Trennwand stand, warf ich einen letzten Blick zurück zu den Wannen, achtete allerdings darauf, mich noch nicht aufzurichten. Unter meinem Umhang befanden sich natürlich Gürtel, Schwert und Scheide, sein Geldbeutel und die Kuriertasche; ich hatte alles vom Haken genommen, während der Lärm der gegen die Wanne prallenden Scheite mögliche Geräusche übertönte und für Ablenkung sorgte. Der Krieger lag zurückgelehnt mit geschlossenen Augen im Wasser. Der richtige Diener saß vermutlich oben im Pagaraum und genoß Kuchen und Batitee, ein an goreanischen Feiertagen sehr beliebtes Frühstück. Er hatte die nötigen Mittel dazu. Ich hatte ihm fünf Kupfertarsk gegeben.

Im Vorraum nahm ich den Helm und die Kleidung des Kriegers vom Haken.

Dann verließ ich das Bad.

Ich ging langsam zum Tarnstall.

Jede Minute zählte. Ich trug nun das Blau von Cos, Uniform und Helm eines Angehörigen von Artemidorus' Kompanie. Ich hatte die Sachen von dem Haken im Bad entwendet.

Ich klopfte gegen das Tor des Tarnstalls.

Das Bündel befand sich auf meinem Rücken.

In dem Stall war nur ein Tarn, offensichtlich der Vogel eines Kriegers.

Aus einer Hütte neben dem Stall kam ein Stallbursche.

Von links fuhr ein Wagen vorbei. In dieser Richtung lagen die Tharlarionställe. Es waren schon viele Leute auf den Beinen. Ich blickte in die Höhe, hinauf zu dem Turm, der das Tarnfeuer beherbergte. Es war natürlich nicht entzündet. Das Tor, vor dem ich stand, befand sich auf der rechten Seite des Herbergsgeländes. Näherte man sich der Herberge aus der Luft, auf dem Rücken eines Tarns, stand das Tor auf der linken Seite.

»Mach den Vogel bereit!« befahl ich.

Der Stallbursche schien kurz zu zögern; er betrachtete meine Aufmachung, das cosische Blau, die Feldzeichen von Artemidorus' Söldnerkompanie, den Helm, vor allem die Waffen. Denn ich trug zwei Schwerter.

«Sofort!« sagte ich.

Er eilte zurück in die Hütte, wo zweifellos die Ausrüstung des Kriegers verstaubt war, der Sattel, das Tarngeschirr und was man sonst noch brauchte. Ich glaube, der Stallbursche wollte vermeiden, einen Angehörigen von Artemidorus' Kompanie länger als nötig aufzuhalten. Vielleicht hatte er es zu seinem Schaden schon einmal getan.

Ich blickte zum Haupthaus zurück. Alles schien seinen normalen Gang zu gehen.

Das große Schild, das an dem waagerechten Balken von seinen Ketten hing, schwankte nicht. Einige Wagen fuhren ab. Nach dem Regen roch die Welt frisch und sauber. Auf dem Steinboden des Hofes standen Pflüzen.

Der Stallbursche kam aus der Hütte. Er hatte sich Sattel, Satteltuch und den Rest der Ausrüstung auf die Schulter geladen.

»Das Tarntor steht offen, nehme ich an?« sagte ich.

»Ja.«

»Gut.«

Offensichtlich hatte ich es eilig. Er war ohne Zweifel an ungeduldige Gäste gewöhnt. Es hätte ihn jedoch überrascht, wie eilig ich es tatsächlich hatte.

Er betrat den Stall, um den Vogel bereitzumachen.

Ich ging um Stall und Anbau herum, denn ich wollte mich überzeugen, daß das Tarntor tatsächlich offenstand. Es stand offen. Es war natürlich nicht wegen meiner Abreise geöffnet worden, sondern blieb den Tag über für Neuankömmlinge offenstehen. Die beiden Flügel schwingen nach innen auf und wurden an den Seiten der Landeplattform festgemacht, die die Palisade etwa einen halben Meter überragte. Die Plattform wies eine Verlängerung auf, die bei Toresschluß eingezogen werden konnte; mit Scharnieren befestigte senkrechte Stützpfeiler sorgten für Stabilität. Im Innern des Tarnstalls führte auf der rechten Seite eine Rampe zur Plattform. Die Torflügel waren sehr groß, jeder von ihnen wies eine Höhe von neun sowie eine Breite von sieben-einhalb Metern auf. Für ihre Größe sind sie allerdings recht leicht, da sie hauptsächlich aus mit Draht gespannten Rahmen bestehen. Obwohl diese Abmessungen gewöhnlichen Sattel- und Kriegstarns einen ungehinderten Einflug erlauben, werden meistens die Landeplattformen benutzt. Mit Tarnkörben ausgestattete

Lasttarns landen natürlich immer darauf. Der Lasttarn vollführt eine flatternde Landung. Sobald er spürt, daß der Korb Bodenberührung bekommt, setzt er sich. Die schräge Rampe erleichtert es, den Tarnkorb auf seinen Lederkufen in den Hof zu transportieren. Passagiere genießen den gleichen Vorzug.

Nicht alle Tarntore sind derart beschaffen. Bei einer weitverbreiteten Bauweise hängen die Torflügel vor der Toröffnung. In Schienen eingepaßt schiebt man sie beiseite. Jedes Öffnen erweckt den Eindruck, als würde man ein Tor zum Himmel öffnen. Der dazugehörige Bau mit seinen Plattformen, Laufgängen und schiffs-mastähnlichen Balken ist sehr stabil. Die Laufgänge und Plattformen sind mit schmalen Leitern erreichbar. Diese Bauart verlangt von den Vögeln, daß sie für die Landung erst auf der Stelle schweben müssen, was sehr zeitaufwendig ist. Dafür ist die Landeplattform unnötig. Der Tarnstall im *Krummen Tarn* ähnelte insofern einem militärischen Stall, als er das schnelle Aufsteigen und die ebenso schnelle Rückkehr des Tarnsmanns zuließ – verbunden mit der Möglichkeit, das Tor innerhalb weniger Ihn zu öffnen und wieder zu schließen. Die Bauweise des Tarntors war ein deutlicher Hinweis, daß der *Krumme Tarn* möglicherweise nicht immer als Herberge gedient hatte. Vermutlich hatte das Areal vor der Gründung von Ar-Station als Garnison gedient, um den nördlicheren Teil der Vosk-Straße zu überwachen. Die Nähe zum Vosk war ein weiteres Indiz für diese Theorie, da der Fluß höchstens einhundert Pasang entfernt lag. Die normale Marschleistung eines goreanischen Fußsoldaten beträgt auf einer Militärstraße fünfunddreißig Pasang. Die Herberge *Zum Krummen Tarn* befand sich also genau drei Tagesmärsche vom Fluß entfernt.

Ich lockerte die Klinge in ihrer Scheide und kehrte zum Tarnstall zurück.

Der Tarn war bereit.



Er zerrte an einem Stück Tarskfleisch, das an einem Strick hing. Der Strick war fast sechs Zentimeter dick. Wie das Fleisch in der Luft schwebte, erinnerte mich an die Art und Weise, in der Bauersfrauen ihre Braten zubereiteten; sie banden sie an einem Bindfaden fest und ließen sie über dem Feuer baumeln, um ihnen dann gelegentlich einen Stoß zu versetzen. Durch das Umherbaumeln wird das Fleisch gleichmäßig gar, und zwar ohne ständige Aufsicht oder Umdrehen. Der Strick, der wie eine Bogensehne gespannt war, riß plötzlich eine Handbreit über dem Fleisch. Der Tarn packte es mit einer Klaue und schälte es vom Knochen. Ich wartete ab, bis der Vogel fertig war. Der Knochen lag zusammen mit den Resten des Stricks im Stroh. Er wies tiefe Furchen auf. Der Vogel stieß den Schnabel in einen hohen schmalen Behälter. Als nächstes würde er Wasser in den schrecklichen Rachen saugen und den Kopf in den Nacken legen. Dann würde er den Kopf schütteln, damit das Wasser schneller die Kehle hinunterlief.

Ich wartete geduldig ab. Schließlich führte der Stallbursche den Vogel die Rampe zur Landeplattform hinauf. Ich schloß mich den beiden an. Von hier oben konnte man Pasang weit in die umgebende Landschaft blicken. Die Luft war berauschend. Der Tarn war aufgereggt. Er öffnete die Flügel. Die Balken der Plattform waren ausgesprochen stabil. Der Stallbursche löste die fünfsprossige Strickleiter, mit deren Hilfe man in den Sattel steigt. Ich benutzte sie. Als ich im Sattel saß, legte ich den Sicherheitsgurt um und schnallte ihn fest.

Vor langer Zeit war ich in der Nähe von Ar sträflich nachlässig mit dem Gurt umgegangen. Nur ein glücklicher Zufall ließ mich überleben. Seitdem hatte ich diese Vorsichtsmaßnahme nur selten vernachlässigt. Ich mußte an Talena denken, die geschmeidige, sinnliche Tochter des Marlenus aus Ar mit der olivfarbenen Haut, die er verstoßen hatte, nachdem sie zu erkennen gab, daß sie eine Sklavin war. Nachdem Samos aus Port

Kar sie als ihr neuer Besitzer in Ketten nach Ar zurückgebracht hatte, hatte Marlenus sie beschämt vor der Welt im Zentralzylinder verborgen und ihr die Freiheit zurückgegeben, ihr aber jeden Status verweigert. Nachdem er auf einer Strafexpedition gegen die Tarnsmänner von Treve in den Bergen der Voltai verschwunden war, hatte sich ihr Schicksal anscheinend gewandelt. Sie war bei öffentlichen Feiern aufgetreten. Man sah ihre Sänfte wieder auf der Straße. Zweifellos war sie wieder stolz und hochmütig geworden. Ich hatte in ihr keine Sklavin gesehen. Rask aus Treve und andere schon. Heute wäre ich vermutlich scharfsichtiger. Obwohl sie die Tochter eines Ubars gewesen und in Ar wieder zu hohem Ansehen gelangt war, war sie trotz allem nur eine Frau. Ich fragte mich, wie sie wohl aussähe, nackt und in Ketten, sich zu meinen Füßen windend, während sie versuchte, meine Aufmerksamkeit zu erwecken. Es war eine erfreuliche Vorstellung. Ich mußte daran denken, welche Verachtung sie mir in Port Kar entgegengebracht hatte, wie hochmütig und böse sie gewesen war; sie hatte sogar die Erinnerung an unsere Liebe in den Schmutz gezogen, während ich gelähmt im Stuhl gesessen hatte, unfähig zur geringsten Bewegung, ein Opfer von Sullius Maximus' Gift. Vor der Herrschaft des Kapitänrates war er einst einer der fünf Ubars von Port Kar gewesen. Ich fragte mich, ob sie annahm, ich befände mich noch immer in Port Kar, ein Krüppel, der zusammengesunken in demselben Stuhl vor dem Kaminfeuer hockte. Aber ich war wieder vollständig gesundet, hatte in Torvaldsland sogar das Gegenmittel für das Gift gefunden. Allerdings war es möglich, daß Talena mich von ihrer Sänfte aus in Ar gesehen hatte. Am darauffolgenden Abend hatte man im *Tunnel*, einem von Ludmillas Freudenhäusern, einen Anschlag auf mein Leben verübt. In der Nähe von Brundisium hatte ich Beweise gefunden, daß sie sich des Verrats an Ar schuldig gemacht hatte.

Talena. Ja, wenn ich es mir richtig überlegte, so im nachhinein, hatte in ihr eine Sklavin gesteckt. Ja, sie hätte eine bemerkenswerte Sklavin abgegeben. Ich verdrängte sie aus meinen Gedanken.

Der Stallbursche sah auf. Auf dem Hof erscholl Lärm.

»Hier, mein Junge«, sagte ich.

»Vielen Dank, Tarnsmann!« rief er, da er nicht mit derartiger Dankbarkeit gerechnet hatte.

Ich konnte mir denken, was den Aufruhr ausgelöst hatte; es war Zeit, den *Krummen Tarn* zu verlassen.

»Du bist sehr freigiebig, Tarnsmann«, sagte der Stallbursche, der vor dem Vogel zurückwich. Es wäre nicht angenehm gewesen, von der Plattform fünfundzwanzig Meter in die Tiefe geschleudert zu werden, besonders dann, wenn man gerade einen ganzen Silbertarsk bekommen hatte. Eine solche Münze zu verteilen, war natürlich eine gewisse Prahlerei meinerseits. Andererseits würde ich sie nicht vermissen, da sie zu den Münzen aus dem Geldbeutel des Kriegers gehörte, dem Soldaten aus der Kompanie des Artemidorus.

Ich zog die Leiter hoch und machte sie am Sattel fest.

Die wütenden Rufe – beinahe schon ein Tumult – waren lauter geworden. Es mußten vier oder fünf Männer beteiligt sein. Falls ich mich nicht irrte, ertönten nun auch noch die Geräusche von Schlägen, gefolgt von Stöhnen und Schmerzlauten.

Ich rückte das Geschirr zurecht, zog an den Zügeln, und der Vogel schritt erwartungsvoll durch das Tarntor hindurch zum Vorderrand der Plattform. Von einer solchen Plattform schwingt sich der Vogel mit einem einzigen Flügelschlag in die Luft.

»Da unten ist ein Kerl«, sagte der Stallbursche. »Er ist nackt! Er kämpft!«

»Bemerkenswert«, sagte ich.

»Vermutlich hat er seine Rechnung nicht bezahlt und versucht zu fliehen«, vermutete der Stallbursche. Er

schien es nicht eilig zu haben, nach unten zu eilen und in die Rauferei einzugreifen.

»Widerwärtig«, sagte ich.

Ich hatte meine Rechnung vor Verlassen der Herberge bezahlt, wie es sich gehörte. Wie sollte sie weiterhin bestehen, wenn keiner die Rechnung bezahlt? Man konnte nicht jeden Gast festhalten und die Zahlung eines Lösegeldes verlangen oder jede Lady auslösen lassen. Auch wenn sich nicht leugnen läßt, daß einige abgelegene goreanische Herbergen nichts anderes als Sklavenfallen sind, die gewöhnlich mit dem örtlichen Sklavenhändler zusammenarbeiten.

»Er scheint in diese Richtung zu kommen«, sagte der Stallbursche.

»Tatsächlich?«

Falls dieser Bursche tatsächlich versuchte, die Flucht zu ergreifen, ohne vorher die Rechnung zu bezahlen – und falls es sich tatsächlich so verhielt, hatte er eine seltsame Richtung eingeschlagen –, konnte ich es ihm kaum verübeln. Die Preise im *Krummen Tarn* waren in der Tat unverschämt. Zum Beispiel hatte sich meine Rechnung am Ende auf neunzehn Kupfertarsk belaufen, zusätzlich ein Tarskstück für die Dienste der Lady Temione.

Die, wenn man es recht bedachte, furchtbar hohe Rechnung hatte sich wie folgt zusammengesetzt: zehn Kupfertarsk für die Übernachtung, zwei für die Benutzung des Bades, zwei für Decken, fünf für Brot, Paga und Haferbrei sowie ein Tarskstück für Lady Temione, der einzige Posten auf der Rechnung, den man mit ein bißchen guten Willen als gerechtfertigt hätte bezeichnen können. Ich hatte am Morgen auf das Frühstück verzichtet, um Zeit zu sparen, aber es ist auch möglich, daß ich es aus gerechtem Protest über die Preise getan hatte. Glücklicherweise hatte ich ein paar Stücke getrocknetes Tarskfleisch in meinem Bündel.

»Und was tut unser Freund jetzt?« fragte ich.

»Er liegt am Boden! Sie haben ihn. Nein. Er ist wieder auf den Beinen!« berichtete der Stallbursche. »Ha! letzst haben sie ihn in Ketten gelegt!«

»Ich wünsche dir alles Gute«, sagte ich zu dem Stallburschen. Ich hatte darüber nachgedacht, gegebenenfalls zu warten, für den Fall, daß es der Bursche bis zur Plattform schaffte, und dann abzufliegen, aber es schien nicht so, als sollte ihm dies gelingen. Zumindest nicht an diesem Morgen.

»Ich wünsche dir alles Gute!« rief der Stallbursche und hielt sich an einer Strebe des Tarntores fest.

Ich zog entschieden den einen Zügel zurück, und der Tarn kreischte auf, schlug die Luft mit seinen Schwingen und flog!

Jeder Reiter kennt das Hochgefühl, das von dem Ritt an sich, dem prächtigen Tier, seiner Kraft, seiner Geschwindigkeit und seiner Empfänglichkeit ausgeht; wie man sich an der Macht des Pferdes berauscht, seinen Atem, die Bewegungen seines Körpers und sogar das Auftreffen der Hufe auf dem Boden spürt. Es ist kein Wunder, daß die primitiven Stammesgesellschaften, denen das Pferd unbekannt war, vor Entsetzen flohen, als sie zum ersten Mal Reitern begegneten; sie hielten Reiter und Pferd für ein Wesen, je zur Hälfte Tier und zur Hälfte Mensch, eine ehrfurchtgebietende, unglaublich schnelle, riesige, bewaffnete Schimäre, vor der man nicht weglaufen konnte, die nur so über den Boden zu fliegen schien, ein unermüdliches, unwiderstehliches, gnadenloses und unbarmherziges Wesen, dem die Welt rechtmäßig zu gehören schien.

Diesen ersten, von Furcht geprägten Blicken sind möglicherweise auch die Geschichten über den Zentauren entsprungen, jene Kreatur, die halb Mann und halb Pferd ist. Zieht man die unberechenbare Weise in Betracht, in der halbvergessene historische Tatsachen die Phantasien zivilisierterer Zeiten beeinflussen, so ist es nicht unvorstellbar, daß die legendäre Natur dieses We-

sens – seine Begierden, seine Gier und seine Macht – ihren Ursprung in jenem ersten Eindruck hatte, den der Reiter und sein Wesen in den Menschen hervorriefen, die sich zu Fuß bewegten. Und selbst in späteren Zeiten, als der Unterschied zwischen Pferd und Reiter deutlich wurde, nahm die Furcht vor dem Reiter und seinem Wesen keinesfalls ab. Glücklicherweise blieben die Reitervölker auf die Grenzen der Zivilisation beschränkt. Und dennoch, wie oft ritten sie einem Sturm gleich aus der Wüste heran – beispielsweise die Hyksos aus Ägypten – und führten ihre Pferde in die Getreidefelder. Das dem Reiter innewohnende Geheimnis wurde jahrhundertlang nicht in Frage gestellt. Erst Alexander sollte die Kavallerie zu einer entscheidenden Waffe schmieden. Jahrhunderte später zerstörten der Steigbügel und barbarische Lanzenträger die erfolgreichsten Kulturen der Welt. Das Wort Ritter bedeutet übrigens nichts anderes als Reiter.

Die Vorherrschaft der Kavallerie sollte bis zu den Revolutionen in der Infanterietaktik und der Geschößtechnik ungebrochen bleiben, auf Dutzenden von Schlachtfeldern erprobte Dinge wie Lanzenwälle und befiederte Pfeile. Etwas Ähnliches wie das mit dem Reiten verbundene Glück und Geheimnis findet sich auch auf Gor, nur daß es hier mit dem Tarn und nicht mit dem Pferd verbunden ist. Wenn man beispielsweise die Begeisterung kennt, die mit den Bewegungen und der Kraft eines edlen Pferdes einhergeht, hat man eine gewisse Vorstellung davon, wie der Flug auf einem Tarnrücken ist. Da sind der Wind, das Tier zwischen den Schenkeln, die Geschwindigkeit, die nun in allen Dimensionen stattfindende Beweglichkeit: Aufsteigen, Sturzflug, Schweben, Wenden – alles in der Freiheit des Himmels! Die Verschmelzung von Mensch und Tier existiert auch hier. Es gibt sogar die Legende vom Tarntauros, eine Kreatur halb Mann, halb Tarn, die in der goreanischen Mythologie eine ähnliche oder beinahe

entsprechende Rolle wie der Zentaur in den irdischen Sagen einnimmt. Den Tarnsmann umgibt auch etwas von dem Glanz, der mit dem irdischen Reiter verbunden ist, nicht zuletzt deshalb, weil die Technologiegesetze der Priesterkönige, der geheimnisvollen, im verborgenen handelnden Beherrscher von Gor, die Mechanisierung des Transportwesens ausschließen. Die Zusammengehörigkeit organischen Lebens, die in der Beziehung zwischen Mann und Reittier ihren Ausdruck findet, eine symbiotische Harmonie, bleibt auf Gor bestehen.

Ich flog!

Eine Zeitlang ließ ich dem Vogel seinen Willen; nachdem wir einige Pasang zurückgelegt hatten, ließ ich ihn einen großen Kreis beschreiben, dessen Mittelpunkt die sich tief unter uns befindliche Herberge war.

Wenn man das erste Mal ein neues Reittier besteigt oder – ein ähnlicher Fall – sich eine neue Frau gefügig macht, ist es angebracht, ihre Fähigkeiten und ihr Wesen auszuloten. Im Falle des Tarns kann das eigene Leben davon abhängen, daß man seine Schnelligkeit kennt, sein Steigvermögen, die Enge seiner Kurven und dergleichen mehr.

Der Vogel hielt sich prächtig in der Luft.

Er gewann an Höhe. Der Aufstieg verlief steil und schnell. Die Luft wurde kalt. Ein derartiges Manöver ist oft sehr nützlich. Es hatte mich mehr als einmal über meine Gegner getragen, deren Angriffsgeschwindigkeit eine schnelle Angleichung der Flugbahn verhinderte. Es dauerte ein paar Ehn, dann hatte ich die annähernde Flughöhe des Vogels in Erfahrung gebracht. Ich war weit vom Boden entfernt. Zu meiner Rechten schimmerte die Oberfläche eines Sees wie eine Pfütze. Ich hatte nicht einmal gewußt, daß es ihn gab. Tief unter mir, zur linken Hand, schlängelte sich die Vosk-Straße in der Sonne wie ein heller Strich über das Land. Ich zog am vierten Zügel, und der Tarn stieß jäh in die

Tiefe. Das machte er sehr gut. Die Geschwindigkeit eines solchen Sturzfluges ist unglaublich. Selbst wenn er im letzten Augenblick aufgefangen wird, reicht die Wucht aus, das Rückgrat eines ausgewachsenen Tabuks zu brechen. Als wir noch etwa vierzig Meter vom Boden entfernt waren, zog ich an den Zügeln, und der Vogel ging in waagerechten Flug über und schwebte niedrig über dem Gras. Bei einem solchen Flug kann man die Deckung eines Waldes, niedriger Hügel oder sogar die von Gebäuden ausnutzen, um sich einem Ziel anzunähern. Natürlich vermindert der niedrige Flug im allgemeinen die Gefahr, gesehen zu werden.

Ich ließ den Tarn in die Nähe der Herberge zurückfliegen.

Dann flog ich dreimal über den *Krummen Tarn* hinweg, zweimal über die Palisade und den Tarndraht und einmal über Brücke und Tor.

Beim ersten Mal ließ ich den Tarn etwa vierzig Meter über dem Hofboden auf der Stelle schweben, ein Stück links hinter dem Hauptgebäude. Dort hockte ein großer, nackter, muskulöser, bärtiger Mann; er war mit starken Ketten an einen Sleenring gekettet, dessen Platte in den Felsen eingelassen worden war. Hand- und Fußgelenke waren ziemlich dicht an den Ring gefesselt. Es war der Krieger aus der Kompanie des Artemidorus. Er hatte wohl nicht die Mittel gehabt, um die Rechnung zu bezahlen. Als er mich sah, wurde er plötzlich ganz aufgeregt. Allerdings konnte er kaum mehr tun als in die Hocke zu gehen, sich gegen den Ring zu stemmen und den Kopf in den Nacken zu legen. Er kreischte etwas, das ich allerdings nicht verstehen konnte. Vielleicht war es auch besser so. Ich winkte ihm fröhlich mit der Kuriertasche zu, bevor ich weiterflog. Er schien nicht besonders darüber erfreut zu sein, wie sich die Ereignisse entwickelt hatten. Und wenn ich ehrlich war, konnte ich es ihm nicht einmal verübeln.



Beim zweiten Überflug machte ich vor dem linken Gebäude halt. Dort hatten die Ketten die erfreuliche Bekanntschaft der hübschen Gefangenen gemacht, deren Namen, wie ich von Lady Temione im Pagaraum erfahren hatte, Rimice, Klio und Liomache lauteten; sie stammten aus Cos, Elene und Tyros. Dann war da noch Amina gewesen, die Bürgerin aus Venna. Die Ketten waren nun leer. Ich hatte mir am frühen Morgen die Freiheit genommen, sie durch meinen Beauftragten, einen prächtigen, wenn auch etwas zu duldsamen und kleinmütigen Burschen namens Ephialtes, einen Marketender, auslösen zu lassen. Die fünf Frauen hatten mich einhundertzweiundachtzig K.T. gekostet, was eine gewaltige Lücke in meinem Anteil an der Beute von Androns Bande gerissen hatte.

Zweifellos waren sie zuerst begeistert gewesen, daß ihre Schulden bezahlt worden waren. Sie hatten bestimmt gelacht und vor Freude in die Hände geklatscht. Aber ihre Begeisterung hatte dann ein jähes Ende gefunden, als sie erlebten, wie man ihnen Eisenkragen anlegte. Ich hatte durch Ephialtes auch die Lady Temione ausgelöst, was mich einen Silbertarsk fünf kostete. Das war viel Geld, aber sie würde gut auf den Knien aussehen, nur mit einem Kragen bekleidet. Alles in allem hatten mich die Frauen zwei Silbertarsk und siebenundachtzig Kupfertarsk gekostet, wenn man den gängigen Kurs zugrunde legte, nach dem man für einen Silbertarsk einhundert Kupfertarsk bekam. Wenn alles nach Plan verlaufen war, befanden sich die Frauen auf dem Weg nach Ar-Station, vermutlich an Ephialtes Wagen gekettet. Es kam mir weniger darauf an, mit ihnen einen Gewinn zu machen. Das war nicht ihre wesentliche Rolle in meinem Plan.

Beim dritten Flug über die Herberge blieb ich kurz in der Nähe der Brücke schweben. Dort standen noch ein paar Wagen. Besonders einer davon erregte meine Aufmerksamkeit. An seiner Seite kniete eine stämmige

blonde Frau. Sie war nackt. Um ihren Hals hing eine schwere Kette, die unter den Wagen führte, wo sie befestigt war. Ein Mann mit einer Peitsche in der Hand stand vor ihr. Ich sah, wie die Frau den Kopf senkte. Es handelte sich nicht um die dunkelhaarige schlanke Schönheit die sich am vergangenen Abend schauernd in die Plane gehüllt hatte.

Die hatte Ephialtes, wenn alles gut vonstatten gegangen war, am Morgen gekauft. Sie wäre das erste Mädchen in dem Sklavinnenzug ›freier Frauen‹ und würde die anderen in den nötigen Disziplinen unterweisen, wie man einem Mann Freude bereitere; die Lektionen würden ihr Leben bald entscheidend verändern und bereichern.

Die Wagenplane war zurückgeschlagen, vermutlich um seine vom Sturm feucht gewordene Ladung zu durchlüften. Bis auf das Pärchen an seiner Seite schien sich niemand in seiner Nähe aufzuhalten. Ich hegte nicht den geringsten Zweifel daran, daß die blonde Frau die ehemalige freie Gefährtin des Mannes war. Das Mädchen, das die Nacht unter dem Wagen verbracht hatte, war von dem Wagenbesitzer hauptsächlich aus dem eher lächerlichen und fehlgeleiteten Grund gekauft worden, seine Gefährtin zu ermuntern, ihre Beziehung ernster zu nehmen. Offenbar hatte sie das dann auch getan, zumindest in dem Sinn, daß sie die Sklavin mit ausgesuchter Bösartigkeit behandelte. Aber jetzt war die Sklavin weg, und die Kette lag um ihren Hals. Anscheinend war er zum Herzen der Angelegenheit vorgedrungen. Es bestand kein Zweifel, daß sie ihre Beziehung von nun an ernst nehmen würde.

Ich ließ den Tarn wenden und auf vernünftige Reishöhe steigen. Unter mir erstreckte sich die Vosk-Straße, wir flogen nach Norden. Ein reguläres Regiment goreanischer Infanterie hätte bei normaler Marschgeschwindigkeit und einschließlich der Zeit, die es brauchte, um am Nachmittag ein befestigtes Lager

aufzuschlagen, vom *Krummen Tarn* bis nach Ar-Station drei Tage gebraucht. Ephialtes und sein Wagen würden vermutlich die gleiche Zeit brauchen, vorausgesetzt, er ließ die Mädchen fahren. Goreanische Fußsoldaten werden in der Regel von den Wagen der Nachschubkolonne begleitet; Marketender und Sklavenhändler benutzen die gleichen Fahrzeuge.

Ich kannte nicht einmal den Namen der Sklavin, die mir am vergangenen Abend unter dem Wagen solches Vergnügen bereitet hatte. Eigentlich hatte das auch keine Rolle gespielt, da sie eine Sklavin war, also hatte ich mir auch nicht die Mühe gemacht, sie nach ihrem Namen zu fragen. Nun, da sie in meinen Besitz übergegangen war, sollte ich ihr einen Namen geben. Es machte die Dinge einfacher. Die Zeit unter dem Wagen war wirklich schön gewesen. Das Mädchen hatte ausgesehen wie eine ›Liadne‹. Das war ein schöner Name. Ja, so würde ich sie nennen. Auch wenn sie es noch nicht wußte, sie war ab jetzt Liadne.

Auf der Vosk-Straße befanden sich weniger Flüchtlinge als am Vortag. Vermutlich hatten viele die Gegend in der Nacht hinter sich gelassen. Vielleicht war die Route jetzt auch gesperrt.

Ich flog nach Norden.

Das Zelt war winzig. Ich hockte mit überkreuzten Beinen auf dem Boden. Ich hatte die notdürftige Behausung am Rand des cosischen Feldlagers aufgeschlagen. Ringsum gab es unzählige kleine Zelte und Unterstände. Einige wurden von Soldaten bewohnt, doch die meisten gehörten Zivilisten, Marketendern, Kaufleuten, Sklavenhändlern und dergleichen. Der nächste Belagerungsgraben befand sich etwa einen halben Pasang entfernt. Von unserem Standort aus konnte man die Mauern von Ar-Station sehen. Das Lager bot ein friedliches Bild. Es war schwer zu glauben, daß jeden Tag in der Nähe der Stadtmauer Kämpfe stattfanden; tatsächlich gab es manchmal sogar Nachtangriffe. Vor mir kochte Haferbrei in einem kleinen Topf. Es war kein großartiges Mahl. In den meisten Häusern von Ar-Station gab es vermutlich noch weniger zu essen.

Der erste Teil meines Plans hatte vorgesehen, Ar-Station so schnell wie nur möglich zu erreichen; die Voraussetzung dafür war der Flug auf dem Rücken eines Tarns gewesen, der aber keinesfalls die Aufmerksamkeit cosischer Tarnpatrouillen erregen durfte. Das war mir gelungen. Die Patrouillen, von denen es in dieser Gegend nur so wimmelte, hatten mich wegen meiner Uniform, der Ausrüstung und der deutlich sichtbaren Kuriertasche für einen Kurier gehalten.

Natürlich hatte ich die Hoffnung gehabt, einfach mit dem Tarn in Ar-Station einfliegen zu können. Doch wie befürchtet hatte sich das als unmöglich erwiesen. Nicht einmal die Kurierkleidung hatte mir den Zugang zu dem Luftraum über Ar-Station ermöglicht. Cosische Tarnkämpfer hatten sofort die Verfolgung aufgenommen und auf mich geschossen.

Ich hatte es sofort am Nachmittag meiner Ankunft versucht und dann noch einmal am Abend. Ohne die Stärke meines Vogels und meine Flugkünste wäre ich über der Stadt abgeschossen worden. Beim zweiten Versuch war mir die Flucht nur unter beträchtlichen Schwierigkeiten gelungen, die Verfolger hatten mich über die Zitadelle und den Hafen gejagt, vorbei an den aneinandergeketteten Flößen, die den Hafen blockierten, und über den Vosk selbst, wo ich sie im Schutz der Dunkelheit endlich abschütteln konnte.

Die Tage, die ich danach im Feldlager verbracht hatte, waren nicht unnütz gewesen. Ich hatte vieles in Erfahrung bringen können. Zuerst hatte ich gedacht, bei einem der morgendlichen Angriffe die Mauern von Ar-Station auf einer Sturmleiter überwinden zu können, aber diesen Gedanken hatte ich bald wieder verworfen. Die Gegenwehr war noch immer so heftig, daß nur wenige Cosianer es bis zu den Zinnen schafften, und die Soldaten, denen es gelang, wurden für gewöhnlich zurückgedrängt. Obwohl es meiner Meinung nach durchaus möglich war, auf diese Weise in die Stadt zu gelangen, schien mir diese Methode bei näherer Betrachtung doch eher zweifelhaft. Ich konnte nicht so richtig einsehen, wie es meinen Plänen dienen sollte, wenn man mich bei dem Versuch, mich zu identifizieren und meine Mission zu erklären, mit einem Bootshaken aufschlitzte. Genausowenig verlangte es mich danach, inmitten meiner Ansprache einen Eimer kochendes Öl ins Gesicht geschüttet zu bekommen oder von einer aus der Stadt in die Tiefe geschleuderten Dachschindel von der Leiter gestoßen zu werden. Ich hatte auch in Betracht gezogen, Ar-Station einfach durch das Haupttor zu betreten, indem ich mir das Chaos eines von den Verteidigern gestarteten Ausfalls zunutze machte. Doch seit zwanzig Tagen hatte es keinen Ausfall mehr gegeben. Das allein zeigte deutlich die Not der Verteidiger, ihre Willenskraft und ihre Zahl.

Der Versuch, die Stadt während des Tages von der Hafenseite aus zu betreten, war mir wegen der Belagerer ebenfalls als nicht durchführbar erschienen. Doch während der Nacht waren wiederum die Verteidiger vermutlich außerordentlich aufmerksam.

Natürlich kannte ich weder die nötigen Erkennungszeichen noch die Parolen. Vermutlich stürzten sie sich auf einen, sobald man auch nur den Versuch unternahm, eine der Anlegestellen zu erklimmen. Mit Sicherheit patrouillierten sie das Pfahlwerk mit Ruderbooten. Ein zusätzliches Problem für einen Schwimmer stellten die Voskaale dar, wie ich bei einer Unterhaltung mit einigen Soldaten erfahren hatte. Diese Fische lauern oft in dunklen Ecken unterhalb der Piers. Für gewöhnlich ernähren sie sich von Abfällen und kleinen Fischen, doch es ist auch schon vorgekommen, daß sie Schwimmer angreifen. Die Kämpfe der vergangenen Wochen an den Flößen und im Hafen selbst hatten – wie zu erwarten gewesen war – Flußhaie angelockt, die normalerweise viel weiter im Westen anzutreffen sind.

Mein zweiter Plan – beziehungsweise der zweite Teil meines Plans – schloß die Frauen aus dem *Krummen Tarn* ein. Wie erwartet waren sie am späten Nachmittag in der Begleitung von Ephialtes dem Marketender eingetroffen. Ich war abseits seines Wagens mit ihm zusammengetroffen und hatte ihm befohlen, den Frauen mit Ausnahme von Liadne, dem ersten Mädchen und der einzigen richtigen Sklavin, eine Augenbinde anzulegen, bevor ich sie mir ansah. Liadne, die ihren neuen Namen entzückend fand, zeigte sie mir stolz. Sie hatte gute Arbeit mit ihnen geleistet, wenn man bedachte, daß sie nur drei Tage Zeit gehabt hatte. Die freien Frauen knieten ausgesprochen gerade, die Bäuche eingezogen, die Schultern nach hinten, die Brüste nach vorn gereckt. Außerdem hockten sie auf den Fersen, die Beine gespreizt, wie Sklavinnen. Es waren alle da, Lady Temione, Lady Amina aus Venna, Lady Elene aus Tyros

und Klio, Rimice und Liomache, die alle aus Cos kamen. Sie alle hatten Männer ausnutzen wollen oder es zumindest versucht. Nun knieten sie vor mir, ohne zu wissen, vor wem sie knieten. Ich betrachtete sie. Einst waren sie hochmütige, stolze freie Frauen gewesen. Nun knieten sie am Rande eines Feldlagers, verängstigte, verwirrte, in Ketten gelegte Gefangene, denen man die Augen verbunden hatte. Sie wußten nicht, in wessen Macht sie sich befanden oder wie ihr Schicksal aussehen würde. Ich hatte Pläne für sie oder zumindest für einige von ihnen. Und sie würden bald erfahren, wie diese Pläne aussahen.

Temione und Klio wiesen ein paar blaue Flecken auf. Vermutlich hatten sie es gewagt, zu Anfang widerspenstig zu sein. Vielleicht hatten sie sogar Einwände dagegen gehabt, daß man sie nackt an einen Wagen kettete oder daß sie ohne Widerspruch den Befehlen eines Sklavenmädchens gehorchen sollten, daß sie vor Liadne, dem ersten Mädchen, knien und sie als Herrin ansprechen sollten. Sie hatten geglaubt – zumindest im ersten Augenblick –, als freie Frauen stünden sie über solchen Dingen. Sie hatten dazugelernt.

In Anbetracht der Größe der Belagerungsarmee hielten sich bedeutend weniger Frauen im Lager auf als erwartet. Ich hoffte, dies zu meinem Vorteil ausnützen zu können. Die meisten Frauen fand man bei den ankommenden und abfahrenden Sklaventransportern, die die meisten der Gefangenen fortbrachten. Das waren in der Hauptsache Frauen aus Ar-Station, die sich für etwas zu essen in die Sklaverei verkauft hatten und die man nun zu Märkten wie Ven, Besnit, Port Olni und Harfax brachte. Die Frauen aus der Herberge hatten eine ansprechende Figur gemacht. Wie bereits gesagt, Liadne hatte gute Arbeit mit ihnen geleistet. Zwar hatten sie in der Zeit bestimmt nicht gerade viel von der Kunst gelernt, wie man Männer erfreute, aber für meine Zwecke würde es wohl reichen. Die Cosianer in den Frontgrä-

ben und hinter den Schanzen und Hindernissen, die in der Vergangenheit die Hauptwucht der Ausfälle hatten erdulden und ohne jeden Zweifel einen großen Beitrag zu den Angriffen geleistet hatten, wären sicherlich nicht abgeneigt eine Frau zu sehen, vor allem dann, wenn sie nackt und in Ketten war.

In der Ferne ertönten Fanfaren. Ich trat aus dem Zelt. Weit voraus waren kleine Lichtpunkte zu sehen. Nach einiger Zeit kehrten die Umstehenden einer nach dem anderen in ihre Zelte zurück. Es war nur ein weiterer Angriff. Ich ging ebenfalls zurück ins Zelt und beendete mein Abendessen.

Es war Zeit zum Schlafengehen.

Morgen wäre die Zeit gekommen, meinen Plan durchzuführen.



»Hier seht ihr Klio, die freie Frau«, verkündete ich und riß das Laken von ihrem Körper.

Sie hockte auf allen vieren in dem Belagerungsgraben und sah auf.

Rauhes Gelächter erscholl.

Ich befestigte eine Leine an ihrem Hals.

»Sie hat bereits ihren Teil zu Cos' Sieg dazugetragen«, lachte ein Mann.

»Aber bestimmt nicht aus freiem Willen«, ergänzte grinsend sein Kamerad.

»Du hast mich angeleint!« protestierte Klio und sah mich an.

Das rief weiteres Gelächter hervor.

»Zieh lieber den Kopf ein«, riet ein Mann.

»Das ist nicht mehr nötig«, sagte ein anderer. »Die schießen nur noch selten, wenn sie kein klares Ziel haben.«

»Wo bin ich?« fragte Klio.

»Du befindest dich zweihundert Meter vor den Toren von Ar-Station«, erklärte ich.

Sie erbehte. Das hier war der vorderste der cosischen Belagerungsgräben. Selbst die Eingänge zu den Minen, die nun mit Toren verschlossen und streng bewacht wurden, lagen hinter uns. Vor uns befanden sich nur noch die Vorstoßgräben, die streckenweise mit Holzplanken abgedeckt waren; sie führten bis zu den Stadtmauern. Sie dienten nicht nur dazu, die Mauern zu unterminieren, sondern boten den angreifenden Soldaten auch Schutz. Die Errichtung von Vorstoßgräben verlangt von den Belagerern weniger Arbeit, aber sie sind natürlich viel einfacher zu entdecken und auszuschalten als die Minen. Eine Mine muß nicht an der Mauer

aufhören, sondern kann weit in die Stadt hineingetrieben werden, um im richtigen Augenblick ganze Kompanien in ihre Straßen zu entlassen. Die Mauermine endet für gewöhnlich unter der Stadtmauer, wo man sie durch Stützwerk aufrechterhält. Beim nächsten Angriff brennt man die Stützen einfach ab oder, was viel gefährlicher ist, schlägt sie mit Hämmern weg, was zum Einsturz der Mine und damit der Mauer führt. Angriff und Zusammenbruch der Mauer kann man ziemlich genau koordinieren, indem man die Zerstörung der Stützen und den Sturm durch dasselbe Signal auslöst.

»Wo ist Elene?« fragte Klio. Als wir Ephialtes am Morgen verließen, hatte ich Elene aus Tyros und Klio aus Telnus mitgenommen.

»Die habe ich etwa hundert Meter hinter uns verkauft«, sagte ich.

»Was!« rief Klio.

Elenes Schulden im *Krummen Tarn* hatten fünfunddreißig Kupfertarsk betragen, aber ich hatte sie für vierzig Kupfertarsk verkauft, ein bescheidener, beinahe unwiderstehlicher Preis, zumindest vor dem Fall der Stadt. Eine Kompanie hatte ihr Geld zusammengeworfen. Elene würde zuerst allen dienen, später würden sie dann um sie würfeln. Ich hatte den Soldaten den Eindruck vermittelt, als sei ich der Meinung, sie sei nicht soviel wert, außerdem hatte ich so getan, als brauchte ich dringend Geld. Tatsächlich hatte ich sogar einen Gewinn mit ihr gemacht, womit ich nicht einmal gerechnet hatte. In erster Linie sollte Elene mir bei meinem Plan helfen, und das war nun geschehen.

»Ja, ich habe sie verkauft«, sagte ich als Antwort auf Klios ungläubigen Blick. Die Soldaten lachten.

»Und bevor ich sie verkaufte, hat sie getanzt.«

»Nein, bitte!« rief Klio.

Während ich die ganze Zeit so getan hatte, als wolle ich einen guten Preis für Elene erzielen, war ich durch

das Netz der Gräben immer näher auf die Mauer von Ar-Station zugerückt. Ein Graben zuvor hatte ich sie dann verkauft. Ein paar der Soldaten aus diesem Vorposten waren nach hinten gekommen, um zuzusehen. Es war überhaupt nicht schwierig gewesen. In meiner Tarnung als Söldner, der zwei Frauen zu verkaufen hatte, war es leicht, sich durch die Gräben zu bewegen. Ich war den Männern später durch einen Verbindungsgang zu dem Vorposten gefolgt.

»Hast du die Beste wirklich schon verkauft?« fragte ein Mann.

»Ich weiß es nicht, es kommt auf den Standpunkt an«, erwiderte ich. »Ich zum Beispiel würde sie auswählen.«

Klio sah mich ängstlich an.

»Ich glaube, das würde ich auch«, sagte einer der Männer.

»Sie ist eine wohlgeformte Schönheit.«

»Wir sollten auch die Beste bekommen, schließlich sind wir diejenigen, die an vorderster Front stehen.«

»Bleib du auf dem Posten«, sagte ein Soldat zu seinem Kameraden; die beiden standen auf einer niedrigen Holzplattform am vorderen Grabenrand.

»Mir gefiele sie auch«, erklärte ein anderer Soldat.

Klio sah sich um. Ich beobachtete, daß ihr die Blicke und die offene Bewunderung der Soldaten gefiel.

»Laß sie tanzen«, sagte ein Mann.

Ich zog an der Leine. Klio beachtete es nicht. »Hört mir zu«, wandte sie sich an die Männer. »Soldaten aus Cos, Krieger im Dienst der Wahrheit und Gerechtigkeit, Rächer von Verbrechen, Landsleute von der anderen Seite des Meeres, ich bin Lady Klio aus Telnus, aus Cos! Ich bin eine freie Frau! Ich bitte um euren Schutz! Rettet mich vor diesem Barbaren! Bekleidet und ehrt mich! Bringt mich in Würde in die Freiheit zurück!«

»Viele dieser Burschen hier kommen nicht aus Cos, sondern sind Söldner im Dienste von Cos«, sagte ich.

Klio blickte sich um. Auf den Gesichtern der meisten Männer sah sie nichts anderes als Belustigung.

»Ich komme aus Telnus«, sagte ein Soldat.

»Ich auch«, sagte sein Kamerad.

»Dann befreit mich!« rief sie. »Ich verlange es!«

Sie lächelten.

Diese Männer waren Frontkämpfer. Sie hatten Ausfälle abgewehrt, Angriffe anderer Kompanien unterstützt und selbst Angriffe unternommen; sie waren oft eingesetzt worden und hatten ihr Leben riskiert. Die Belagerung hatte sich lange hingezogen und war erbittert geführt worden. Diejenigen unter ihnen, die nicht aus Cos kamen, kämpften für ihren Sold und etwas Beute, vielleicht für eine Frau oder zwei – und für Gold; Appelle an ihre cosische Herkunft oder ihren Patriotismus konnten sie kaum rühren. Ihre Loyalität galt sicherlich weniger Cos als ihren Hauptleuten und ihren Kameraden. Einige von ihnen hätten wohl auch zu ihrem Wort, ihrem Soldateneid und ihrem Vertrag gestanden, vorausgesetzt, sie hätten begriffen, was sie da an den Rekrutierungstischen unterzeichneten. Und was die Männer aus Cos anging, die Bürger von Tyros und ihre Verbündeten, so waren sie mittlerweile abgestumpfte Veteranen – wenn sie es nicht schon zuvor gewesen waren –, Männer, die sich kaum von den Bitten schöner Frauen rühren lassen würden, die daran gewöhnt waren, solche Frauen in Ketten zu sehen.

»Warum bist du nicht in Telnus?« fragte jemand.

Verblüfft schwieg Klio.

»Sie lebte von Männern, sie folgte ihnen und nutzte sie aus«, sagte ich. »Sie war eine Zechprellerin. Ich habe ihre Rechnung bezahlt, und darum ist sie *de facto* in meinen Besitz übergegangen, im Rahmen der Freikaufgesetze.«

»Wo war das?« fragte ein Soldat.

»Im Süden, an der Vosk-Straße«, sagte ich. »Im *Krummen Tarn*,«

»Die Herberge kenne ich!« sagte einer der Männer.

»Ich auch«, sagte ein anderer.

»Mich hat dort mal eine Frau ausgenommen«, sagte der erste Sprecher. »Ihre Auslösung hat mich drei Silbertarsk und Reisegeld gekostet, damit sie nach Cos zurückkam. Für meine ganzen Bemühungen habe ich nicht einmal einen Kuß bekommen; sie meinte, das würde unsere Beziehung in den Schmutz ziehen, sie auf eine körperliche Ebene erniedrigen. Sie hat mir von der Mietkutsche aus, die sie fortbrachte, mit den Auslösungspapieren, die ihre Freiheit garantierten, zugewinkt und mich ausgelacht. Ich war ein Narr. Seitdem habe ich oft davon geträumt, sie in meiner Gewalt zu haben. Ich würde es ihr zeigen. Ihr Name war Liomache.«

Das war interessant. Hätte ich das gewußt, hätte ich Liomache mitgebracht. Es war durchaus möglich, daß es sich bei der Liomache, die sich noch bei Ephialtes befand, und der Frau, von der der Soldat gesprochen hatte, um ein und dieselbe Frau handelte. Falls das stimmte, wäre sie zweifellos erfreut gewesen, ihre Bekanntschaft mit dem Soldaten zu erneuern. Er wäre mit Sicherheit begeistert gewesen.

»Ich werde dir nicht noch einmal den Befehl zum Tanzen geben«, sagte ich. Klio ließ den Kopf hängen, dann begann sie, mit aufreizenden Bewegungen langsam zu tanzen. Sie machte es nicht einmal schlecht für jemanden, dem die Ausbildung fehlte.

»Großartig!« sagte ein Söldner.

»Ja, genau«, sagte ein anderer. »Sie soll weitermachen.«

Klio tanzte.

Ein bärtiger Veteran trat an meine Seite, ohne das Mädchen aus den Augen zu lassen. »Ich kaufe sie«, sagte er.

»Sie ist aber nicht billig«, erwiderte ich.

»Einen Silbertarsk!« rief er.

»Einverstanden!« Mit soviel hatte ich nicht gerechnet. Ich ging zu Klio herüber und nahm die Leine fort. Der Silbertarsk wechselte den Besitzer. Ich hatte ihn noch nicht in den Geldbeutel gesteckt, als bereits das Klicken des zuschnappenden Sklavenkragens erklang. Der Soldat hatte keinen Augenblick lang gezögert.

»Laß sie weitertanzen!« rief einer seiner Kameraden. Er nickte. Klio tanzte wieder, und die Männer traten näher an sie heran. Selbst der Posten war von seiner Plattform gestiegen und hatte sich zu ihnen gesellt.

Ich entfernte mich unbemerkt und hielt auf den nächsten Vorstoßgraben zu. An einigen Stellen war er mit Planken abgedeckt, um die Arbeiter oder die Soldaten zu schützen. Nach einer Ehn hatte ich sein Ende erreicht, etwa achtzehn Meter vor der Stadtmauer. Überall lagen Felsbrocken herum, die man vermutlich von der Mauer geworfen hatte. Einige hatten die schützenden Planken durchbrochen und steckten im Graben. Mein Herz klopfte schneller. Ich stieg aus dem Graben, schwenkte ein weißes Tuch, das genau wie auf der Erde auch auf Gor den Waffenstillstand verkündet, und kletterte den ziemlich steilen Hügel zur Stadtmauer hinauf.

»Hallo!« rief ich. »Nicht schießen! Ich bin ein Freund! Ich riskiere viel, daß ich hier bin. Mich schickt Gnieus Lelius, der Regent von Ar, ich überbringe eine Botschaft für Aemilianus! Laßt mich hinein!«

Oben auf der Mauer blieb alles still.

Es gab keine Ausfallporten, das Stadttor lag Hunderte von Metern entfernt. Außerdem würde es in dieser Situation bestimmt nicht für einen einzelnen Mann geöffnet werden.

Ich schwenkte eifrig die provisorische weiße Flagge.

Der goreanische Brauch, einen Waffenstillstand durch eine weiße Flagge anzuzeigen, scheint auf eine direkte historische Verbindung zur Erde hinzuweisen. Man könnte glauben, daß viele goreanische Institutionen und Bräuche ihren Ursprung auf der Erde haben. Anderer-

seits könnte es sich in diesem besonderen Fall auch um einen Zufall handeln; eine weiße Flagge verkörpert ziemlich offensichtlich die gewünschte Neutralität. Manchmal bedient man sich auch leerer Flaggen, beziehungsweise mit weißem Stoff unkenntlich gemachter Flaggen. Es gibt noch andere Möglichkeiten, um diese Absicht zu verdeutlichen, so wie das symbolische Niederlegen der Waffen, aber ich hatte in dieser Situation bestimmt nicht vor, meine Waffen abzulegen.

»Laßt mich ein!« rief ich.

Befand sich denn niemand auf der Mauer?

Ich sah zum Graben zurück. Dort schien es keine ungewöhnliche Aktivität zu geben.

»Hallo!« rief ich und schwenkte das Tuch. »Hallo!«

Nichts rührte sich.

»Ist da keiner?«

Einen verrückten, irrwitzigen Augenblick lang fragte ich mich allen Ernstes, ob die Stadt verlassen war. Das war natürlich unmöglich. Die Garnison und die Bewohner hätten nicht unbemerkt abrücken können. Das Land wurde belagert. Die Gegend wimmelte vor Cosianern und ihren Söldnern und Verbündeten. Der Hafen wurde von Flößen und Schiffen abgeriegelt. Vermutlich lag es daran, daß die Stadtmauern nur mit wenigen Männern besetzt waren. Bestimmt rief man die übriggebliebenen Verteidiger durch einen Alarm zu den bedrohten Stellen. Ich befürchtete, jeden Augenblick von den Cosianern ertappt zu werden; dann säße ich an der Mauer in der Falle.

»Ist denn da keiner?« rief ich. Ich ging davon aus, daß die Entfernung zu den cosischen Linien reichte, um nicht von ihnen gehört zu werden.

Plötzlich wurde ein an einem Seil festgemachter Korb über die Mauer geworfen und in die Tiefe gelassen.

Ich eilte darauf zu. In dem Korb lag eine goldene Tarnscheibe.

»Du bist verrückt, am Tag zu kommen!« rief eine

Stimme von oben, »Schnell, leg die Lebensmittel in den Korb und verschwinde! Hoffe, daß dich niemand gesehen hat!«

Ich trat ein Stück zurück. Dann steckte ich die weiße Flagge in den Gürtel.

Der Versuch, an dem Seil hochzuklettern, war sinnlos, da sie es durchschneiden oder einfach fallen lassen konnten; falls ich oben nicht willkommen war, konnten sie mich auch einfach erstechen.

»Ich bin Tarl aus Port Kar!« rief ich. »Einer Stadt, die Cos feindlich gesinnt ist.«

»Hast du etwas zu essen?« fragte ein Mann. Ich sah sein Gesicht, neben einer der Zinnen der Brustwehr, etwa fünfundzwanzig Meter vom Fuß der Mauer entfernt. Es war hager und verschlossen.

»Ich komme von Gnieus Lelius, dem Regenten von Ar. Ich habe eine Botschaft für Aemilianus! Laß mich ein!«

Neben einer anderen Zinne erschien die Spitze einer Armbrust. Diese Zinnen sind an der Außenseite breiter als an der Innenseite, was für ein größeres Schußfeld sorgt.

»Hast du etwas zu essen?«

»Nein!«

»Dann verschwinde!«

Der Korb wurde an paar Meter nach oben gezogen.

»Laßt mich ein!« rief ich. »Seht her! Ich habe auch eine Kuriertasche, die ich einem von Artemidorus' Kuriern abgenommen habe. Sie könnte wichtige Informationen enthalten!«

»Wie es scheint, hast du viele Gründe, warum wir dich in die Stadt lassen sollen«, sagte ein Mann.

»Nun macht schon«, erwiderte ich. »Nicht schießen!« wandte ich mich an den Armbrustschützen.

»Verschwinde!« rief ein Soldat.

»Ja, du wärest verrückt, dich in diese Stadt zu wagen«, meinte ein anderer Soldat.



»Er ist ein Spion, der hinter unsere Mauern sehen will, der unsere Verteidigung auskundschaften will!«

»Nein!« sagte ich. »Wenn ihr wollt, könnt ihr mir eine Augenbinde anlegen. Bringt mich zu Aemilianus!«

»Man hat dich gesehen«, mischte sich ein weiterer Soldat ein. Ich sah eine Hand, die auf die cosischen Linien deutete.

Ich drehte mich um. Ein paar Männer waren aus dem Graben geklettert.

»Deine Freunde rufen dich«, meinte der Armbrustschütze. Seine Waffe bewegte sich. Auf einem Sims erschien eine weitere Armbrust.

»Nicht schießen!« rief ich.

»Spion!«

»Nein! Das bin ich nicht!«

»Kämst du nicht aus Cos, hättest du nicht ihre Linien überwinden können!«

»Ich komme nicht aus Cos!«

»Und wie hast du ihre Linien dann überwunden?«

»Mit Hilfe einer List.«

Gelächter ertönte, häßliches Gelächter.

»Laßt mich ein!«

»Kehr zu deinen Freunden zurück!« rief der Armbrustschütze.

»Ich komme aus Port Kar! Ich bin ein Kurier für Gneius Lelius. Holt Aemilianus, wenn keiner von euch das entscheiden kann!«

»Deine Freunde sind im Graben. Sie kommen dir zu Hilfe! Vielleicht schaffst du es ja, den Graben unverletzt zu erreichen. Lauf!«

Ich rührte mich nicht von der Stelle. Tatsächlich schien sich etwas in dem Graben zu bewegen.

»Laßt mich in die Stadt!« rief ich. Dann rannte ich zum Fuß der Mauer. Dort, wo ich eben noch gestanden hatte, bohrten sich zwei Armbrustbolzen in den Boden.

»Laßt mich in die Stadt!« rief ich vom Fuß der Mauer aus. Es wäre schwer, mich dort zu treffen.

»Wenn du ein Freund bist, so zeig dich!«

»Ja, komm ins Freie, wo ich dich sehen kann«, meinte eine andere Stimme lockend. Es war der Armbrustschütze.

Plötzlich prallte neben meinem Kopf ein Bolzen gegen die Mauer; er kam aus Richtung des Vorstoßgrabens.

»Sie schießen auf ihn!«

Der Soldat hatte noch nicht zu Ende gesprochen, als das Feuer auch schon von der Brustwehr erwidert wurde; ein Bolzen prallte von einem der Felsbrocken ab und wirbelte durch die Luft, ein anderer bohrte sich in eine der schützenden Holzplanken über dem Graben und blieb stecken.

Ich hörte, wie der Korb die Mauer entlangschleifte, als er sich wieder senkte.

Ein Mann richtete sich über den Grabenrand auf, seine Armbrust zeigte in meine Richtung. Ich rannte auf das Seil zu, erst schnell, dann wieder langsam, wobei ich den Schützen die ganze Zeit nicht aus dem Blick verlor. Das abgefeuerte Geschoß jagte an mir vorbei und traf die Mauer. Der Cosianer hatte zu hoch gezielt. Dann hatte ich das Seil erreicht. Ich stieß mich von der Mauer ab und baumelte einen Moment lang unkontrolliert herum, dann ging es in die Höhe; halb kletterte ich, halb wurde ich gezogen. Im Graben ertönte der Befehl zum Schießen. Zwei Bolzen schlugen über mir ein. Auf der Mauer wurde zurückgeschossen. Ich kletterte weiter, zog mich fieberhaft Hand über Hand in die Höhe, wenn das Seil ruhte, wenn man es in die Höhe zog, beschränkte ich mich darauf, mich daran festzuklammern. Manchmal kletterte ich auch und wurde gleichzeitig gezogen. Dabei stieß ich mich die ganze Zeit immer wieder von der Mauer ab und baumelte vor und zurück, um den Schützen im Graben kein ruhendes Ziel zu bieten. Armbrustbolzen ließen Steinsplitter durch die Luft fliegen, ein paar ritzten mir

die Haut auf, und dann, endlich, nach einem scheinbar nicht enden wollenden Aufstieg, hatte ich mit wundgescheuerten und brennenden Händen die Brustwehr erreicht, und Hände griffen nach mir und zogen mich über den Sims.

»Danke«, keuchte ich.

Man stieß mich hinter der Brustwehr auf den Wehrgang, hielt mich fest und nahm mir die Kuriertasche und alle Waffen ab.

»Zieht ihn aus und legt ihn in Ketten!« befahl eine Stimme.

Kurze Zeit später lag ich bäuchlings und nackt auf dem Laufgang, die Hände auf den Rücken gefesselt. Von den Handschellen führte eine Kette nach unten, wo sie mit der Kette zwischen den Fußschellen verschmolz.

»Ich bin Tarl aus Port Kar«, sagte ich. »Ein Kurier im Auftrag von Gnieus Lelius, dem Regenten von Ar!«

»Setzt ihm eine Haube auf«, befahl die gleiche Stimme wie vorher. »Nehmt seine weiße Flagge dazu.«

Das Tuch, das mir als Flagge gedient hatte, wurde zusammengefaltet, mir über den Kopf gestülpt und unter dem Kinn zusammengeknotet.

»Er soll knien!«

Die Soldaten zerrten mich auf die Knie.

»Das hier hatte er dabei.«

Durch die provisorische Haube konnte ich kaum etwas wahrnehmen, nicht mehr als ein paar Schatten.

»Legt ihm ein Seil um den Hals.«

Ein Schatten beugte sich über mich. Man streifte mir eine Schlinge um den Hals.

»Macht mich frei«, sagte ich. »Bringt mich zu Aemilianus! Die Botschaft in meinem Geldbeutel ist für ihn. Möglicherweise interessiert er sich auch für den Inhalt der Kuriertasche. Ich weiß es nicht. Ich habe sie einem von Artemidorus' Kurieren abgenommen, südlich von hier, an der Vosk-Straße, in der Herberge *Zum Krummen Tarn*.«

»Mit verhülltem Kopf und einem Strick um den Hals wirst du nicht viel von unseren Verteidigungsstellungen sehen können«, sagte die Stimme.

»Bringt mich zu Aemilianus«, verlangte ich.

»Halt den Mund, Spion«, sagte ein Krieger.

»Ich bin kein Spion«, erwiderte ich aufgebracht.

»Wir sollten ihn aufhängen«, sagte der Krieger. »Zeigen wir den Sleen aus Cos, daß wir mit ihren Spionen keine Zeit verschwenden.«

»Ich bin kein Spion!«

»Machen wir das Seil hier fest«, fuhr der Sprecher fort. »Dann können sie zusehen, wie ihr Spion über die Mauer geworfen wird und dort hängenbleibt, keine Ihn nach seinem Eindringen in die Stadt.«

Jemand riß an dem Seil um meinen Hals.

Kräftige Hände packten mich an den Oberarmen.

»Sie haben auf mich geschossen! Ihr habt es doch gesehen!«

»Aber sie haben dich verfehlt!«

»Wäre es euch lieber, sie hätten mich getroffen?« fragte ich.

»Vielleicht wäre es für dich besser gewesen, sie hätten dich getroffen«, meinte der Soldat grimmig.

Man zerrte mich auf die Füße.

»Ich bin unter dem Schutz der weißen Fahne gekommen«, sagte ich. »Respektiert man in Ar-Station auf diese Weise die Kriegskonventionen?«

Der Griff der Männer war fest. Durch den weißen Stoff entdeckte ich links von mir die Umrisse der Zinnen. Ein Luftzug strich durch sie hindurch.

»Wartet«, sagte der Mann, der Befehl gegeben hatte, mich zu fesseln. »Wir hätten beinahe unsere Ehre vergessen. Wir danken dir, daß du uns daran erinnert hast. Natürlich beschämt es uns, daß es ein Sleen aus Cos tat. Doch das spielt keine Rolle. Daß wir daran erinnert wurden, zählt allein.« Der Soldat verstummte. »Bis zu diesem Augenblick war mir nicht bewußt, daß wir so-

sehr gelitten haben. Bis zu diesem Augenblick war mir nicht bewußt, daß man uns sosehr verletzt hat, daß unsere Wunden so schwerwiegend sind.«

»Ich glaube, in den Gräben formieren sich die Cosianer«, unterbrach ihn ein Soldat.

»Es ist der Morgenangriff«, sagte ein anderer Soldat müde.

»Fremder«, sagte der Mann, der von Ehre gesprochen und hier anscheinend als Offizier das Kommando hatte. »Du sollst wissen, daß dich die weiße Flagge gerettet hat. Und ich muß gestehen, daß es tragischerweise beinahe anders ausgegangen wäre. Aber nun, unter ihrem Schutz, bis du so sicher, als wärest du von Eisenmauern umgeben. Dafür sorgt die Ehre von Ar-Station. Darum gebe ich dir die Möglichkeit, zu den Männern aus Cos zurückzukehren, wenn das dein Wunsch ist.«

»Bringt mich zu Aemilianus«, verlangte ich.

»Ich halte dich für einen Spion«, sagte er.

Ich schüttelte den Kopf.

»Du weißt, daß du den Schutz der Flagge verlierst, wenn du jetzt zu Aemilianus gehst«, sagte er.

»Ja.«

»Bringt ihn zu Aemilianus«, befahl er.

»Gebt mir etwas, um meine Blöße zu bedecken«, bat ich, »selbst wenn es nur ein Fetzen meiner Tunika ist.«

»Es sind viele Cosianer«, sagte der Soldat an der Brustwehr.

»Du kamst als Spion«, sagte der Offizier. »Und als gefangener Spion wirst du auch vor Aemilianus gebracht. Schafft ihn hier weg!«

»Da ist er«, sagte die Stimme.

Man zwang mich auf die Knie. Der Boden war hart und kalt, vermutlich Steinfliesen.

Das Tuch, das ich als weiße Flagge benutzt hatte, wurde mir vom Kopf gerissen. Ich blinzelte, sah mich um.

Wie ich vermutet hatte, kniete ich auf Steinfliesen, vor einem kurulischen Stuhl, der auf einem mit Stufen versehenen Podest stand.

Neben dem Stuhl, auf einer der breiten Stufen, kniete eine blasse Sklavin, sie hatte blonde Haare und trug eine knappe Tunika.

»Du darfst gehen, Shirley«, sagte der Mann auf dem Stuhl.

»Ja, Herr«, sagte sie. Ihr Kopf war zur Seite gedreht, ihr Blick abgewandt. Ich war ein freier Mann; hätte sie mich ohne Erlaubnis angesehen, wäre sie möglicherweise bestraft worden. Es kommt vor, daß Sklavemädchen auf der Straße nackte freie Gefangene ansehen, sie manchmal sogar verspotten, aber in Gegenwart ihres Herrn würden sie es bestimmt nicht wagen.

Shirley ist ein irdischer Name, aber ich glaubte nicht, daß sie von der Erde kam. Ihr Akzent deutete jedenfalls nicht darauf hin. Goreaner geben ihren Mädchen manchmal irdische Namen, da sie sie für ausgezeichnete Sklavennamen halten. Für goreanische Ohren haben Namen wie ›Jean‹ oder ›Joan‹ einen exotischen Klang, außerdem werden sie als passend angesehen für Sklavinnen, die von solch weit entfernten, geheimnisvollen Orten wie ›Tennessee‹ oder ›Oregon‹ kommen.

»Ja«, sagte der Mann auf dem kurulischen Stuhl; er war kräftig, machte aber einen erschöpften Eindruck.

Ein blutiger Verband war um seinen Kopf gewickelt.  
»Sie war einmal sehr schön.«

Ich wandte ihm meine Aufmerksamkeit zu. Auf seinem Schoß lagen die geöffnete Kuriertasche und der Briefzylinder aus meinem Geldbeutel. Er war mit Wachs und Schlaufe versiegelt gewesen, das Wachs hatte das Siegel von Gnieus Lelius getragen, des Regenten von Ar.

»Bist du Aemilianus, der Kommandant von Ar-Station?« fragte ich.

»Das bin ich«, sagte er und betrachtete mich.

Ich warf der Sklavin einen Blick zu, die sich umgedreht hatte und mich ansah.

Aemilianus lächelte. »Hat sie es gewagt, dich anzusehen?«

»Nein«, sagte ich.

»Sie sind so neugierig.«

Ich schwieg.

»Shirley?« rief er, ohne einen Blick an sie zu verschwenden.

»Herr?« fragte sie von der Seitentür her, an der sie stand.

»Erinnere mich heute abend daran, dich zu bestrafen!«

»Ja, Herr!« schluchzte sie, wandte sich um und floh aus dem Raum.

»Sie sind Frauen«, sagte ich. »Sie können nichts dafür.«

»Mich stört nicht, was sie getan hat«, sagte er. »Sie wird bestraft, weil sie es getan hat.«

»Ich verstehe.«

»Selbst in schweren Zeiten ist es gut, die Disziplin aufrechtzuerhalten.«

»Zweifellos.«

»Weißt du, wo du bist?« fragte er.

»Nein.«

»Du befindest dich in der Zitadelle.«

»Das habe ich mir gedacht.« Es war ein logischer Ort für das Hauptquartier der Stadt.

»Du bist Tarl, ein Mann aus Port Kar? Das hast du meinen Männern auf der Mauer gesagt?«

Ich nickte. »Ich bin Tarl aus Port Kar.«

»Und du behauptest, der Kurier des Regenten zu sein?«

»Ich bin der Kurier des Regenten«, sagte ich. »Warum bin ich noch immer nackt und gefesselt?«

»Warum sollte der Regent einen Bürger Port Kars zum Kurier machen? Findest du das nicht merkwürdig?«

»Vielleicht«, antwortete ich. »Ich habe ihm Briefe von Dietrich von Tarnburg überbracht. Möglicherweise kam ihm der Gedanke, ich könnte Ar auf ähnliche Weise dienen.«

»Dietrich, der Tarn von Tarnburg?« fragte er überrascht.

»Vielleicht nennen ihn einige so«, sagte ich. »Ich bin nie Zeuge geworden, daß er diesen Ausdruck benutzt, ich kann mich auch nicht erinnern, daß es die Leute seiner Umgebung getan hätten. Ich glaube nicht einmal, daß ihm diese Bezeichnung gefiele.«

»Und wie sieht er sich?« fragte Aemilianus.

»Als Dietrich«, sagte ich. »Als Dietrich von Tarnburg, ein Soldat, ein Hauptmann.«

»Dietrich vom silbernen Tarn?«

»Es stimmt, sein Feldzeichen ist der silberne Tarn.«

»Er ist ein Söldner«, sagte Aemilianus bitter.

»Er hält zur Zeit Torcodino besetzt, um den Vorstoß der Cosianer nach Süden aufzuhalten.«

»Das glaube ich nicht«, sagte Aemilianus.

Erst in diesem Augenblick begriff ich das Ausmaß der Isolierung von Ar-Station. Aemilianus kannte nicht einmal so grundsätzliche Tatsachen wie die Vorstöße Dietrichs von Tarnburg.

»Darüber steht doch sicherlich etwas in Gnieus Lelius' Brief oder Briefen, die ich überbracht habe.«



»Auch du bist ein Söldner«, sagte er verächtlich.

»Ich bin bezahlt worden«, bestätigte ich.

»Jedermanns Gold kann dein Schwert kaufen«, sagte er.

»Vielleicht nicht jedermann«, antwortete ich. Viele Söldner suchen sich ihre Auftraggeber mit großer Sorgfalt aus.

»Ist dir der Inhalt der Kuriertasche bekannt? Denn darum scheint es sich hier ja zu handeln.«

»Nein«, sagte ich. »Wie dir nicht entgangen sein dürfte, war ihr Siegel ungebrochen.«

»Vielleicht hat man dir gesagt, was sie enthält, bevor sie versiegelt wurde.«

»Nein. Ich habe sie in der Herberge *Zum Krummen Tarn* einem von Artemidorus' Kurieren abgenommen. Das habe ich deinen Männern gesagt.«

»Und du erwartest, daß ich das glaube?«

»Wie hätte ich sie sonst bekommen sollen?« fragte ich.

»Vielleicht aus den Händen von Artemidorus persönlich.«

»Ich verstehe nicht.«

»Ich bin durchaus bereit, dir zu glauben, daß du über den Inhalt der Tasche nicht Bescheid wußtest.«

»Warum?« fragte ich verblüfft.

»Ich kann mir nicht vorstellen, daß du es gewagt hättest, hierher zu kommen, hättest du über ihren Inhalt Bescheid gewußt.«

Mir gefiel gar nicht, was ich da hörte. »Was ist der Inhalt?«

»Er ist nicht einmal verschlüsselt«, sagte Aemilianus. »Findest du es nicht ungewöhnlich, daß Artemidorus, ein Tarnsmann, ein gerissener Befehlshaber, militärische Dokumente auf so sorglose und offene Weise transportiert?«

»Vielleicht ist er vermessen oder hochmütig«, sagte ich. »Ich weiß es nicht.«

»Kommt es dir nicht merkwürdig vor?«

»Doch, ja.«

»Ich glaube, ich sollte diese Dokumente erhalten«, sagte Aemilianus.

»Das bezweifle ich«, meinte ich. »Was steht darin?«

»Es handelt sich um einen Bericht des Geheimdienstes. Er beschreibt Stärke und Position von Ars Heer.«

»Darf ich fragen, wo es sich befindet?« Ich hatte oft darüber nachgedacht.

»Ich werde dir verraten, wo es wirklich ist«, sagte Aemilianus. »Es kommt uns in einem Gewaltmarsch zu Hilfe.«

»Auf welcher Route?« fragte ich überrascht.

»Auf der Viktel Aria, nach Norden!«

»Nein«, sagte ich. »Ich bin auf der Viktel Aria gekommen. Da ist das Heer nicht. Niemand hat es gesehen, nicht im Umkreis von Hunderten von Pasang.«

Aemilianus lächelte.

»Darf ich fragen, wo es dem Bericht zufolge ist?«

»Der Bericht behauptet, es befinde sich vor Holmesk, einhundert Pasang südlich des Vosk, im Winterlager.«

»Im Winterlager? Während Cos vor Torcodino steht und Ar-Station belagert wird?«

»Du begreifst, wie lächerlich dieses Dokument ist?« fragte Aemilianus.

»Allerdings«, sagte ich beeindruckt.

»Wäre dir dies bekannt gewesen, hättest du den Transport vielleicht abgelehnt«, sagte er mit einem Lächeln.

Ich wollte aufstehen, aber man stieß mich zurück auf die Knie.

»Kommandant, ich gebe zu bedenken, daß dieser Bericht die Wahrheit sein könnte, so unglaublich es auch scheint«, sagte ich drängend. Die Situation nahm plötzlich alarmierende Konturen an. Im Gegensatz zu Aemilianus war ich davon überzeugt, daß der Bericht – von Einzelheiten abgesehen – der Wahrheit entsprach.

Aemilianus lachte, und einige der Soldaten schlossen sich ihm an.

»Wo ist denn der Entsatz aus Ar?« fragte ich. »Wo?«

Aemilianus warf mir einen wütenden Blick zu.

»Auch wenn ihr hier isoliert seid und belagert werdet«, sagte ich, »so müßte euch doch klar sein, daß die Belagerung von Ar-Station kein Geheimnis sein kann. Hätte man ein Entsatzheer losgeschickt, wäre es schon längst eingetroffen. Auch wenn du der Zukunft voller Optimismus entgegensiehst, so kann ich mir doch nicht vorstellen, daß deine Männer auf der Stadtmauer diese Einstellung teilen. Ich habe sie gesehen. Sie sind hungrig. Sie sind abgemagert. Sie sind verzweifelt. Auch wenn du anders darüber denkst – meiner Meinung nach haben sie begriffen, daß ein Entsatzheer schon vor langer Zeit hätte eintreffen müssen!«

Ich hörte, wie hinter mir ein Schwert zur Hälfte aus der Scheide gezogen wurde. Dann wurde es genauso wütend wieder hineingerammt.

»Der Bericht ist falsch«, sagte Aemilianus. »Er ist nicht einmal klug verfaßt. Die Stärke des bei Holmesk überwinternden Heeres würde bewirken, daß sich fast sämtliche Divisionen Ars im Norden aufhalten, was undenkbar ist. Man braucht keine so große Streitmacht, um eine Belagerung zu beenden. Ar wäre in diesem Fall ohne jede Verteidigung, seine Territorien, ja, die Stadt selbst wäre der Gnade der Salerianer, der Travianer oder der Tharnianer ausgeliefert, sogar den Heeren kleiner Städte wie Tarnburg oder Hochberg.«

Ich sagte: »Es könnte Verrat im Spiel sein.«

Hinter mir erscholl ärgerliches Gemurmel.

»Man könnte euch aufgegeben haben.«

»Laß mich ihm die Kehle durchschneiden«, sagte ein Mann hinter mir.

»Allein Dietrich steht zwischen Ar und Cos«, fuhr ich fort, »in Torcodino, wo er den cosischen Nachschub und ihr Belagerungsgerät erbeutet hat.«

»Er hätte Torcodino nicht einnehmen können«, sagte Aemilianus. »Dafür hat er zu wenige Leute.«

»Er hat die Stadt durch einen Überraschungsangriff besetzt, über die Aquädukte.«

»Er hätte zu wenige Männer, um die Stadt halten zu können«, sagte Aemilianus.

»In Torcodino ist ihm das cosische Belagerungsgerät in die Hände gefallen«, sagte ich. »Den letzten Nachrichten zufolge ist die Stadt zwar eingeschlossen, aber nicht angegriffen worden. Tatsächlich hat der größte Teil des cosischen Expeditionsheeres, das dem Heer von Ar keineswegs zahlenmäßig unterlegen ist, wie ich dir versichern kann, vermutlich das Winterlager bezogen, und ein Zehntel der Truppen befindet sich in der Umgebung von Torcodino. Die Situation, in der Cos sich befand, war eindeutig. Cos konnte ohne das Belagerungsgerät nicht weiter vorrücken, und es würde mehrere Monate brauchen, um das Material zu ersetzen.«

»Und was wird deiner Meinung nach geschehen?« fragte Aemilianus.

»Das weiß ich nicht«, antwortete ich. »Sobald Cos über neues Gerät verfügt, könnte es Torcodino angreifen, und sei es nur, um Dietrich zu bestrafen. Myron ist der Polemarkos von Cos, der Befehlshaber des Expeditionsheeres; ich an seiner Stelle würde mit Torcodino, einem nebensächlichen Objekt, keine Zeit verschwenden, sondern sofort auf Ar zu marschieren. Dietrich könnte dann zwar entkommen, aber mit seinen wenigen Männern könnte er den cosischen Vorstoß bestenfalls behindern, aber nicht aufhalten. Außerdem könnte man in diesem Fall seine Kompanien jagen und vernichten, dazu bedürfte es nur einen kleinen Teil des cosischen Heeres.«

»Warum sollte Dietrich sich auf ein so gefährliches Unternehmen wie die Einnahme von Torcodino einlassen?«

»Dort gibt es reiche Beute zu machen«, sagte ich.

»Die kann man in Hunderten von Städten finden.«

»Seine Sympathien gehören weder Ar noch Cos«, erklärte ich. »Er zöge es vor, daß keiner von beiden siegt. Ein solcher Sieg, gleichgültig, von welcher Seite, und die dadurch entstehende Hegemonie würden sicherlich die Existenz der freien Söldnerkompanien bedrohen oder sie sogar vernichten. Davon abgesehen wird allgemein befürchtet, daß ein solcher Sieg die soziale Vielfalt, den Pluralismus und die Freiheit zerstört, wie wir sie jetzt auf Gor haben.«

»Und du teilst diese Befürchtungen?«

»Ich wäre wenig begeistert über eine Welt, die allein von Marlenus aus Ar oder Lurius aus Jad beherrscht wird.«

»Ist denn der Frieden nicht wichtiger als alles andere?« fragte Aemilianus.

»Nein.«

»Es fällt mir schwer zu glauben, daß dein Eintreten für diese Dinge in einer solch abstrakten Richtung liegt.«

Darauf antwortete ich nicht. Er brauchte meine eigentlichen Beweggründe nicht zu erfahren, die ich nur wenigen anvertraute und weswegen ich die Reise nach Ar ursprünglich angetreten hatte, eine Reise, auf der es mich nur zufällig nach Torcodino verschlagen hatte. So ging ihn zum Beispiel der Inhalt der Geheimpapiere nichts an, die mir im letzten Se’Kara in Brundisium in die Hände gefallen waren und die ich schnell verbrannt hatte. Jene Papiere waren ein eindeutiger Beweis für den Verrat einer Person gewesen, die zur Zeit in Ar eine hohe Stellung bekleidete.

»Ich werde dir nun die Situation erklären, wie sie sich genau verhält«, verkündete Aemilianus. »Fast das ganze Expeditionsheer aus Cos liegt hier vor Ar-Station. Ihm fehlen die Männer, die nötig sind, um in den Süden vorzustoßen. Cos will die Macht über das Voskbecken erringen – im übrigen das einzige, was es sich

erhoffen kann. Torcodino ist ein Verbündeter von Ar und niemals gefallen. Es gibt im Süden kein cosisches Invasionsheer. Die Geschichte über Dietrich von Tarnburg ist reine Erfindung. Dieser angebliche Geheimdienstbericht, eine ebenfalls absurde Erfindung, soll uns in die Verzweiflung treiben. Es ist eine List, um uns zur Aufgabe zu bewegen. Glauben die Belagerer wirklich, wir würden uns davon überzeugen lassen, daß uns dieser Bericht gerade jetzt zufällig in die Hände fällt? Glauben sie wirklich, wir nähmen ihn ernst? Er ist nicht einmal verschlüsselt. Die Absurdität dieses Dokumentes, das uns glauben machen soll, Ar stünde mit fast seinem ganzen Heer tatenlos da, während wir angegriffen werden – daß man uns mit anderen Worten im Stich ließe, ist der Beweis, daß sich das Entsatzheer aus Ar in unmittelbarer Nähe befindet, vielleicht nur einen oder zwei Tage entfernt.«

Hinter mir ertönte zustimmendes Gemurmel, das sich in meinen Ohren recht verzweifelt anhörte.

»Ich kenne den Standort von Ars Heer nicht«, sagte ich, »aber ich vermute, er befindet sich genau dort, wo ihn dieser Bericht lokalisiert, der Artemidorus auf den neuesten Stand der Dinge bringen soll. Ich weiß nicht, warum man ihn nicht verschlüsselt hat. Vielleicht ist diese Information kein so großes Geheimnis, zumindest nicht für die Cosianer. Schließlich ist es nicht leicht, den Aufenthaltsort Tausender von Männern vor einem Feind zu verbergen, der über Tarnaufklärer verfügt. Ich sage dir, im Süden gibt es tatsächlich eine cosische Invasionsstreitmacht, gegen die das Belagerungsheer hier vor Ar-Station wie eine Kompanie aussieht. Deine Annahme, die Cosianer könnten eine solche Landstreitmacht nicht aufstellen, beruht auf der Vermutung, daß sie sie aus ihren eigenen Reihen aufstellen. Du mußt aber begreifen, daß die Mehrzahl der Männer, die dir gegenüberstehen, keine Cosianer sind, sondern deren Verbündete und Söldner.«

»Hast du überhaupt eine Vorstellung, was es kosten würde, ein solches Heer aufzustellen?« fragte Aemilianus.

»Ich schätze, Lurius ist bereit, alles Gold von Cos auf einen Sieg zu setzen und seine Investition in der Zukunft tausendfach wettzumachen.«

»Soviel Gold gibt es in ganz Cos und Tyros nicht.«

»Vielleicht kommt es ja nicht nur aus Cos und Tyros«, wandte ich ein.

»Und woher dann?«

»Von Städten, denen an einem cosischen Sieg liegt«, sagte ich, »und aus Ar selbst.«

Ich spürte, wie man mir ein Messer an den Hals setzte, knapp überhalb der Schlinge.

»Du kennst also den Inhalt der Nachricht nicht, die im Briefzylinder war?« fragte Aemilianus.

»Nein.«

»Hast du mit eigenen Augen gesehen, wie der Regent den Zylinder schloß und mit Wachs versiegelte?«

»Nein«, sagte ich. »Ein Untergebener hat ihn mir übergeben, und zwar in dem Zustand, in dem du ihn bekommen hast.«

»Es ist ein kleiner Scherz von seiten des Regenten«, sagte Aemilianus.

»Ein Scherz?«

»Ja. Dein Verrat und deine Hintermänner sind lange vor deinem Eintreffen hier in Ar aufgedeckt worden.«

»Ich verstehe nicht«, sagte ich.

»Der Überbringer dieses Zylinders, der sich Tarl aus Port Kar nennt, ist ein cosischer Spion«, las Aemilianus. »Verfahr mit ihm, wie Du es für richtig hältst.«

»Nein!« rief ich. Ich wollte aufstehen, wurde jedoch erneut mit Gewalt auf die Knie gezwungen. Dort hielt man mich fest. Ein Soldat trat mit dem Fuß auf das Seil, das um meinen Hals hing, und zwang mich, den Kopf gesenkt zu halten. Ich hob ihn, soweit es in meiner Macht stand, um Aemilianus anzusehen.

Grimmiges Gelächter erscholl.

»Hast du wirklich geglaubt wir ergäben uns?« fragte Aemilianus. »Weißt du wirklich nicht, wie erbittert und langwierig diese Belagerung war? Weißt du nicht, wie schrecklich die Kämpfe waren? Oder welche hohen Verluste Cos und wir davongetragen haben? Hast du wirklich geglaubt wir wüßten nicht welches Schicksal uns erwartet, öffneten wir die Tore?«

Man ergriff mich noch fester, das Seil wurde um ein weiteres Stück verkürzt.

»Aber wo ist das Entsatzheer aus Ar?« fragte ein junger Mann. Es war das erste Mal, das er sich zu Wort meldete.

»Ich hoffe, es ist auf dem Weg«, sagte Aemilianus.

»Aber warum ist es noch nicht eingetroffen?«

»Ich weiß es nicht«, sagte Aemilianus.

»Es ist möglich, daß sie zu spät kommen, nicht wahr?«

»Auch das ist möglich.«

»Die Sicherheit der Stadt liegt in deinen Händen, Kommandant«, sagte der junge Mann. »Du bist für die Sicherheit der Bürger verantwortlich. Ich finde, angesichts der jüngsten Ereignisse solltest du über eine Alternative nachdenken.«

»Wer sollte es tun?« fragte Aemilianus.

Ich verstand nicht, wovon sie sprachen.

»Ich werde es tun!« sagte der junge Mann.

»Nein!« rief ein älterer Mann. »Wir wollen eher bis zum letzten Mann sterben, bevor wir zu einer derartigen Handlung Zuflucht suchen!«

»Man würde uns auslachen!« meinte ein anderer.

»Ihr seid damals nicht auf dem Fluß gewesen«, sagte Aemilianus.

»Mit deiner Erlaubnis, Kommandant?« fragte der junge Mann.

»Geh«, sagte Aemilianus resigniert.

»Nein!« rief der Ältere, aber der junge Mann hatte sich bereits abgewandt und verließ den Raum.



»Er wird es niemals aus der Stadt schaffen«, sagte der Ältere.

»Er wird bei Sonnenuntergang tot sein«, meinte ein anderer Mann.

»Hört. Die Fanfaren!«

»Der Morgenangriff hat begonnen!«

Aemilianus erhob sich unsicher auf die Füße. »Meine Herren«, sagte er, »laßt uns auf unsere Posten gehen.« Dann blickte er müde auf mich herunter. »Wie ich hörte, bist an der Mauer beinahe aufgehängt worden.«

Ich sah zu ihm hoch, so gut ich konnte, sagte aber kein Wort.

»Vielleicht ist es ganz gut, daß das nicht geschehen ist. Aufhängen ist ein zu schneller Tod für einen Spion.«

Ich kämpfte vergeblich gegen die Männer an.

»Bringt ihn zu der anderen Spionin«, befahl Aemilianus.

Das Seil um meinen Hals wurde entfernt.

Ich stand vor einer offenen Eisentür.

»Entfernt seine Fesseln«, befahl ein Offizier.

Man nahm mir die Hand- und Fußschellen ab. Zwei Armbrüste zielten auf mich. Jede verdächtige oder plötzliche Bewegung endete garantiert damit, daß sich zwei spitze Eisenbolzen in meinen Körper bohrten.

Man stieß mich durch die Tür. Sie krachte hinter mir ins Schloß. Ein schwerer Riegel wurde vorgeschoben.

Ich stand in einer Zelle, deren aus großen flachen Steinen bestehender Boden mit Stroh bedeckt war. In den Ecken lag weiteres Stroh. Der Raum maß etwa sechs Quadratmeter. Aus einem Fenster hoch oben in der Wand drang Licht herein. Das Fenster war vergittert. Die Gitterstäbe schienen ungefähr fünf Zentimeter dick zu sein; die Lücke dazwischen hatte die gleiche Abmessung.

Ich trat zur Tür. Sie war stabil, ihre Angeln befanden sich auf der anderen Seite. In ihrer Mitte war ein rechteckiges Guckloch, das nur von außen geöffnet werden konnte. Durch den schmalen Schlitz im unteren Teil der Tür, der zur Zeit ebenfalls verschlossen war, konnte man eine Tasse Wasser oder etwas zu essen hereinschieben. Ich sah mich genau um. Ich überprüfte den Boden und die Wände. Es war eine sehr stabile Zelle. Es war die Art von Zelle, in der Gefangene zu ihrer Bestürzung bald erkennen müssen, daß eine Flucht unmöglich ist, daß sie vollkommen hilflos sind.

Erst dann wandte ich mich der Gefangenen zu.

Sie wich zur Wand zurück. Sie kniete am Boden, im Stroh, nackt und verängstigt, die Knie eng aneinander-

gepreßt. Als man mich in die Zelle gebracht hatte, war sie zusammengezuckt und hatte protestierend aufgeschrien. Dann hatte sie sich Stroh über Oberschenkel und Schoß geschoben und sich zusammengekrümmt, um ihre Blößen zu bedecken. Jetzt starrte sie mich mit einem wilden Blick an.

»Warum haben sie dies nur getan?« fragte sie.

»Was denn?« fragte ich.

»Dich zu mir gesperrt?«

»Ich weiß nicht.«

Sie krümmte sich noch mehr zusammen.

»Bist du ein Ehrenmann?« fragte sie dann.

»Nein.«

Sie stöhnte. »Sie müssen mich sehr hassen«, weinte sie. »Das haben sie absichtlich getan! Reicht es denn nicht, daß sie mir die Kleidung weggenommen und mich hier eingesperrt haben?«

»Du bist eine Spionin«, sagte ich.

»Dann mußt du auch ein Spion sein, wenn sie dich zu mir gesperrt haben!« rief sie.

»Zumindest glauben sie das«, erwiderte ich gereizt.

»Mich haben sie erwischt!« rief sie. »Was werden sie mit mir anstellen?«

»Bist du eine freie Frau?« fragte ich.

»Ja«, sagte sie. »Natürlich!«

»Dann wird es bestimmt nicht angenehm!«

Sie stöhnte auf.

Ich blickte zum Fenster hoch. In dem Raum gab es keinerlei Hilfsmittel, um dort hinauf zu gelangen, nicht einmal um hinauszusehen.

»Sie geben mir nicht einmal genug zu essen, damit ich überleben kann!« rief sie aus.

»Vermutlich bekommst du genausoviel wie alle anderen Bewohner Ar-Stations auch«, meinte ich.

»Die Stadt muß bald fallen«, sagte sie. »Dann wird man uns retten!«

»Die Zitadelle kann lange gehalten werden, nachdem

die Mauern gefallen sind«, sagte ich. »Sie hätten genug Zeit, um uns zu töten.«

Sie ließ den Kopf hängen und fing an zu schluchzen.

»Wann bekommen wir unser Essen?« fragte ich.

»Mittags«, schniefte sie und sah mich ärgerlich an.

»Mußt du für dein Essen eine Gegenleistung erbringen?«

Aus dem Ärger in ihrem Blick wurde blanke Wut.

»Also hatte ich recht.«

»Nicht mehr«, sagte sie. »Sie haben jetzt eine Aufseherin. Die Männer wurden auf der Stadtmauer gebraucht.«

»Mußtest du auf alle Arten dienen?«

»Nein«, sagte sie noch immer wütend. »Nur tanzen und vor der Klappe posieren. Sie haben die Zelle nie betreten.«

»Warst du eine gute Tänzerin?«

»Wenn ich mir keine Mühe gab, habe ich nichts zu essen bekommen«, sagte sie bitter.

»Hat dir das Tanzen und Posieren gefallen?«

»Bist du verrückt?«

»Vielleicht.« Doch innerlich mußte ich lächeln. Das war etwas zu schnell gekommen, um ehrlich zu sein.

Ich sah zu Boden.

»Wir haben hier eine Gefängniswärterin?« fragte ich dann.

»Mach dir keine Hoffnungen. Sie kommt nicht in die Zelle.«

»Wer bist du eigentlich?«

»Claudia, eine Lady aus Ar-Station.«

»Wo hat man dich gefangengenommen?«

»Auf der Stadtmauer«, sagte sie. »Ich wußte nicht einmal, daß sie mich verdächtigen, bis ich das Seil um den Hals spürte.«

Ich setzte mich auf den Boden, der Tür zugewandt.  
»Erzähl mir davon.«

»Zweifellos sind unsere Geschichten sehr ähnlich.«

»Das ist schon möglich.«

Sie sprach nun freier, da ich sie nicht mehr ansah.

»Man übergang mich, verweigerte mir zustehende Ehrungen und den damit verbundenen Aufstieg«, begann sie. »Ich wollte sogar im diplomatischen Auftrag nach Ar reisen, aber man zog andere mir vor. Welch ein Fehler!«

»Erzähl weiter!«

»Ich bin eine wunderschöne und überaus kluge Frau«, sagte sie. »Doch meine Vollkommenheit wurde nicht ausreichend belohnt.«

»Vielleicht bist da ja doch nicht mehr als hübscher Durchschnitt«, sagte ich.

»Man hat meine Talente mißachtet«, beharrte sie wütend.

Ich konnte mir schon vorstellen, daß sie talentiert war, aber bestimmt nicht auf den Gebieten, die sie meinte.

»Dann standen die Cosianer vor unseren Toren. Wir alle fürchteten um unser Leben. Nach Wochen wurde klar, daß Ar nicht zu unserer Rettung kam. Jeder war für sich selbst überlassen. Die Klugen mußten sich aus eigener Kraft retten. Und ich würde klug sein. Manchmal stiegen die Frauen in der Nacht auf die Mauer, um Körbe von den Brustwehren hinunterzulassen, in denen Geld für Essen lag. Wie du vielleicht weißt, zogen sich einige der Frauen, die über keine Mittel verfügten, auch aus und kletterten hinunter, um sich dem erstbesten Cosianer hinzugeben. Sie verkauften sich für ein Stück Brot in die Sklaverei.«

Es gab in Ar-Station noch immer Lebensmittel, auch wenn es den Anschein hatte, daß auf den Straßen kaum noch etwas zu bekommen war. Zum Beispiel bekam selbst Claudia, eine auf frischer Tat erappte Spionin, etwas zu essen.

»Aber für mich kam so etwas natürlich nicht in Frage«, fuhr sie fort. »Ich hatte kein Bedürfnis, in Ket-

ten in einem Kreuzungsstall in Tyros zu enden, um für Chenbar, den See-Sleen, Sklaven für den Steinbruch zu gebären.«

Ich hatte meine Zweifel, daß sie ein solches Schicksal zu befürchten hatte, denn sie war zierlich, hübsch und mit einer bezaubernden Figur ausgestattet. Außerdem verbrachten die wenigsten Frauen lange Zeit in einer solchen Einrichtung. Wie lange kann es schon dauern, eine Sklavin zu schwängern, der man den Sklavenwein vorenthält und die man im genau richtigen Augenblick ihres Zyklus dort unterbringt?

»Ich machte es mir zur Gewohnheit, mit den anderen Frauen ›zum Fischen‹ zu gehen, wie sie es nannten. Natürlich sorgte ich dafür, jede Nacht zur selben Zeit an derselben Stelle zu sein. Die ersten paar Male legte ich Geld in den Korb. Als ich dann die Summe erhöhte, bekam ich Brot und etwas Gemüse. Kannst du das glauben? Ein paar Suls für einen Silbertarsk?«

»Der Preis ist jetzt noch höher«, sagte ich. Als man mir den Korb heruntergelassen hatte, hatte ein Goldtarn daringelegen.

»Dann fing ich an, Botschaften in den Korb zu legen, zuerst ganz unverfängliche, zum Beispiel fragte ich nach der Position des Entsatzheeres und dergleichen.«

»Ich verstehe.«

»Aber anscheinend begriff man sehr schnell, was ich wollte, denn kurz darauf lagen unter den Lebensmitteln Zettel mit Fragen, die sich auf die Zustände in der Stadt bezogen.«

»Hast du sie beantwortet?«

Sie nickte.

»Zu diesem Zeitpunkt warst du eine Spionin.«

»Das habe ich anders gesehen«, sagte sie. »Diese Informationen waren doch bestimmt allgemein bekannt.«

»Nicht notwendigerweise«, erwiderte ich. »Sicher, für gewöhnlich gibt es Spitzel, wenn nicht sogar Verräter, die solche Dinge verläßlich erledigen.«

»Als ich den Korb das nächste Mal in die Höhe zog, war in einem Stück Sa-Tarna-Brot eine genau formulierte Frage versteckt. ›Bist du für Cos?‹ In der nächsten Nacht ließ ich die Antwort hinunter. Ich hatte ›Ja‹ geschrieben.«

»Ab diesem Augenblick warst du eine Verräterin«, sagte ich.

»Ar-Station hat mich verraten!« rief Claudia. »Es hat mir nicht das gegeben, was ich wollte. Es hat mich nicht einmal mit Missionen nach Ar betraut! Davon abgesehen – glaubst du etwa, daß eine Person wie ich ihr ganzes Leben hier am Vosk verbringen will?«

»Was ist dann geschehen?«

»Ich hatte meine Position klargemacht, ihnen war klar, daß ich verhandeln würde, und zwar hart verhandeln würde.«

»Hast du Lebensmittel verlangt?«

»Die hatte ich. Ich hatte sie seit dem Beginn der Belagerung gehortet, sie sogar aufgekauft, wenn sie billig waren, zu Anfang, als man noch glaubte, daß Ar jeden Tag mit flatternden Fahnen eintreffen und die Cosianer vertreiben würde wie die aufsteigende Sonne die Flußfrösche.«

»Also für Gold!« sagte ich.

»Ja! Für Gold und für Juwelen!«

»So wie es aussieht, hast du im Augenblick nur wenig Gold oder Juwelen.«

Ich hörte, wie sie aufgebracht in dem Stroh herum-scharrte.

»Es wäre klüger gewesen, du hättest nicht angefangen, um Bezahlung zu feilschen, nachdem du Cos deine Treue erklärt hattest«, meinte ich.

»Warum denn das?«

»Weil du Cos deine Treue erklärt hast«, sagte ich. »Wie die Bürger Ars erwarten auch die Cosianer von jenen, die sich freiwillig ihrer Sache verschreiben, daß sie ihnen aus freien Stücken dienen, ohne eine Gegen-

leistung zu erwarten, eben nicht wie Kaufleute oder Söldner.«

»Wo liegt denn da der Unterschied?«

»Manchmal machen solche Dinge den Unterschied zwischen Reichtümern und dem Sklavenkragen aus.«

»Ich habe in meinen Verhandlungen Vorkehrungen getroffen, damit so etwas nicht geschieht«, sagte Claudia. »Für meine Hilfe habe ich nicht nur Geld verlangt, sondern auch die Gewährleistung meiner Freiheit und Sicherheit.«

»Also daß man dich nicht zur Sklavin macht zum Beispiel.«

»Genau.«

»Aber einmal angenommen, du wirst in der Zwischenzeit von anderen versklavt.«

»Das wäre eben das Ende gewesen«, erwiderte sie. »Ich wäre eine Sklavin gewesen. Eine Sklavin ist eine Sklavin.«

»Das ist richtig.« Die Cosianer hatten zugestimmt, sie nicht zu versklaven, aber nicht, sie zu befreien, falls sie eine Sklavin wurde. Wie sie gesagt hatte: Eine Sklavin ist eine Sklavin.

»Außerdem habe ich Macht in Ar-Station gefordert, sollte die Stadt nicht zerstört werden, denn hier gibt es Leute, die mich betrogen haben und an denen ich mich rächen wollte. Und ich wollte, daß man mir einige der Frauen als Sklavinnen zur Verfügung stellt, damit ich sie Männern verkaufen konnte.«

»Du warst gründlich.«

»Ja.«

»Du mußt dich also nur auf die Ehre von Cos verlassen.«

»Männer sind ehrenhaft.«

»Manche Frauen auch«, sagte ich.

»Meine Treue gehört mir«, sagte sie gereizt.

»Für Frauen wie dich gibt es Einrichtungen«, murmelte ich.



»Was?«

»Erzähl weiter.«

»Nachdem man meine Bedingungen akzeptiert hatte, erhielt ich ausgesprochen genaue Anweisungen. Diese Anweisungen bezogen sich auf alle möglichen Informationen, die Versorgungslage der Stadt, den Zustand der Mauern und Tore, wo sich die schwächeren und weniger verteidigten Stellen befinden, die zahlenmäßige Stärke der Garnison, die Stärke der Bürgermiliz, die Posten der Wächter, ihre Ablösung und dergleichen mehr. Dinge wie Parolen konnte ich nicht in Erfahrung bringen. Soweit ich herausfand, wurden sie täglich gewechselt.«

»So verfährt man im allgemeinen.«

»Jede Nacht gab ich alles weiter, was ich in Erfahrung gebracht hatte. Im Gegenzug erhielt ich Gold und Juwelen.«

Ich lächelte.

»Hast du deinem Kontaktmann oder vielmehr deinen Kontaktleuten, denn es waren bestimmt mehrere, deinen Namen mitgeteilt?«

»Dafür war ich zu schlau«, sagte sie. »Allerdings habe ich einen Passierschein und eine Bestätigung für geleistete Dienste verlangt. Beides sollte für die Person gelten, die sie bei sich führt. Und ich habe die Dokumente auch bekommen.«

»Du bist eine kluge Frau.«

»Ich bin sogar außerordentlich klug.«

»Und wie kommt es dann, daß du nackt in einer Zelle sitzt?«

Claudia stieß einen unterdrückten, wütenden Laut aus.

»Erzähl weiter.«

»Vielleicht habe ich Verdacht erregt«, sagte sie. »Vielleicht sind den Wächtern meine häufigen Besuche auf der Mauer aufgefallen, immer an derselben Stelle zur selben Zeit. Einmal mußte ich ein anderes Mädchen

von meinem Platz vertreiben. Es verstand meine Beharrlichkeit nicht. Vermutlich nahm es an, daß es eine besonders gute Stelle zum ›Fischen‹ sei. Aber es war meine Stelle! Vielleicht hat man bemerkt, daß ich überall in der Stadt Fragen stellte oder überall umherstreifte. Vielleicht haben mich auch meine Feinde denunziert. Aber ich war eine freie Frau!«

Draußen ertönte ein leises Geräusch, vielleicht ging jemand an der Zelle vorbei. Es mußte um die Mittagszeit sein.

»Fahr fort«, sagte ich.

»Ich wurde tollkühn«, sagte Claudia. »Ich würde reich sein. Zu meiner Befriedigung konnte ich verfolgen, wie Ar-Station jeden Tag schwächer wurde. Aber wenn es fiel, würde mir nichts geschehen! Und ich würde mich an meinen Feinden rächen!«

»Die Stadt wird aller Voraussicht nach zerstört werden«, sagte ich.

»Wie es auch ausginge, ich hätte meine Rache.«

»Ich verstehe.«

»Außerdem hatte ich mir, wie du dich vielleicht entsinnen wirst, das Recht ausbedungen, daß man mir bestimmte Frauen als Sklavinnen überließ.«

»Persönliche Feinde?« fragte ich.

»Natürlich. Und so stieg ich wieder zur Brustwehr hinauf, wie so oft zuvor. Diesmal beschrieb der in meinem Korb versteckte Brief die Verteidigung des großen Stadttores, die Posten der Wächter und was noch dazugehört. Ich schob den Korb zwischen zwei Zinnen hindurch und ließ ihn hinunter. Ich hatte auf der Brustwehr sogar Schwäche vorgetäuscht, war getaumelt, als wäre mir schlecht vor Hunger. Ich war überzeugt, mich geschickt verstellt zu haben. Meine Aufmerksamkeit konzentrierte sich auf das Seil und den Korb. Plötzlich legte mir jemand eine Schlinge um den Hals und zog sie zu. Man zog mich zurück. ›Kein Laut!‹ warnte mich eine Stimme. Dabei hätte ich keinen Laut ausstoßen

können, da die Schlinge so eng saß. Ich wollte den Korb fallen lassen, aber dazu hatte ich keine Gelegenheit mehr. Sie waren zu dritt. Während der erste Mann mir die Schlinge umlegte und mich zu seiner Gefangenen machte, nahm mir der zweite das Seil aus den Händen. Der dritte Mann, der ein Stück abseits stand, hielt eine geschlossene Laterne. Ich hatte sie nicht einmal kommen hören. Nachdem sie die Laterne geöffnet hatten, dauerte es nicht einmal einen Augenblick, bis sie den Korb durchsucht und den Bericht gefunden hatten. Es war sofort klar, worum es sich handelte. Man zog mich auf der Stelle aus. Die Schlinge um meinen Hals wurde festgeknotet und diente als Fessel. Sie legten meine Kleidung in den Korb und ließen ihn hinunter. Die Cossianer würden die Botschaft verstehen. Dann zog man den Korb wieder in die Höhe und löste das Seil. Man benutzte es dazu, mir die Arme eng an den Leib zu fesseln. Ich finde nicht die richtigen Worte, um dir verständlich zu machen, wie hilflos ich mich fühlte. Dann zerrte man mich in mein Haus, wo man die Juwelen und das Gold fand sowie Notizen für die nächsten Berichte. Sie fanden auch den Passierschein und das Dokument, in dem man meine Dienste würdigte. Dann brachte man mich gefesselt und nackt zu Aemilianus. Ich mußte mich vor ihn hinknien. Man zeigte ihm die Beweise. Und noch in derselben Nacht brachte man mich in diese Zelle.«

»Und jetzt erwartest du die Wohltaten, die dir diejenigen erweisen werden, die du verraten hast«, sagte ich.

»Ja.« In ihrem Tonfall lag nackte Angst.

Auf der anderen Seite der Tür gab es ein Geräusch, ein Topf wurde auf dem Steinboden abgesetzt.

»Und wie lautet deine Geschichte?« fragte Claudia.

»Ich bin ein Kurier von Gnieus Lelius, dem Regenten von Ar, den man fälschlicherweise für einen Spion hält«, sagte ich. Ich war davon überzeugt, daß es in Ar

Verrat gab, und zwar an hohen Stellen. Entweder hatten sie die Botschaft des Regenten aus dem Briefzylinder entfernt, oder diese Botschaft hatte sich niemals darin befunden. Es bestand kein Zweifel, daß die Botschaft oder sogar der Zylinder vertauscht worden waren. Natürlich war ich nicht zugegen gewesen, als der Regent seinen Brief in den Zylinder gesteckt und ihn versiegelt hatte. Daran war nichts Ungewöhnliches, denn es ist nicht üblich, daß der Kurier dabei anwesend ist. Kuriere sind nur selten in die Staatsangelegenheiten eingeweiht. Normalerweise bringt ihnen ein Untergebener den versiegelten Brief oder den verschlossenen Zylinder und sie machen sich auf den Weg.

»Nein«, sagte Claudia. »Du lügst! Du versuchst nur, dich zu retten! Du bist auch ein Spion!«

»Vielleicht.«

Die Klappe in der Tür öffnete sich. Lady Claudia eilte schnell nach vorn und kniete ein paar Schritte vor der Tür nieder, zwar immer noch ein gutes Stück von der Tür entfernt, aber nahe genug, damit man sie gut durch die Öffnung sehen konnte. »Knie dich neben mich«, flüsterte sie angespannt. »Wir bekommen nur einmal am Tag etwas zu essen! «Ich konnte niemanden in der Öffnung sehen. Ich blieb sitzen.

»Knie dich neben mich!« flehte Claudia mich an.

Vor der Tür wurde etwas über den Boden geschoben, vermutlich die Beine eines Hockers oder einer Trittleiter. Einen Augenblick später kam ein kleiner Kopf in Sicht, der entweder einer Frau oder einem Kind gehörte. Ich konnte nur wenig erkennen, aber es schien ein zierlicher Kopf zu sein; er wurde von einem enganliegenden Turban verhüllt; die untere Gesichtshälfte lag hinter einem Schleier verborgen. Ein Stück oberhalb des vom Schleier verhüllten zierlichen Nasenrückens blickten dunkle Augen.

»Wie ich sehe, wirst du von jetzt an nicht mehr so einsam sein, Lady Claudia«, sagte die Frau hinter der Tür belustigt.

»Ruhm und Ehre für Ar!« rief Claudia verängstigt. Sie wandte sich mir zu. »Knie dich neben mich!« flehte sie mich an. »Oder wir bekommen nichts zu essen.«

Ich tat ihr den Gefallen, und die Frau hinter der Tür lachte. Dann fauchte sie: »Spione!« Ich würde es nicht schaffen, die Hand durch die Klappe zu schieben; sie war zu eng. Die Wärterin sagte: »Ruhm und Ehre für Ar!«

»Ruhm und Ehre für Ar! Ruhm und Ehre für Ar! Ruhm und Ehre für Ar!« rief Lady Claudia. Sie sah mich verzweifelt an. Ich hatte geschwiegen. »Bitte!«

Ich sagte dreimal: »Ruhm und Ehre für Ar!«

Die Frau hinter der Tür lachte.

Ich wünschte, es hätte eine Möglichkeit gegeben, sie in meine Hände zu bekommen. Der verhüllte kleine Kopf verschwand, und kurze Zeit später öffnete sich die untere Klappe. Ein niedriger Behälter mit Wasser wurde hindurchgeschoben. Lady Claudia nahm ihn und entleerte ihn in eine schmale Zisterne an der Zellenwand. Sie schob ihn zurück und nahm ihre vorherige Position wieder ein. Es sah nicht so aus, als könnte ich die Hand durch die schmale Klappe schieben, um ein Handgelenk oder einen Fuß zu packen. Trotzdem war es vernünftig, diese Idee zu durchdenken. Ein Wärter, der von Natur aus größer war, konnte durch die Beobachtungsklappe schauen und sich vergewissern, ob wir an der richtigen Stelle knieten, gleichzeitig konnte er mit dem Fuß den Wasserbehälter oder einen Topf durch die untere Klappe schieben. Die Frau war dafür nicht groß genug.

Ihr Kopf erschien wieder in der Sichtöffnung. »Den Topf«, befahl sie.

Sofort holte Lady Claudia einen schmalen Topf und stellte ihn anderthalb Meter vor der Tür auf dem Boden ab. Ich entnahm der Prozedur, daß man ihr genau beigebracht hatte, wie sie sich bei der Essensausgabe zu verhalten hatte. Den Topf hinzustellen, bevor man den

Befehl dazu erhielt, würde vermutlich als vermessen betrachtet, was wiederum dazu führte, daß man an diesem Tag leer ausging.

»Du bietest nackt einen hübschen Anblick, Lady Claudia«, sagte die Wärterin.

Claudia unterdrückte ein Aufschluchzen.

»Ruhm und Ehre für Ar!« sagte die Gefangenenwärterin streng.

»Ruhm und Ehre für Ar!« rief Claudia dreimal. Ich schloß mich ihr an.

Der Kopf verschwand. Wieder ertönte das schabende Geräusch, wie von Holz auf Stein, bestimmt brauchte die Wärterin einen Hocker. Das Geräusch verstummte, es wurde still. Zu Claudias Entsetzen eilte ich zu der Beobachtungsklappe und sah hindurch. Die Wärterin ging den Korridor entlang. Sie war barfuß, und ihre Kleidung bestand fast nur noch aus Lumpen; allem Anschein nach handelte es sich um ein Kleid, das man gekürzt hatte. Ihre Waden waren deutlich zu sehen. Die Säume sowohl des Unterrocks als auch des darüber befindlichen Rockes waren gezackt, die tiefen Einschnitte, die zweifellos beim Kürzen entstanden waren, bildeten sieben oder acht dreieckige lange Stoffbahnen. Sie waren so angebracht, daß sich der Stoff des Unterrocks stets mit dem des Rocks abwechselte. Obwohl das Kleid auf den ersten Blick behelfsmäßig und zerlumpt aussah, steckte doch eine Absicht dahinter. Ich fragte mich, ob ihr klar war, wie aufreizend diese Aufmachung letztlich war. Sie erweckte in einem Mann den Wunsch, sie sofort auszuziehen. Der Schleier gehörte natürlich zu einer freien Frau. Doch ich war davon überzeugt, daß sie sich am Ende, wenn die Stadt gestürmt wurde, sofort unterwarf und diese Farce beendete. Sie bückte sich und hob einen Eimer hoch, und bevor sie sich umdrehte, war ich an meinen Platz zurückgekehrt.

»Verlaß bei der Essensausgabe nie deinen Platz«, bettelte Lady Claudia mit Tränen in den Augen.

Das verhüllte Gesicht erschien wieder in der Türöffnung und fand uns am richtigen Platz vor. Sobald es verschwand, bückte ich mich, um zu sehen, ob es irgendwie möglich war, die Wärterin durch die untere Klappe zu packen. Aber zu meinem Unmut wurde ein flacher Topf, in dem sich etwas Eintopf und ein Stück Brot befanden, mit Hilfe eines langen Stabes durch die Klappe in die Zelle geschoben. Lady Claudia eilte zu dem Topf, füllte den Inhalt in den Zellentopf um und stellte ihn wieder vor der Tür ab. Er wurde mit der Stange zurückgeholt. In Anbetracht der Tatsache, daß es sich hier um eine Wärterin handelte, mußte man zugeben, daß man sie gut auf ihre Arbeit vorbereitet hatte. Zweifellos befanden sich hier irgendwo auch ein paar Männer, um sie notfalls zu unterstützen. Ich war wütend. Ich stand rechtzeitig auf, um sie besser sehen zu können, wenn sie durch die obere Klappe blickte. Der Gebrauch zweier Töpfe dient weniger der Sicherheit (man könnte die Töpfe auch einfach austauschen, vorausgesetzt, der nötige Abstand zwischen Gefangenen und Wärter bleibt bestehen); damit soll vielmehr gesichert werden, daß der Topf in der Zelle bleibt. Das hilft, die Ausbreitung von Krankheiten zu verhindern, und sorgt dafür, daß die Gefangenen für die hygienischen Verhältnisse verantwortlich sind.

»Bitte gib uns mehr zu essen!« rief Claudia.

»Du bist ohnehin schon zu fett!« lautete die Antwort.

»Bitte!«

Meiner Meinung nach war Lady Claudia keineswegs fett. Andererseits hatte sie besseres Essen als die Bewohner von Ar-Station gehabt, zumindest bis zu ihrer Verhaftung. Schließlich hatte sie Lebensmittel gehortet und sich an der Mauer zusätzliche Vorräte besorgt.

»Hast du Angst, deine Haut könnte darunter leiden?« fragte die Wärterin.

»Bitte!« sagte Claudia. »Bitte!«

Die Klappen wurden geschlossen.

»Dieses Sleen-Weibchen!« rief Claudia. »Wie ich sie hasse!« Sie ballte die Fäuste. »Ich hasse sie! Ich hasse sie!« Sie trommelte mit den Fäusten auf den Boden; die Schläge wurden von dem Stroh gedämpft. Dann starrte sie enttäuscht auf den Eintopf und das Brot. »Sie wollen, daß ich verhungere.«

»Meinst du nicht uns?« fragte ich.

»Ja, natürlich«, erwiderte sie hastig.

»Du bekommst vermutlich genausoviel wie alle Bürger Ar-Stations«, sagte ich. Die Männer auf der Stadtmauer bekamen hoffentlich mehr. Allerdings hatten jene, die ich kennengelernt hatte, halb verhungert ausgesehen.

Claudia stand auf und wollte zu dem Topf gehen. Plötzlich blieb sie stehen. Ich hatte ihren Fußknöchel gepackt. Sie sah mich an. Ich schüttelte den Kopf und zeigte auf den Boden.

Sie wurde ganz blaß.

Dann schluchzte sie auf, kniete nieder und legte den Kopf zwischen die Hände. Die Gefängniswärter hatten ihr schon viel beigebracht.

Ich ging zu ihr.



Chloe lag neben meinem Oberschenkel. Sie blickte zu mir auf. »Du hast aus mir eine Frau gemacht«, sagte sie. »Es war dein Wille, und du hast ihn durchgesetzt. Jetzt kann ich nie wieder etwas anderes sein, und ich will es auch gar nicht.«

»Küß mich«, sagte ich.

Sie gehorchte und küßte mich zärtlich, wie es sich für eine Sklavin gehörte.

Ich hatte ihr den Namen ›Chloe‹ verliehen. Technisch gesehen war sie noch immer die Lady Claudia aus Ar-Station. Doch wegen ihres Verrats hatte ich ihr einen cosischen Namen verliehen. Es war ein schöner Name. Er gefiel ihr, und sie reagierte gut darauf, in psychologischer, gesellschaftlicher und sexueller Hinsicht. Vor allen Dingen verstand sie, wie richtig es gewesen war, daß ich ihr einen neuen Namen verliehen hatte.

Die Mauern von Ar-Station waren vor fünf Tagen gefallen. Die Cosianer befanden sich nun in der Stadt. Die Verteidiger, die um jede Straße und jedes Haus gekämpft hatten, hatten sich in die Zitadelle zurückgezogen; sie hatten von ihren Besitztümern und ihren Vorräten mitgebracht, was sie hatten retten können. Neben den Soldaten befanden sich Hunderte von Frauen und Kindern in der Zitadelle, die unter dem Hunger litten. Ar-Station stand in Flammen. Der Qualm drang bis in unsere Zelle.

»Was war das?« rief Chloe und sprang auf.

Ich sprang ebenfalls auf.

Irgendwo außerhalb der Zitadelle war lautes Getöse zu hören.

»Ich bin mir nicht sicher«, sagte ich.

Im Verlauf des Nachmittages hörten wir das

Geräusch noch öfter, immer auf der Landseite der Zitadelle.

»Da war es wieder«, sagte Chloe gegen Sonnenuntergang.

»Es sind die Cosianer«, sagte ich. »Sie zerstören die Häuser rings um die Zitadelle, damit sie ihre Belagerungsmaschinen in Stellung bringen können.«

Dann hörten wir den langen, verzweifelten Schrei einer Frau, irgendwo von außerhalb der Zitadelle.

Chloe sah mich an.

»Man hat sie gefangengenommen«, sagte ich.

»Auch ich wurde gefangengenommen«, antwortete Chloe. »Und du hast mich später noch einmal gefangengenommen. Doch das macht mir nichts mehr aus. Ich bin sogar froh, daß du mich gefangengenommen hast.«

Ich küßte sie. Sie schmiegte sich in meine Arme. »In der Zitadelle kann doch kaum Platz sein«, sagte sie.

»Unsere Zelle gehört zweifellos zu den Luxusquartieren«, stimmte ich ihr zu.

»Warum kettet man uns nicht draußen an einen Pfahl?«

»Vielleicht, damit uns die Leute nicht in Stücke reißen.«

Sie erschauerte. Die fest verriegelte Zellentür schien uns nun eher zu beschützen als einzusperren. Nur wenige Leute wußten von unserer Existenz. Hätten sie davon erfahren, hätten sie vielleicht die Tür aufzubrechen versucht.

»Die Cosianer dürfen ihre Katapulte nicht benutzen, nicht bei dieser geringen Entfernung«, erklärte Chloe.

»Warum nicht?«

»Die Menschen«, sagte sie. »Die Zitadelle ist überfüllt. Es wäre schrecklich. Das werden sie doch nicht tun.«

»Ich nehme an, die Belagerungsmaschinen sind morgen früh an Ort und Stelle«, sagte ich. »Sie werden alles einsetzen, Steine, siedendes Öl, Speere.«

»In der Zitadelle kann es kaum noch etwas zu essen geben«, sagte sie.

Unsere ohnehin schon mageren Rationen waren noch einmal halbiert worden. Wir waren beide ziemlich schwach.

»Warum machen sie sich überhaupt noch die Mühe, uns etwas zu essen zu geben?«

»Ich weiß es nicht«, antwortete ich. Doch ich konnte mir denken, warum sie zumindest Chloe nicht verhungern ließen. Doch ich wollte es ihr nicht sagen.

Die Beobachtungsklappe wurde geöffnet. Das verhüllte Gesicht unserer Wärterin erschien, als sie auf ihren Hocker stieg. »Gefangene, tretet vor!« befahl sie. »Kniet nieder!«

Wir gehorchten. Es war kurz vor Sonnenuntergang. Keine Essenszeit.

»Du, Claudia, Sklavin«, sagte die Wärterin. »Knie dich hinter ihm hin, zu seiner Linken.« Eine Sklavin folgt ihrem Herren immer auf der linken Seite. Damit zeigt sie ihre Unterwerfung; dieser Brauch ist vermutlich durch die Tatsache entstanden, daß die meisten Goreaner Rechtshänder sind; steht die Frau links von ihm, kann sie seinen Schwertarm nicht behindern.

»Du bist eine hübsche Sklavin, Lady Claudia«, knurrte die Wärterin.

»Ja!« erwiderte Claudia. »Ich bin eine Sklavin! Er hat mir gezeigt, daß ich eine echte Sklavin bin! Ich weiß es jetzt!«

»Sklavin!« fauchte die Wärterin. Ich konnte ihren Haß auf Lady Claudia nicht verstehen. Er ließ sich von der Logik her längst nicht mehr durch ihre Taten erklären. »Schlampe!« brüllte die Wärterin sie an. Ihre Feindseligkeit war eindeutig auf Claudia gemünzt, nicht auf mich. Anscheinend konnte sie nicht ertragen, daß Claudia – meine Chloe – trotz ihrer Lage zu einer

wahren Schönheit erblüht war. Sie hatte nichts mehr mit ihrem früheren Ich gemein. Ihr wäre nicht einmal mehr im Traum eingefallen, Ar-Station oder seine Männer zu verraten. Doch das spielte keine Rolle, man würde sie für ihre Verbrechen zur Verantwortung ziehen, ob sie sich gewandelt hatte oder nicht.

»Ja«, erwiderte Claudia leise und demütig, um dann bedeutsam und mit einem Hauch Bössartigkeit hinzuzufügen: »Herrin!«

Die Wärterin schrie ihre Wut heraus und trommelte mit den kleinen Fäusten gegen die Zellentür.

»Warum störst du uns?« fragte ich sie.

»Mit dir rede ich nicht«, antwortete sie.

»Aber ich rede mit dir, Frau!«

Ihr Kopf ruckte wütend herum. Ich wünschte mir, ich hätte durch die Öffnung greifen und ihr den Schleier vom Gesicht reißen können. Ob sie wohl gut aussah?

»Glaub ja nicht, du könntest deiner gerechten Strafe entgehen, indem du vorgibst, eine Sklavin zu sein!« fuhr die Wärterin Lady Claudia an.

»Keine Angst, meine Liebe«, antwortete Claudia. »Ich weiß, daß ich nach dem Gesetz noch immer eine freie Frau bin. Ich mag in meinem Herzen eine Sklavin sein und in dieser Zelle auch wie eine Sklavin dienen, aber ich weiß, daß ich rechtlich noch immer frei bin.«

»Glaubst du, daß die Zitadelle morgen oder übermorgen fällt?« fragte ich. »Und trägst du noch immer dieses prächtig zurechtgemachte Lumpengewand und gehst barfuß mit entblößten Waden und Fesseln?«

Ihre Augen wurden groß. Sie begriff, daß ich ihr durch die Öffnung nachspionierte hatte. Ich kannte ihre kleinen Geheimnisse, deren Bedeutung jedem starken Mann klar sein mußte. Sie runzelte wütend die Stirn.

»Glaubst du, du wirst Gelegenheit haben, dich einem Mann zu unterwerfen?« fragte ich. »Hast du geübt, dir das Kleid von den Brüsten zu reißen, oder die Worte einstudiert, mit denen du bettelst verschont zu werden?«

»Sleen!« sagte die Wärterin.

»Wie ich sehe, hast du geübt, edle freie Frau«, sagte ich.

»Sleen!« rief sie.

Lady Claudia lachte fröhlich.

»Lach ruhig«, sagte die Wärterin. »Aber ich will dir sagen, warum ich gekommen bin. Du, Lady Claudia, Verräterin und Schlampe, bist von Aemilianus verurteilt worden. Morgen mittag wird man dich auf der Mauer pfählen – als Akt der Verachtung!«

Lady Claudia erbleichte.

»Und was dich angeht«, fuhr die Wärterin fort, »weiß ich nicht, was aus dir wird. Aus irgendeinem Grund scheint Aemilianus bei dir mit seinem Urteil zu zögern.« Die Klappe schloß sich mit einem Ruck.

Ich fing Claudia auf, damit sie nicht fiel.

»Es tut mir leid«, sagte ich.

»Geht das Pfählen schnell?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Ich kann mich nicht bewegen.«

Ich hob sie hoch und legte sie ganz sanft ins Stroh.

Es überraschte mich nicht, daß Aemilianus nicht genau wußte, was er mit mir anstellen sollte. Aus seiner Sicht war mein Fall nicht ganz eindeutig. Warum zum Beispiel hatte man mich nicht sofort in Ar erledigt, wenn man mich für einen überführten Spion hielt? Und dann waren da die Dokumente in der Kuriertasche gewesen. Handelte es sich tatsächlich um eine Fälschung, die in der Absicht angefertigt worden war, Ar-Station zur Aufgabe zu bewegen? Wenn dies der Fall war, warum hatte man die Fälschung dann nicht echter aussehen lassen, sie zum Beispiel kodiert, um ihren Inhalt erst nach einiger Mühe in Erfahrung bringen zu können? Und warum sollte ein dem ersten Anschein nach echter Bericht Informationen enthalten, die dem Befehlsstab von Ar-Station auf jeden Fall militärisch unglaublich, ja sogar lächerlich vorkommen mußten?

Allein die Vorstellung, Ar könnte ein so großes Heer im Norden stationiert haben, weit weg vom Feind! Nein, Aemilianus war kein Narr, gleichgültig, wie erschöpft und verwirrt er auch sein mochte. Zweifellos war ihm der Verdacht gekommen, daß der Bericht die Wahrheit verkündete. Tage waren verstrichen, und das ersehnte Entsatzheer aus Ar, der Vorstoß, den er für den Anlaß einer solch verzweifelten und lächerlichen List gehalten hatte, war nicht eingetroffen.

»Es ist schrecklich schmerzhaft, gepfählt zu werden, nicht wahr?« fragte Claudia.

»Es kommt darauf an, wie es gemacht wird«, sagte ich ausweichend.

»Ich bin eine Verräterin.«

»Das warst du einmal. Jetzt bist du es nicht mehr.«

»Ich habe Angst.«

Ich küßte sie sanft. Ich wünschte mir, ich hätte etwas gehabt, um sie zuzudecken.

»Es ist hoffnungslos.«

»Hoffnung gibt es immer«, sagte ich. »Draußen ist es ganz still geworden.«

»Und?«

»Schon seit einiger Zeit sind keine Gebäude mehr eingestürzt. Die Stadt ist in cosischer Hand. Nichts kann sie davon abhalten, die Fundamente zu unterminieren, die Häuser anzustecken und Pfade durch die Trümmer zu bahnen.«

»Ich verstehe nicht.«

»Das Belagerungsgerät befindet sich vermutlich an Ort und Stelle. Ich rechne damit, daß sie morgen früh mit dem Angriff beginnen.«

Sie sah mich ängstlich an.

»Ich werde dich so gut verteidigen wie möglich«, versprach ich ihr. »Sie werden in die Zelle kommen müssen, um dich zu holen.« Ich nahm sie in den Arm.

»Darum haben sie mir zu essen gegeben, nicht wahr?« fragte sie. »Damit ich morgen noch lebe?«

»Vermutlich.«

Sie schluchzte, ich spürte ihre Tränen auf der Brust. Das Mondlicht strömte durch die hohe, vergitterte Fensteröffnung. Draußen herrschte Stille. Ich hielt sie weiter in den Armen, meine nackte Spionin, dort im Stroh.

»Sie werden mich noch vor Mittag holen«, flüsterte sie.

In der Zelle war es noch dunkel.

»Ich weiß«, sagte ich. Vor ein paar Ehn hatte man etwas zu essen in die Zelle geschoben. »Bring mir den Topf.«

»Natürlich«, sagte sie bitter. Sie drehte sich um und kroch zu dem Topf. Dann stand sie auf und kam langsam zurück.

»Warum wollen sie nicht bis zum Mittag warten?« fragte sie traurig.

Die Wärterin hatte es ihr gesagt.

»Es ist ein gutes Zeichen«, sagte ich. »Es ist sogar ein sehr gutes Zeichen.« Ich erklärte es ihr nicht, aber aus dieser unverfänglichen Bemerkung konnte ich die Lage der Verteidiger schließen, die Zahl, die Position der Cosianer und die Bedrohung ihrer Belagerungsmaschinen.

»Ich verstehe nicht.«

»Wir befinden uns doch auf der Stadtseite der Zitadelle, nicht wahr?«

»Ja.« Obwohl man uns mit verbundenen Augen in die Zelle gebracht hatte, war es nicht schwer gewesen, dies in Erfahrung zu bringen. Aus den Mustern, die das durch das Fenster einfallende Sonnenlicht auf dem Boden zeichnete, war ersichtlich geworden, daß die Zelle nach Süden hinausführte, also in Richtung Stadt. Noch offensichtlicher war, daß wir die Geräusche aus der Stadt hören konnten, nicht die vom Hafen.

»Das ist es.«

Claudia sah mich verständnislos an.

»Es ist möglich, daß die Cosianer bald eine viel größere Gefahr für dich sind als deine ehemaligen Nachbarn aus Ar-Station.«



»Du machst Scherze.«

»Darum wollen sie nicht mehr bis Mittag warten.«

»Wieso?«

»Ich glaube nicht einmal, daß die Zitadelle bis zum Mittag zu halten ist.«

»Das ist absurd«, sagte sie. »Sie ist uneinnehmbar.«

»Nein«, sagte ich. »Die Verteidiger sind erschöpft und halb verhungert. Die Gebäude rings um die Zitadelle sind niedergerissen worden. Die Katapulte können aus nächster Nähe schießen. Die ganze Macht, die Cos im Norden versammelt hat, wird sich auf einen kleinen Punkt konzentrieren. Die Zitadelle.«

»Was wird geschehen?«

»Man hat die Frauen und Kinder vermutlich bereits alle auf die Hafenseite der Zitadelle gebracht.«

»Was wird geschehen?« fragte sie erneut.

»Sie werden die Zitadelle einnehmen. Die Cosianer werden mit Feuer und Schwert kommen. Zivilisten, Soldaten und alle anderen, die noch übrig sind, werden gezwungen sein, sich in den Hafen zurückzuziehen. Bis man sie noch weiter zurücktreibt. Ich fürchte, im Hafen wird es zu einem blutigen Gemetzel kommen. Nur wenige werden fliehen können.«

»Aber man wird doch bestimmt eine Übergabe aushandeln«, meinte sie.

»Die Cosianer haben lange für Ar-Station gekämpft«, sagte ich. »Zweifellos haben sie nicht mit dem Widerstand gerechnet, den man ihnen entgegengebracht hat. Sie haben große Verluste erlitten. Ihre Geduld ist am Ende.«

»Es ist meine Schuld«, sagte sie niedergeschlagen. »Es wäre besser gewesen, ich wäre vorher schon das gewesen, was ich nun bin, eine Sklavin.«

»Es ist nicht deine Schuld. Ich bezweifle, daß deine lächerlichen Informationen überhaupt einen Unterschied gemacht haben. Die Schuld trägt Ar.«

»Aber ich bin schuldig!« beharrte sie.

»Ja«, sagte ich, »aber diese Strafe ist nicht angebracht.« Ich wandte mich dem Topf zu. »Man hat dir viel gebracht, sogar Fleisch. Ich bezweifle, daß die Männer draußen auf den Brustwehren oder am Tor so gut gefrühstückt haben.«

»Aber du berührst es ja nur mit den Lippen.«

»Ich schmecke nur.«

»Warum?«

»Es wäre möglich gewesen, daß sie etwas ins Essen getan hätten, ein Schmerzmittel, um es dir leichter zu machen. Aber das haben sie nicht getan. Anscheinend stimmt es, was unsere liebeizende Wärterin eben gesagt hat. Sie wollen sehen, wie du dich auf dem Speer windest.«

Claudia erbebte.

Ich griff zu und fühlte, wie neue Kräfte meinen Körper durchströmten. So gut hatte ich seit Tagen nicht gegessen. Ich ließ mir von meinem Mädchen auch Wasser bringen.

»Das war gut«, sagte ich.

»Wie kannst du zu einem solchen Zeitpunkt etwas essen?« fragte Claudia.

»Du darfst die Hoffnung nicht verlieren.«

»Ich bin eine nackte Frau«, erwiderte sie. »Männer können mit mir machen, was sie wollen.«

»Das ist wahr«, erwiderte ich. »Aber es kann sein, daß nicht jeder Mann zur selben Zeit dasselbe mit dir machen will.«

»Das wohl nicht.«

»Und darin liegt unsere Hoffnung.«

»Welche Hoffnung habe ich schon, als daß sie mich etwas später auf den Speiß stecken?«

»Ich glaube, du hast mehr Möglichkeiten, als du weißt.«

»Wie das?«

»Du hast unerwartete Verbündete.«

»Wen denn?«

»Die Cosianer.«

»Ich glaube, der Tag bricht an«, flüsterte sie. Die Dunkelheit schien sich aufzuhellen. Wir richteten unsere Blicke auf das Fenster.

»Ich glaube, du hast recht.«

Plötzlich schrie sie erschrocken auf und warf sich in meine Arme.

»Das sind die Fanfaren«, erklärte ich. »Das Signal für den Angriff.«

Aus der Zitadelle ertönte eine Antwort.

Draußen waren bestimmt Hunderte von Instrumenten erklingen. Die Antwort von der Mauer war zwar eine tapfere Geste, aber es hatte kläglich geklungen. Zusätzlich zu der Musik waren vor der Zitadelle die Kriegsrufe Tausender von Männern erschollen. Auch sie waren von der Mauer beantwortet worden, aber diese Rufe waren dünn und brüchig gewesen. Claudia sah zu mir hoch, halb kniete sie im Stroh, halb lag sie in meinen Armen. Es ist ein gutes Gefühl, eine nackte Frau in den Armen zu halten. Ich wünschte, sie hätte mir gehört. Sie fühlen sich noch besser an, wenn sie einem gehören.

In der Ferne ertönte ein dumpfer Einschlag.

»Was ist das?« fragte sie entsetzt.

Das Geräusch wiederholte sich.

»Komm her«, sagte ich und zog sie zu der Wand, hinter der die Außenseite lag. Wir legten uns ins Stroh. Dort, wo der Boden die Wand wie ein Pfeiler stützte, war es sicherer, vor allem vor möglicherweise einstürzenden Mauern.

»Das ist die Artillerie«, sagte sie.

»Ja.«

Gelegentlich konnten wir auch hören, wie über uns auf der Mauer ein Katapult abgeschossen wurde; beim Rückstoß federte es; beim Spannen ächzten die Seile. Man macht die Katapulte oft mit Seilen am Boden fest, da sich ihre Stellung sonst ruckartig und unberechen-

bar verändert; sie wirbeln herum oder rutschen sogar quer über den Wehrgang. Auf nachgiebigen Oberflächen sind sie leichter zu bedienen, da man dort die Räder eingraben kann. Ich schützte Claudia mit meinem Körper. Immer öfter hörten wir den Einschlag von Geschossen. Zwei Angriffe wurden zurückgeschlagen. Als es heller wurde und ich fürchtete, daß sie kommen und sie abholen würden, ließ ich sie dort zurück, kehrte zu meinem früheren Platz zurück und legte mich dort hin. Den Topf hatte ich dort abgestellt, wo man ihn durch die Klappe sehen konnte. Ich lag wie leblos im Stroh, als wäre ich zu schwach, um mich zu bewegen.

»Komm schon, kleine Vula, sei nicht schüchtern«, sagte der Mann. Er winkte Lady Claudia aufmunternd zu. Sie hockte noch immer an der Außenwand im Stroh, starr vor Angst. Ich wußte nicht, ob sie überhaupt in der Lage war, aus eigener Kraft auf den Beinen zu stehen. In der linken Hand hielt er ein zusammengegrafftes Seil, eine Leine und einen Kragen. Claudia starrte ihn entsetzt an. »Nun mach schon«, sagte er und ging an mir vorbei auf sie zu. In der Zelle standen zwei weitere Soldaten, rechts neben der Tür, die gespannten Armbrüste in der Hand. Unsere Wärterin stand in der Tür.

Ich glaubte nicht, daß der Bursche mit dem Seil sich in die unmittelbare Nähe der Außenwand, der Wetterwand, begeben wollte. Gelegentlich konnten wir die Einschläge der cosischen Projektilen hören und manchmal auch fühlen, wenn sie den Zellenboden zum Erzitern brachten, große Felsbrocken, die bis zu tausend Pfund wogen und von gewaltigen, manchmal haushohen Katapulten abgefeuert wurden. Man konnte sogar das rhythmische Pochen des weit entfernten Rammbocks hören, der von Männern bedient wurde, die ihn unter dem langen Schutzdach, das seine ganze Länge überspannte, mit hundert Seilen in Schwung brachten.

»Beeil dich«, sagte die Gefängniswärterin zu dem Mann mit dem Seil. »Es ist gefährlich auf dieser Seite.«

»Komm her«, befahl der Mann Claudia. »Knie dich da hin, die Arme an die Seiten.«

»Bitte!« schluchzte Lady Claudia.

»Beeil dich«, fauchte die Wärterin.

Ich konnte mir nicht vorstellen, daß er es besonders schätzte, von der Wärterin belehrt zu werden. Er sagte

jedoch nichts. Er nahm ziemlich ärgerlich seinen Mut zusammen, ging zu Claudia, packte sie an den Haaren und zerrte sie in die Zellenmitte, wo er sie dann auf die Knie stieß.

Die Gefängniswärterin lachte.

Der Soldat fesselte Claudia mit dem Seil, er legte eine Bahn nach der anderen um ihren Körper. Genauso hatte man sie zu Aemilianus gebracht, wenn ich mich recht an ihre Erzählung erinnerte. Dies geschah zweifellos mit Absicht, sie an diesen Abend zu erinnern.

»Zieh das Seil straff!« sagte die Wärterin.

Claudia stöhnte auf, als er das Seil enger zog.

»Und jetzt den Kragen und die Leine«, stieß die Wärterin hervor.

Einen Augenblick später hatte er ihr den Kragen angelegt. Claudia kniete jetzt in der Zellenmitte, gefesselt, mit dem Kragen versehen, die Leine baumelte vor dem Seil herunter.

»Großartig«, sagte die Wärterin.

Tränen liefen Claudia die Wangen hinab. Sie sah mich an und lächelte. Sie schürzte leicht die Lippen und warf mir einen fast unmerklichen Kuß zu. Ich lag im Stroh, die Augen halb geschlossen. Ich reagierte nicht auf ihre kleine pathetische Geste. Allerdings fand ich es bemerkenswert, daß sie mir nichts nachtrug. Hatte ich nicht versucht, ihr Mut zu machen? Hatte ich ihr nicht zu verstehen gegeben, ich würde ihr helfen? Aber offensichtlich hatte sie niemals erwartet, daß ich im Augenblick der Wahrheit tatsächlich handeln würde. Es wäre sinnlos gewesen.

»Wie rührend«, sagte die Wärterin.

Ich tat so, als würde ich versuchen, auf die Knie zu kommen. Anscheinend schaffte ich es nicht.

»Bleib, wo du bist«, knurrte einer der Armbrustschützen.

»Er ist zu schwach, um irgend etwas zu tun«, sagte die Wärterin. »Er kann nicht einmal mehr auf den Bei-

nen stehen.« Dann baute sie sich vor Claudia auf. »Der Spieß, liebe Claudia, auf dem du gepfählt werden wirst, besteht aus einem einzigen Stück hartem, poliertem Eisen. Er ist sehr lang und weniger als einen Hört dick. Er ist spitz zugefeilt. Er steckt in einer Halterung.«

Lady Claudia schloß die Augen.

Ich tat erneut so, als wolle ich aufstehen. Einer der Wächter sah zu mir her und wandte den Blick wieder ab.

»Ruhm und Ehre für Ar!« fauchte die Wärterin.

»Ruhm und Ehre für Ar!« weinte Claudia.

»Weißt du, worauf wir warten?« fragte die Wärterin.

Claudia schüttelte den Kopf.

Etwas traf die Außenwand, vermutlich keine zwei Meter von uns entfernt.

»Das war knapp«, sagte einer der Wächter unbehaglich.

Wie erwartet hatten sie andere Sorgen als das, was sich hier in der Zelle abspielte.

Wieder kämpfte ich mich hoch, aber diesmal blieb ich dort knien; ich ließ den Kopf hängen, als könnte ich mich nicht rühren.

»Bleib, wo du bist«, sagte der Wächter. Er stand vielleicht zwei Meter von mir entfernt.

»Wir warten auf den Henker«, sagte die Wärterin begeistert. »Er wird kommen und dich holen. Er wird dich zur Mauer und zum Pfahl bringen.«

Lady Claudia senkte den Kopf.

»Ruhm und Ehre für Ar!«

»Ruhm und Ehre für Ar!« wiederholte Claudia tonlos. Sie hatte die Augen geschlossen. Das war auch gut so. Der Wächter sah mich an, dann konzentrierte er sich wieder auf die beiden Frauen. Die Männer hielten sich nun schon seit einiger Zeit in der Zelle auf, sie wären jetzt nicht mehr so angespannt. In den ersten paar Ehn war die Aufmerksamkeit am größten; in diesen Augenblicken rechnete man mit Widerstand. Ich

konnte mir eigentlich nicht vorstellen, daß ihre Wachsamkeit unter diesen Umständen noch einmal so ausgeprägt wäre, und falls doch, dann kurz vor Verlassen der Zelle. Sie warteten auf die Ankunft des Henkers, der Lady Claudia zum Pfählen bringen sollte. Ihre Aufmerksamkeit befand sich jetzt vermutlich auf dem tiefsten Stand. Natürlich ist das genau der richtige Moment, um alle Sinne zu schärfen. Doch es ist unmöglich, lange Zeit ununterbrochen wachsam zu sein. Es ist psychologisch unmöglich. Das bedeutete, daß die Initiative bei mir lag. Falls sie mit Widerstand gerechnet hatten, waren sie bestimmt und auch zu Recht davon überzeugt gewesen, daß ich vor dem Eintreffen des Henkers etwas unternähme, da er ein zusätzlicher Gegner war.

Doch ich hatte nicht damit gerechnet, daß der Henker in die Zelle käme. Hätte ich ihn in meine Überlegungen mit einbezogen, wäre ich sicher zu dem Schluß gekommen, daß er Claudia an der Mauer erwartete. Solche Sitten sind in jeder Stadt anders. Ich war über seine kurz bevorstehende Ankunft alles andere als erfreut, da er ein zusätzliches Problem darstellte, mit dem ich nicht gerechnet hatte und das ich bestimmt nicht willkommen hieß.

Es war kein Zufall, daß ich genau an dieser Stelle im Stroh lag. Am Vortag hatte ich dort eine Erhebung im Boden gefunden, die mir zusätzlichen Halt verlieh und von der ich mich abstoßen konnte. Ich war barfuß, also konnte ich nicht abrutschen. Ich hob schwerfällig den Kopf, als wäre ich zu benommen, um mir die Wachen anzusehen. Sie waren halb verhungert. Ich war davon überzeugt, daß ihre Reflexe verlangsamt waren. Sie verfügten nicht über ihre vollen Kräfte. Der Mann, der mir am nächsten stand, sah mich wieder an, und ich erwiderte den Blick teilnahmslos. Er wandte sich wieder den Frauen zu.

»Er versteht sein Handwerk«, sagte die Wärterin zu



Lady Claudia. »Er wird dich so geschickt auf den Pfahl speißen, daß du lange Zeit durchhältst.«

Claudia hielt die Augen geschlossen; sie erbebte.

»Aber wenn er es etwas schneller haben will, wird er dir Gewichte an die Beine binden!«

Claudia schluchzte auf.

»Wie hübsch du aussiehst, meine Liebe, auf den Knien, gefesselt und mit dem Kragen versehen. Keine Angst. Er wird bald hier sein! Dann wirst du zum Pfahl gebracht! Du mußt nicht mehr lange warten! Du wirst ein lustiges Bild abgeben, wenn du auf dem Pfahl zuckst! Ruhm und Ehre für Ar! Ruhm und Ehre für Ar!«

»Ruhm und Ehre für Ar!« weinte Claudia.

In diesem Augenblick warf ich mich nach vorn, und der Wächter hatte nicht einmal genug Zeit, den Kopf in meine Richtung zu drehen, bevor ich ihn gegen seinen Kameraden stieß und beide mit aller mir zur Verfügung stehenden Kraft weiterdrängte, während sie aus dem Gleichgewicht gebracht zurücktaumelten und während ein abgeschossener Armbrustbolzen durch den Raum jagte wie ein verängstigtes wildes Tier und die andere Armbrust aus dem Griff des Wächters geprellt im Stroh landete. Ich stieß ein Knurren aus, das in diesem Augenblick nicht menschlich klang, denn es war das schreckliche Entzücken des Kriegers, das in diesem Moment mein Herz und meinen Mund beherrschte, und ich ergriff sie, eine Hand für jeden Mann, und stieß sie mit den Köpfen gegen den Stein. Ohne Helm wären ihre Schädel zerbrochen wie Eierschalen.

Noch aus der gleichen Bewegung heraus zog ich einem von ihnen das Schwert aus der Scheide, fuhr in der Hocke herum und wandte mich knurrend dem Soldaten zu, der neben Lady Claudia stand. Er war ganz weiß im Gesicht. Vielleicht erschien ich ihm mehr wie ein Tier als ein Mensch. Ich ließ ihn nicht aus den Augen. Ich hatte gegen die Kurii gekämpft und überlebt. Ich stand zwischen ihm und der Tür. Die Wärterin war

ebenfalls gefangen und hatte sich hinter ihn geflüchtet. Er zog halbherzig die Klinge, aber bevor sie die Scheide verlassen hatte, hatte ich ihn erreicht. Er ließ den Schwertgriff los. Die Klinge glitt zurück in die Scheide. Ich drehte mich, trat aus dieser Position zu, und er brach aufstöhnend zusammen. Die Wärterin schoß auf die Tür zu, aber ich erwischte sie an der Türschwelle, ergriff sie am Nacken, stemmte sie in die Höhe, drehte mich um und stieß sie zurück in die Zelle. Dann trat ich zu dem zu Boden gegangenen Soldaten und beugte mich über ihn. Er schnappte nach Luft. In seinen Augen lag ein wilder Ausdruck. Ohne die Wärterin aus dem Blick zu lassen, die sich jetzt an der Außenwand zusammenkrümmte und mich entsetzt anstarrte, faßte ich ihn unterhalb des Helmes im Nacken und hob seinen Kopf ein Stück an. Er war zu keiner Gegenwehr fähig. Dann schlug ich seinen Kopf auf den Zellenboden.

»Du hast ihn getötet, du hast sie alle getötet!« stammelte die Wärterin,

»Nein«, sagte ich. Die ersten beiden Soldaten waren in größter Gefahr gewesen, aber die Helme hatten sie gerettet. Ich hatte in jenen ersten Augenblicken keinesfalls die Beherrschung über mich verloren. Das hatte ich nicht. Ich hatte nur in Anbetracht der Situation kein Risiko eingehen wollen. Aber ihre Helme hatten sie gerettet.

»Leg dich auf den Boden«, befahl ich der Wärterin. »Auf den Bauch, den Kopf zur Wand, Spreiz die Beine, so weit du kannst. Die Hände auf den Kopf.«

Sie schluchzte, aber sie gehorchte. Auf diese Weise konnte sie nicht sehen, was hinter ihr geschah, sie konnte nicht so ohne weiteres aufstehen, und sie hätte einen gewissen Schutz vor herabfallenden Steinen, falls die Zelle getroffen werden sollte.

Ich nahm dem dritten Soldaten Kleidung und Ausrüstung ab und legte sie selbst an. Allerdings wechselte ich die Schwerter; ich zog seine Waffe aus der Scheide

und behielt die Klinge, die ich seinem Kameraden abgenommen hatte. Sie ließ sich schneller aus der Scheide ziehen, was mir gefiel.

Die Zitadelle erhielt einen Treffer, etwa dreißig Meter entfernt. Der Steinboden erzitterte. Die Wärterin stöhnte auf und legte die Hände fester auf den Kopf. Ich trug die drei Soldaten in eine Zellenecke und bedeckte sie mit Stroh. Von der Tür aus konnte man sie nicht sehen.

Als das erledigt war, wandte ich mich Claudia zu, die noch immer an Ort und Stelle kniete. Ihr zierlicher Körper wurde von mindestens fünfzig Seilschlingen gefesselt. Von dem Kragen um ihren Hals baumelte die Leine.

»Hallo«, sagte ich.

»Du mußt fliehen!« flüsterte sie. »Rette dich! Mich kennen sie! Halt dich nicht mit mir auf!«

Ich nahm ihr den Kragen ab.

»Flieh!« flehte sie.

Ich entfernte das Seil.

»Der Henker kann jeden Augenblick eintreffen«, sagte sie mit kläglichlicher Stimme.

»Er würde wohl denken, daß ich dich fessele und nicht befreie«, erwiderte ich.

Sie stöhnte.

Dann war sie endlich frei.

»Du mußt mich zurücklassen!« beschwor sie mich.

»Du bist zu hübsch, um zurückgelassen zu werden.«

Sie sah mich freudig an.

»Ja«, sagte ich.

Sie lächelte mich mit Tränen in den Augen an. »Ich bin erfreut, daß mich mein Herr schön findet«, flüsterte sie.

»Woher kennst du denn solche Worte?« fragte ich verblüfft.

»Ich habe einmal eine Sklavin und ihren Herren belauscht.«

»Und was hast du dann getan?«

»Ich lief nach Hause, warf mich aufs Bett, trommelte mit den Fäusten darauf und weinte vor Sehnsucht!«

»Auch du darfst solche Worte jetzt sagen, es steht dir zu.«

»Ich weiß!« antwortete sie. »Ich weiß!«

Ich warf einen Blick in den Geldbeutel des Soldaten, der nun an meinem Gürtel hing. Wie erhofft befand sich ein Kanten Brot darin. In diesen Tagen wurden in Ar-Station solche Dinge an einem solchen Platz verwahrt. Vermutlich war es sein geheimer Vorrat oder die Tagesration. Für ihn war das Brot wertvoller als Gold gewesen. Ich reichte es Claudia, und sie stopfte es sich dankbar mit beiden Händen in den Mund. »Untersuch auch die Geldbeutel der anderen beiden Burschen«, sagte ich. »Vielleicht haben sie auch etwas zu essen dabei. Iß es. Dann komm zurück an meine Seite.«

Claudia gehorchte. Es belustigte mich zu sehen, mit welcher Bereitwilligkeit sie aufsprang, um meinen Befehl zu befolgen. Es war, als wäre sie ein neuer Mensch. Ich ging zu unserer Wärterin hinüber, die noch immer vor der Wand lag, die Hände auf dem Kopf, die Beine gespreizt. Als sie mich kommen hörte, spreizte sie die Beine noch weiter. Dabei rutschte das kunstvoll hergestellte Lumpenkleid mit dem Spitzensaum noch höher. Sie hatte hübsche Waden und Fußgelenke.

»Hier ist etwas zu essen«, rief Claudia freudig.

»Gut«, erwiderte ich. »Dann iß.«

Sie stopfte sich das Essen in den Mund, aß mit der Gier eines halbverhungerten Sklavenmädchens.

Ich sah auf unsere Wärterin hinab. »Die Beine zusammen«, befahl ich ihr, »und die Arme an die Seiten, Handflächen nach oben!«

Sie gehorchte.

Ich ging neben ihr in die Hocke.

Sie bewegte sich unbehaglich, behielt aber ihre Stellung bei.

»Diese Lumpen sind doch zweifellos so angeordnet, daß sie sich ganz leicht ausziehen lassen«, sagte ich.

Sie wand sich vor Wut.

»Wie ist dein Name, Gefangene?« fragte ich.

»Publia.«

»Bist du eine freie Frau?«

»Natürlich.«

Claudia trat heran, in der Hand ein Stück Brot.  
»Welcher Kaste gehörst du an?«

»Der Kaste der Kaufleute«, sagte Publia.

»Das ist doch im allgemeinen eine recht wohlhabende Kaste«, vermutete ich.

Claudia sagte: »Ich gehörte ihr auch an.«

Ich riß unserer Gefangenen den Geldbeutel vom Gürtel. Er war ziemlich schwer. Ich warf ihn Claudia zu, die sich seinen Inhalt betrachtete.

»Hier ist viel Gold.«

»Steck es in meinen Geldbeutel«, befahl ich.

Lady Claudia gehorchte.

»Wie kommt es, Lady Publia, daß du, ein Mitglied der Kaste der Kaufleute, die bis eben einen vollen Geldbeutel besaß, barfuß und in Lumpen gekleidet gehst?«

Publia beantwortete meine Frage nicht.

»Und noch dazu in so kunstvollen Lumpen?«

Sie schwieg beharrlich.

Ich strich über das Kleid. »Ich bezweifle, daß du es selbst genäht hast. Das ist die Arbeit einer Schneiderin. Diese engsitzenden, sauberen Nähte, Das sieht alles sehr gekonnt aus. Zweifellos nach deinen genauen Anweisungen. Dieses Kleid soll aussehen, als trägst du nur noch Lumpen auf der Haut, aber bei näherer Betrachtung entdeckt man, daß alles mit einer Absicht geschah.« Innerlich mußte ich lächeln. Auch Sklavinnen schneiden sich mit viel Mühe solche Fetzen, die hier etwas Haut verbergen und sie an anderer Stelle enthüllen, sie arbeiten, bis sie Meisterwerke an Sinnlichkeit, Verwundbarkeit und Verlockung erschaffen haben. Mit

solchen und anderen ausgefeilten Methoden gelingt es den schönen, mit dem Kragen versehenen kleinen Miststücken, verdienten Prügelstrafen zu entgehen und ihre Herren vor Leidenschaft und Begehren fast um den Verstand zu bringen.

»Ich gratuliere dir«, sagte ich. »Dieses Kleid mit seinem gezackten Saum, der gelegentlich deine Waden enthüllt, teils hier und teils da, ist dir gut gelungen. Es zeugt von Phantasie und ausgezeichnetem Geschmack.«

Publia gab einen leisen erfreuten Laut von sich.

»Natürlich bleibt die Frage bestehen, warum du dir solche Mühe gegeben hast.«

Sie erstarrte.

»Aber auf diese Frage findet sich bestimmt eine einfache Antwort. Läßt sich die Kleidung in der mühsamen Art der freien Frauen ausziehen oder schnell und aufreizend? Trägst du Unterwäsche, wie es die Angehörigen der untersten Kasten tun, oder nicht?«

Sie ballte die Fäuste.

»Also«, fuhr ich fort, »erheb dich auf die Knie und dreh dich um.«

Publia gehorchte wütend.

Doch ihre Wut verwandelte sich schnell in Angst und Unterwürfigkeit, als ich ihren Schleier anfaßte. Ich zog vorsichtig daran, und sie machte die Bewegung mit und fiel auf alle viere, um zu verhindern, daß ich ihn ihr wegnahm. »Nein«, sagte sie. »Bitte nimm mir nicht den Schleier ab.«

»Das werde ich auch nicht tun«, erwiderte ich.

Sie stieß einen Seufzer der Erleichterung aus.

»Das wird Lady Claudia erledigen.«

Ihre Augen füllten sich mit Tränen.

»Du hast sie doch sicher auch ohne Schleier gesehen.« Publia schluchzte. »Bleib auf allen vieren«, warnte ich sie. So konnte sie nichts tun. Auch nicht die Hände vors Gesicht schlagen.

»Nimm ihr den Schleier ab«, befahl ich Claudia.  
»Aber tu es vorsichtig.« Ich hatte meine Gründe, daß er nicht beschädigt wurde.

»Bitte, nein!« flehte Lady Publia. Der Schleier war mit einer Schnur befestigt, und Claudia löste ihn behutsam mit beiden Händen und nahm ihn sanft vom Gesicht der Gefangenen. »Sie ist wunderschön!« rief sie aus.

»Nicht schöner als du«, sagte ich.

»Ist das dein Ernst?« fragte Claudia.

»Ja.« Ich wandte mich Publia zu. »Auf die Knie.«

Sie verlor keine Zeit, sich in die kniende Haltung zu begeben, und schlug die Hände vors Gesicht.

»Die Hände herunter«, sagte ich.

»Ich habe meinen Schleier nicht!«

Es stimmte. Senkte sie die Hände, war ihr Gesicht entblößt, und ihre Lippen, der Mund und die schönen Züge in ihrer ganzen Sinnlichkeit waren den Blicken aller ausgesetzt. Ihr Gesicht war so nackt wie das einer Sklavin.

»Sofort!«

Sie senkte schluchzend die Hände. Ich hatte ihr den Schleier als Schild und Versteck verweigert, wie er den Sklavinnen verweigert wird.

»Hattest du nicht vor, dir den Schleier vor den Coasianern herunterzureißen?«

Publia warf mir nur einen wütenden Blick zu.

»Gut, und jetzt herunter mit den hübschen Lumpen.«

Aufgebracht schnallte sie den Gürtel auf. Er war stabil, aus flachem, seilähnlichem weißen Material geflochten, stark genug, den Geldbeutel zu halten. Dann faßte sie sich an den Kragen. Sie trug ein Wickelkleid, öffnete einen Haken und streifte es mit beiden Händen anmutig, trotzig und mühelos hinunter.

»Oh«, stieß Lady Claudia leise und bewundernd hervor.

Publia richtete sich gerade auf, erfreut.

»Hast du gesehen, wie sie das auf den Knien erledigte?« fragte ich Claudia. »Das Kleid ist so geschnitten. Du kannst dir sicher vorstellen, wie schwierig es wäre, ein normales Gewand der Verhüllung auf den Knien auszuziehen.«

»Sie ist so schön!«

Es stimmte. Lady Publia hatte wunderschöne Augen und prächtiges Haar, Bauch, Schenkel und Brüste waren herrlich anzusehen. Frauen sind so unbeschreiblich großartig, so begehrenswert!

»Dreh dich um und leg dich auf den Bauch«, befahl ich, »wie eben, die Arme an den Seiten, Handflächen nach oben.«

Sie gehorchte und nahm dieselbe Stellung ein wie eben, nur daß sie jetzt nackt war. Ich hob den Turban, den Schleier und ihre ›Lumpen‹ auf. Plötzlich hob Claudia den Kopf. »Da sind wieder die Fanfaren!« sagte sie.

»Sie blasen zum Rückzug«, stellte ich fest. »Das sind deine Freunde, die Cosianer«, sagte ich zu Publia.

»Sie sind nicht meine Freunde!« erwiderte sie trotzig.

»Und doch hast du dich sorgfältig vorbereitet, in der Hoffnung, von jemandem zur Sklavin gemacht zu werden.«

»Lügner!« rief sie. Ich sah, daß sie die zierlichen Finger bewegte, aber sie wagte nicht, sie zur Faust zu ballen. Die Finger krümmten sich hilflos, aber die Handflächen zeigten weiterhin entblößt in die Höhe.

Ich gab Claudia das Kleid und den Rest der Sachen. Dann packte ich Publia unvermittelt am Nacken und schleifte sie zu der Stelle, auf der eben Claudia vor dem Soldaten gekniet hatte.

»Knie dich dorthin«, befahl ich Publia. »Auf die Fersen, die Arme an die Seiten.« Sie gehorchte eingeschüchtert. Ich hob das eine Seilende auf und fing an, Publia auf genau die gleiche Art zu fesseln, wie Claudia gefesselt worden war. Ich fing an der Taille an.



»Was tust du da?« stöhnte Publia.

»Zieh ihre Sachen an«, sagte ich Claudia. »Beeil dich.« Der dritte Angriff an diesem Tag war abgebrochen worden. Für die Verteidiger bedeutete dies eine Atempause. Bei einer solchen Gelegenheit konnten Männer von der Mauer abgezogen werden. Außerdem neigte sich der Vormittag dem Ende zu.

»Wie kann sie es wagen!« rief Lady Publia wutentbrannt. »Au!«

»Wenn ich mich recht erinnere, hattest du vorge schlagen, das Seil stramm zu ziehen«, meinte ich zu Publia. Einen Augenblick später war sie verschnürt. »Deine Waden und Knöchel sind genauso reizvoll wie die ihren«, sagte ich Claudia.

Das Kompliment ließ Claudia erröten. Sie strich entzückt über das Kleid. »Ich habe schon seit Tagen keine Kleidung mehr tragen dürfen!« Ich lächelte. Sollte sie sich darüber freuen, solange man ihr gestattete, Kleidung zu tragen!

»Und jetzt leg den Schleier an und wickle dir den Turban um den Kopf«, sagte ich. »Genau wie sie.«

»Was hat dieses empörende Verhalten zu bedeuten?« verlangte Lady Publia zu wissen und kämpfte gegen die Fesseln an.

»Das ist sehr gut.« Lady Claudia hatte ebenfalls braune Augen. Wenn man Publia nicht persönlich oder besonders gut kannte, fiel einem nicht auf, daß es sich um Claudia handelte.

»Was soll das?« rief Lady Publia.

»Geh zu einem der bewußtlosen Soldaten und schneide ihm die Tunika vom Leib. Ich brauche dringend Stoff.«

Lady Claudia gehorchte. In der Zwischenzeit hob ich den Kragen auf und legte ihn Publia um den Hals. Die Leine war bereits angebracht. Nun kniete unsere Gefangene dort, wie zuvor Claudia.

»Ich verstehe nicht«, sagte Publia aufgebracht.

»Du wirst uns helfen, die Zitadelle zu verlassen«, sagte ich.

«Niemals!«

»Ich habe einen Plan.«

»Du glaubst wohl, du könntest sie für mich ausgeben«, sagte Publia verächtlich und sah Claudia an, die mit einem großen Stück Stoff an meine Seite zurückkehrte.

In diesem Augenblick gab es irgendwo einen Einschlag. »Die Artillerie!« sagte Claudia und erbebte. »Sie haben wieder angefangen.«

»Worauf wartet ihr dann noch?« fragte Publia ängstlich. »Warum flieht ihr nicht?«

»Wir warten auf unseren Besucher.«

»Auf wen?«

»Den wirst du doch nicht vergessen haben. Er sollte doch in wenigen Ehn hier sein. Ich rechne jeden Augenblick mit ihm, jetzt, da der Sturmangriff ruht.«

Plötzlich starrte Publia Lady Claudia voller Angst an, die ihr Kleid und ihren Turban einschließlich Schleier trug. »Wenn sie in dieser Farce meine Rolle übernehmen soll, was wird dann aus mir?«

Während wir sprachen, hatte ich Claudia den Stoff abgenommen und mich daran zu schaffen gemacht.

»Kannst du dir das nicht denken?«

»Nein!« rief sie. »Nein!«

»Vielleicht doch.« Ich drehte eines der Stoffstücke zu einem festen kleinen Ball zusammen.

»Bist du kein Cosianer?« fragte Publia.

»Nein.«

»Aus welcher Stadt kommst du?« Es klang ängstlich.

»Port Kar«, sagte ich.

Sie wurde bleich.

»Ruhm und Ehre für Port Kar«, sagte ich.

»Gnade!« schrie sie.

»Ruhm und Ehre für Port Kar«, wiederholte ich in aller Ruhe.

»Ruhm und Ehre für Port Kar!« rief sie verzweifelt und voller Inbrunst.

»Dreimal.«

»Ruhm und Ehre für Port Kar!« rief sie dreimal.

Dann stieß ich ihr den Stoffball in den Mund, der, da er aus einem ziemlich großen, eng zusammengerollten Stück bestand, sofort auseinanderfiel.

»Unter Umständen waren das die letzten Worte, die du je gesprochen hast«, belehrte ich sie.

Publia starrte mich mit wildem Blick und Tränen in den Augen an, wand sich, schüttelte den Kopf, gab leise Geräusche von sich, aber dann befestigte ich den Knebel mit zwei Stoffstreifen, die ich in ihrem Nacken zusammenband.

»Wenn der Henker kommt – wen, glaubst du, wird er hier wartend vorfinden?«

Ihr Gesicht verlor den letzten Rest Farbe. Sie wand sich, warf den Kopf hin und her.

»Halt die Leine fest«, befahl ich Claudia, die ebenfalls totenbleich geworden war. Das sollte verhindern, daß Publia den Kopf auf den Boden schmetterte.

Sie wollte zurückweichen, aber ich griff ihr ins Haar und legte ihr das übriggebliebene große Stoffstück über den Kopf. Ich stieß unten mit dem Gürtelmesser ein paar Löcher hinein, knüpfte ein paar Stoffstreifen zusammen und bastelte eine behelfsmäßige Haube, die ich dann im Nacken zusammenband.

Sie fing an, verzweifelt zu stöhnen und sich zu winden. Also nahm ich die Leine, führte sie von oben zwischen ihren Schenkeln hindurch und band ihr die Füße zusammen. Nun kniete sie zusammengekrümmt da, hilflos. Ich ging neben ihr in die Hocke. »Wenn ich mich recht erinnere«, sagte ich und rief mir ihre früheren Worte ins Gedächtnis, »besteht der Pfahl aus einem einzigen Stück hartem, poliertem Eisen. Er ist sehr lang und weniger als einen Hort dick. Er ist spitz zugefeilt. Er steckt in einer Halterung.«

Lady Publia hüpfte wie von Sinnen auf den Knien auf und ab. Dabei stieß sie gedämpfte Laute des Protests aus.

Claudia sah mich mit Tränen in den Augen ungläubig an. In diesem Augenblick brachte ein fürchterliches Krachen den Raum zum Erbeben; der Treffer mußte in der Nachbarzelle eingeschlagen sein, denn Steine prasselten zu Boden, und eine Staubwolke wurde durch den Korridor getrieben, von der ein paar Schwaden durch die offene Tür hereinwehten. Ich legte schützend die Hand vor Mund und Nase.

Jemand hustete.

Im nächsten Moment betrat ein hochgewachsener Mann unsere Zelle. Er trug eine schwarze Kapuze, die bis auf die rechteckigen Öffnungen für die Augen den ganzen Kopf bedeckte. Er klopfte sich den Staub aus dem Gewand. »Die Mauer gibt nach«, sagte er an mich gewandt. »In ein paar Ehn greifen sie wieder an. Sie formieren sich schon. Wir können sie nicht länger zurückschlagen. Ihre Belagerungstürme haben die Zitadelle fast schon erreicht.«

Ich nickte.

»Du bist Lady Publia, die Gefangenenwärterin?« fragte er Claudia.

»Das bin ich«, sagte sie mutig.

»Ich halte nichts von Gefängniswärterinnen«, meinte er. »Das ist Männerarbeit.«

Sie warf den Kopf in den Nacken.

»Vielleicht bedauerst du ja, diesen Posten angenommen zu haben«, fuhr er fort.

»Vielleicht«, erwiderte Claudia.

Lady Publia, die zusammengekrümmt zu unseren Füßen kniete, unfähig, den mit der Haube verhüllten Kopf zu heben, kämpfte gegen die Fesseln an und stieß gedämpfte Schreie aus. Wir schenkten ihr keine Beachtung, da sie die Gefangene war. Allerdings konnte ich mir durchaus vorstellen, daß sie es nun im nachhinein

bereute, die Stellung der Gefangenenwärterin angenommen zu haben.

»Du hast hübsche Beine«, sagte der Henker zu Claudia. Sie antwortete nicht.

»Welcher Kaste gehörst du an?«

»Den Kaufleuten.«

»Warum trägst du dann nicht Weiß und Gold, vor allem heute, an diesem Tag?« fragte er. Weiß und Gold sowie Weiß und Gelb sind die Farben der Kaste der Kaufleute.

Sie antwortete nicht.

»Du trägst nicht einmal ein Gewand der Verhüllung!«

»Das schien hier nicht angebracht zu sein.«

»Trägst du es nicht, weil es den Gefangenen gegenüber nicht angebracht wäre, oder bist du aus diesem Grund überhaupt erst hier, weil es eben nicht angebracht ist, solche Kleidung hier zu tragen?« wollte er wissen.

»Es gibt viele Orte, an denen es unpassend ist, ein Gewand der Verhüllung zu tragen«, sagte sie.

»Ja«, erwiderte er. »Zum Beispiel auf einem cosischen Sklavenmarkt.«

»Ich hatte andere Orte im Sinn!«

»Das ist wahr. Zum Beispiel, wenn man in den Trümmern umherklettert, den Arbeitern an der Mauer Steine zum Ausbessern bringt oder sich um die Verwundeten kümmert. Genau darum frage ich mich ja auch, warum du dir diese Aufgabe ausgesucht hast.«

»Hier ist es kühl.«

»Und hier kannst du dich mehr wie ein Mann fühlen, wie?«

»Vielleicht«, sagte sie ärgerlich.

Lady Publia gab einen Laut von sich, es klang wie eine Mischung aus Begreifen, Verzweiflung, Bedauern und Schmerz. Aus irgendeinem Grund hatten die Fragen des Henkers eine tiefe Bedeutung für sie.

Er wandte sich ihr zu. »Keine Angst, kleine Vulo«, sagte er und tätschelte ihr den Kopf. »Bald ist alles vorbei.« Er überhörte ihr Aufschluchzen, bückte sich und löste die Fesseln um ihre Fußknöchel.

»Denk an das cosische Gold«, sagte er.

Sie erschauerte.

»Dann wollen wir deinen cosischen Freunden mal zeigen, wie hübsch du auf dem Pfahl aussiehst.«

Publia schüttelte wie betäubt den Kopf. Der Henker beugte sich tief hinunter, um sie sich auf die Schulter zu laden. Plötzlich verharrte er. Er hatte die Soldaten entdeckt, die mit Stroh bedeckt in der Zellenecke lagen. Ich eilte auf ihn zu.

In diesem Augenblick explodierte die Welt. Ich fuhr herum und riß die Arme vor den Kopf; es donnerte, und die Zelle füllte sich mit zerberstenden Ziegelsteinen. Lady Claudia schrie entsetzt auf, und ich konnte nichts sehen oder gar Luft holen, denn die Luft bestand nur aus Staub, aus dichtem weißen Staub, und wir husteten, und mir brannten die Augen. Überall waren Trümmer; grelles Licht flutete in die Zelle, denn fast die halbe Wand war verschwunden. Der Henker kauerte am Boden, einige der großen Steinfliesen hatten sich gelöst und wölbten sich in die Höhe, Er schien verwirrt und halb betäubt zu sein. Er drehte sich um, zeigte auf die Wand, um mich auf seine Entdeckung hinzuweisen, allem Anschein nach nicht einmal mißtrauisch, und sackte zusammen, als ich ihn mit dem Stein traf, den ich vom Boden aufgehoben hatte. Lady Claudia krümmte sich zitternd zusammen, den Kopf mit den Händen schützend. Lady Publia lag reglos zwischen den aufgerichteten und zerborstenen Fliesen. Beide waren staubbedeckt.

Ich stolperte über die Trümmer bis zu dem großen Loch in der Wand.

Vor mir breitete sich die geballte Streitmacht von Cos im Norden aus, in der hellen Morgensonne funkelten

Speerspitzen und Schilde und die Flaggen von Kompanien und Regimentern, während am strahlendblauen Himmel Tarnsmänner flogen. Die enggeschlossenen Reihen erstreckten sich bis zu den letzten noch stehenden Gebäuden und drängten sich in den weitentfernt liegenden Straßen, doch in der Hauptsache standen sie auf einer künstlichen, dreihundert Meter langen Ebene versammelt, die man aus den geschleiften Ruinen der niedergebrannten Gebäude geschaffen hatte, deren Trümmer dazu benutzt worden waren, die Keller und Erdgeschosse auszufüllen.

Ich winkte Lady Claudia heran, damit wir uns die Pracht des Krieges zusammen ansehen konnten.

»Siehst du das, kannst du verstehen, warum Männer so etwas lieben können?«

Sie stöhnte auf. »Es macht mir angst!«

»Sieh sie an, die Soldaten, ihre Pracht, ihre Macht!«

»Nein«, schluchzte sie, und der Wind drückte den Schleier gegen ihre Lippen.

»Ein großartiger Anblick!« rief ich.

Sie schüttelte nur verängstigt den Kopf. Hätte ich sie nicht beim Arm gegriffen, wäre sie vermutlich ohnmächtig zusammengesunken.

Fanfaren ertönten aus allen Richtungen.

»Die Männer bewegen sich«, flüsterte Claudia.

»Das ist der Angriff.«

»Sie schweigen!« Bis jetzt war den Fanfaren stets gewaltiger Jubel gefolgt.

»Sie haben genug gebrüllt«, sagte ich. »Jetzt kommen sie, um die Sache zu Ende zu bringen.«

Mit leichten Waffen ausgestattete Regimenter eilten nach vorn, die Bogenschützen, Schleuderer und Speerwerfer sollten die Verteidiger von den Zinnen fernhalten. Unter ihrem Schutz folgten die Leiterbrigaden und die Wurfhakenmänner, dahinter kamen die Kletterer zusammengeduckt unter den Schilddächern der Infanteristen heran.

»Die Mauer wird an mehreren Stellen angegriffen«, erklärte ich, »damit sich die Verteidiger verteilen.«

Plötzlich stöhnte Claudia entsetzt auf.

»Was ist?«

»Ich glaubte, ich hätte ein Haus gesehen, das sich bewegt«, sagte sie. »Dort hinten, bei den anderen Häusern.«

»Wo?«

»Es spielt keine Rolle, es war nur eine Illusion, eine Luftspiegelung, Hitze, die von den Steinen aufsteigt.«

»Wo?« wiederholte ich meine Frage.

Sie zeigte in die Richtung, dann stöhnte sie erneut auf.

»Es ist keine Illusion. Es bewegt sich. Da ist noch eins, und dort hinten.«

»Häuser können sich nicht bewegen!« sagte sie.

»Ich zähle elf Stück«, sagte ich. »Sie können auf verschiedene Weise bewegt werden; manche von innen heraus. Dort stemmen sich Männer gegen Balken, oder Tharlaron ziehen sie, die hinter solchen Balken angeschirrt sind. Andere werden mit Seilen von Männern oder Tharlaron gezogen. Sieh dort, da ist eins! Es wird von Männern gezogen. Siehst du es?«

Sie nickte.

Es waren mindestens fünfzig Seile, und an jedem Seil standen fünfzig Männer. Doch auf diese Entfernung wirkten sie trotz ihrer Anzahl winzig.

»Trotzdem, wie kann man solche Gebäude nur bewegen?«

»Das sind keine richtigen Gebäude aus Stein und Lehm«, erklärte ich ihr. »Es handelt sich um Belagerungstürme, hohe, bewegliche Konstruktionen auf Rädern. Sie sind schwer, das ist richtig, aber in Anbetracht ihrer Größe sind sie verhältnismäßig leicht. Sie bestehen aus einem Gerüst, das von drei Seiten mit Holzplatten oder auch mit Häuten verkleidet ist. Wenn sie näher kommen, wird man die Häute mit Wasser trän-



ken, damit man sie nicht so leicht in Brand stecken kann. Die Belagerungstürme überragen die Mauern, oben sind Zugbrücken eingebaut, die man hinunterläßt, wobei es von Vorteil ist, wenn sie abschüssig sind, das verleiht dem Angriff mehr Wucht. Über diese Zugbrücken stürmen die ersten Soldaten die Wehrgänge, während andere die im Innern des Turms angebrachten Leitern erklimmen und ihnen folgen. Von diesen Belagerungstürmen gibt es viele verschiedene Arten. Manche werden sogar auf Schiffen eingesetzt.«

»Sie sind schrecklich«, sagte Claudia.

»Jeder Turm kann innerhalb von zehn Ehn eintausend Mann in eine Stadt strömen lassen.«

»Sie sind wie Riesen.«

»In der Tat machen sie einen bedrohlichen Eindruck«, gab ich ihr recht.

Wir blieben noch einen Augenblick lang in dem Loch in der Wand stehen. Dann sagte ich plötzlich: »Komm!« Und ich zog sie über das Geröll zurück in die Zelle. Ich nahm dem Henker die Maske ab und zog sie mir über den Kopf. Dann trat ich zu Lady Publia, die voller Staub in den Trümmern lag. Ich stieß sie mit dem Fuß an, doch sie rührte sich nicht. Ich glaubte nicht, daß sie tot war, denn von uns allen hatte sie sich an der sichersten Stelle aufgehalten, als die Wand durchschlagen worden war. Weder auf dem Seil noch auf der Haube war Blut zu sehen. Wahrscheinlich war sie nicht einmal bewußtlos, sondern hoffte verzweifelt, daß man sie vergessen hatte. Ich nahm sie bei der Taille und warf sie mir über die linke Schulter. So hat man den Schwertarm frei. Sie stöhnte mitleiderregend. Bestimmt glaubte sie sich auf der Schulter des Henkers. Ich trug sie aus der Zelle. Lady Claudia folgte mir.

»Wo bleibst du?« rief der Mann, der uns im Korridor entgegenkam. »Sie kommen! In einer Ehn steht der Rammbock wieder vor dem Tor!«

Ich hob die rechte Hand und gab ihm zu verstehen, daß ich seine Worte verstanden hatte. Wir hatten den Rammbock von der Zelle aus nicht sehen können, vermutlich hatte die Westecke des Haupttores den Blick versperrt. Der Mann drehte sich um, und ich folgte ihm. Vermutlich ging es zur vorderen Brustwehr.

Lady Publia wand sich wie wild auf meiner Schulter, in dem Glauben, daß dies die letzte Gelegenheit sei, Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Ihre Bemühungen waren nicht vergeblich, sie ernteten höhnische und spöttische Bemerkungen, die sie selbst verhüllt gut hören konnte. Mehrere Frauen und Männer, an denen wir auf unserem Weg vorbeikamen, schlugen haßerfüllt nach ihr, wobei sie jedesmal zusammenzuckte. Zweifellos wäre sie grün und blau geschlagen, sobald wir die Mauer erreicht hatten. Lady Claudia folgte uns verängstigt und eingeschüchtert. Ich hatte den Eindruck, als schrie sie jedesmal leise auf, wenn die Schläge meine hilflose, weiche Last trafen, so als müßte sie diejenige sein, die sie zu erdulden hätte. Manchmal schluchzte sie sogar auf. Falls Publia diese Laute hörte und sie mit Lady Claudia in Verbindung brachte, nahm sie bestimmt an, Claudia begleite den Henker zur Mauer, so wie sie es zweifellos an ihrer Stelle getan hatte. Als Wärterin hatte sie uns grausam behandelt und Lady Claudia bei jeder sich bietenden Gelegenheit erniedrigt. Nun war sie es, die zu ihrem Entsetzen zur Mauer gebracht wurde.

Nachdem wir eine spiralenförmige hohe Treppe hin-

aufgestiegen waren, gelangten wir in ein Wachhaus, durch das wir die Mauer betraten. Hier war es hell und windig. Lady Publia, die die kühle Luft spürte, stieß ein langes hilfloses Stöhnen aus.

»Da«, sagte der Soldat, dem wir gefolgt waren. Er zeigte auf die Brustwehr über dem Tor zur Zitadelle, die höher war als ihre Gegenstücke auf der Mauer. Auf der zinnengeschützten Plattform reckte sich der lange polierte Pfahl in die Höhe. Der Soldat verließ uns.

Ich warf einen Blick über die Mauer und sah, daß der fahrbare Unterstand, unter dessen Dach der Rammbock an seinen Seilen hing, bereits ziemlich nahe heran war. Meine Vermutung, daß er von der vorstehenden Westecke des Tores verdeckt worden war und man ihn in der Zelle deshalb nicht hatte sehen können, bestätigte sich. Einige der Leiterträger und der Hakenwerfer standen bereits am Fuß der Mauer. Die Belagerungstürme waren noch ein paar hundert Meter entfernt.

Ein Armbrustbolzen traf die Innenseite einer Zinne, schlug eine Kerbe in den Stein und flog abgelenkt in die Höhe.

Als ich auf das Tor zuing, flog ein Wurfhaken anmutig über die Mauer und fiel über den Wehrgang hinaus. Aus dem Bogen, den er beschrieben hatte, und der Höhe, aus der er gekommen war, schloß ich, daß ihn ein Katapult abgeschossen hatte. Er wurde zurückgezogen, eine der gekrümmten Spitzen verhakte sich an der Wehrgangkante, das daran befestigte Seil wurde straffgezogen. Normalerweise taugen bei dieser Art von Kampf solche Wurfhaken nicht viel, es sei denn, man benutzt sie des Nachts, wenn sie nicht gesehen werden, oder es gibt zu viele von ihnen, als daß man ihrer Herr werden kann. Meiner Meinung nach sind sie auf See viel nützlicher, um Schiffe auf Enterdistanz aneinander heranzuziehen, wobei die Haken an drei Meter langen Ketten hängen, die wiederum mit Seilen verbunden sind. Das erschwert es, sie zu durchtrennen. Wenn man

nahe genug ist benutzt man für solche Zwecke auch andere, kleinere Enterhaken. Hinter der Spitze sind diese Enterhaken mit Blech ummantelt, was ebenfalls das Durchtrennen erschweren soll. Übrigens werden die oberen Enden der Piken, mit denen die Enterer abgewehrt werden sollen, mit Schmiere bestrichen, damit der Feind sie den Verteidigern nicht so ohne weiteres aus den Händen reißen und so Lücken in den Pikenwall reißen kann.

Ich behielt das an dem Haken befestigte Seil einen Augenblick lang im Auge und bemerkte, daß es zwar straff gespannt war, aber nicht den unverkennbaren Zug aufwies, der zu sehen gewesen wäre, wenn jemand daran in die Höhe geklettert wäre. Ich machte den Haken los und ließ ihn zurück über den Wehrgang und die Zinnen fliegen, wobei ich die Spannung des Seils die Arbeit erledigen ließ. Hätte ich mehr Zeit gehabt oder zu den Verteidigern von Ar-Station gehört, hätte ich vielleicht gewartet, bis jemand in die Höhe geklettert wäre und das Seil dann gekappt. Für denjenigen, der die Mauer hochklettert, kann das sehr unerfreulich sein, vor allem wenn er sich in diesem Augenblick zwanzig oder mehr Meter über dem Boden befindet. Man braucht viel Mut, um im hellen Tageslicht mitten im Kampf ein solches Seil zu erklimmen. Ich hatte keinen Zweifel, daß es jetzt auf der anderen Seite der Mauer einen oder zwei Burschen gab, die erleichtert waren, daß der Haken zurückkam. Natürlich braucht es genausoviel Mut, eine Belagerungsleiter hochzusteigen – obwohl das natürlich viel einfacher ist –, vor allem dann, wenn die Mauer heftig verteidigt wird. Bei Mauern, die höher als sechs Meter sind, hat der Angreifer größere Erfolgsaussichten, wenn er versucht, über die Zugbrücke eines Belagerungsturms in die Stadt einzudringen – oder noch besser durch das gestürmte Tor oder eine Lücke in der Mauer.

Ich warf einen Blick zwischen zwei Zinnen hindurch.

Die Belagerungstürme waren noch immer mindestens zweihundert Meter weit entfernt. Man braucht Zeit, um solch unhandliches Gerät zu bewegen. Das Vorankommen der Türme war so langsam, daß sich der Eindruck aufdrängte, man beobachte die Bewegung von Uhrzeigern.

Ich ging an einem jungen Burschen vorüber, der mit einer Armbrust hinter einer Schießscharte stand. Er war zu jung, um auf der Mauer zu stehen. In die Bolzenrinne war ein Geschloß eingelegt. Neben ihm an der Brüstung lehnten weitere Armbrustbolzen, von denen aber nur zwei befiedert waren, der eine mit echten Federn, der andere mit Metallflossen. Der Rest bestand aus zugespitzten Holzstäben; ich entdeckte sogar ein paar stumpfe Holzbolzen, wie sie von Jungen fürs Vögelschießen benutzt werden. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß sie etwas ausrichten würden. Bestenfalls würden sie, aus einer Entfernung von einem Meter abgeschossen, einen Angreifer vielleicht von der Leiter stoßen, aber vermutlich waren sie nur lästig.

Der Geruch kochenden Öls trieb über die Brustwehr, und ich ging an dem Kessel vorbei. Man nahm an langen Stäben befestigte Eimer, tauchte sie in den Kessel, zündete das geschöpfte Öl an und goß es auf die Angreifer. Ich passierte zwei Katapulte, Sie standen nutzlos da; sie waren nicht einmal bemannt.

Ich ging weiter zu der hohen Plattform über dem Tor, wo der Pfahl, der in der Sonne wie eine polierte Nadel funkelte, in seiner Halterung steckte. Ich kam an einem weiteren Burschen vorbei, der meiner Meinung nach ebenfalls viel zu jung war, um an den Zinnen zu stehen. In ihrem Alter hätten sie sich an den windigen Ecken der Märkte herumdrücken sollen, in der Hoffnung, daß der Wind den Schleier einer freien Frau lüpfte. Oder sie hätten hinter den Ständen ›Stein oder Ring‹ spielen sollen. Er duckte sich hinter einem Steinhaufen. Es ist schwer, Steine zielgerecht zu werfen, ohne dabei auf

den Zinnen zu stehen. Natürlich steht der Werfer in diesem Fall deckungslos da. Der Junge schien in Gedanken versunken zu sein. Ich fragte mich, ob er vorher je auf der Mauer gestanden hatte. Vermutlich hatte er eine Mutter, die ihn liebte.

Als ich an ihm vorbeiging, sah er zu mir auf. Da erkannte ich, daß er nicht das erste Mal auf der Mauer stand und daß es sich bei ihm, auch wenn er dem Alter nach ein Junge war, um einen Mann handelte. Er senkte den Kopf und gab sich wieder seinen Gedanken hin, wie auch immer sie aussahen. Vor der Treppe zur Plattform gabelte sich der Wehrgang und führte um sie herum. Dort standen zwei Soldaten mit langschäftigen Dreizacken. Mit ihnen stößt man Sturmleitern zurück.

Ich drehte mich um und sah, wie etwa fünfzig Meter hinter mir eine Leiter über den Zinnenrand geschoben wurde. Die beiden abgemagerten und müden Soldaten schenkten ihr keinerlei Beachtung. Ein paar Männer stürmten bereits heran. Klingen trafen aufeinander. Mehr als ein Angreifer sprang auf den Wehrgang, die Leiter wurde umgestoßen. Plötzlich waren die Cosianer von ihren Leuten abgeschnitten. Männer warfen sich ihnen entgegen. Zwei wurden niedergemacht, der dritte kletterte über die Brustwehr und sprang in die Tiefe; er zog die möglichen Konsequenzen eines solchen Sturzes dem sicheren Tod auf dem Wehrgang vor. Man nahm seinen toten, verstümmelten Kameraden die Waffen ab und warf ihm die Leichen hinterher.

Ich eilte die breiten Steinstufen zur Plattform hoch. Sie war menschenleer, zumindest im Augenblick, vielleicht wegen ihrer Höhe und ihrer Position genau über dem Tor, gegen das in absehbarer Zeit der Rammbock anstürmen würde. Es wäre der ideale Kommandoposten für Aemilianus gewesen, aber er hielt sich vermutlich unten in der Nähe des Tores auf. Vielleicht glaubte er – möglicherweise sogar zu Recht –, daß dort die größte Gefahr drohte. Vermutlich hatte man hinter dem

Tor mittlerweile Tonnen von Gestein aufgeschüttet. Trotzdem würde man sich mit der Ramme aller Voraussicht nach dort Einlaß zu verschaffen suchen; sie würde die in die dicken Holzbohlen des Tores eingelassenen Messingbeschläge durchschlagen, die verriegelnden Balken entzweibrechen und schließlich Schlag für Schlag die aufgeschichteten Felsbrocken zurückzwingen.

Ich legte Lady Publia auf dem Boden ab, neben der Pfahlhalterung.

Dann verbannte ich sie einen Augenblick lang aus den Gedanken.

Ich betrachtete die näher kommenden Belagerungstürme, die unzähligen Soldaten, die Leitern, die man herantrug, die Katapulte. Dann betrachtete ich die Mauer. Sie war mit zu wenigen Männern besetzt. Der Ausgang der Schlacht stand von vornherein fest. Die Cosianer hatten lange auf diesen Tag gewartet.

Zur Linken flatterte eine zerrissene Flagge trotzig im Wind; auf rotem Hintergrund prunkte in Gelb der Buchstabe »Ar«, darunter schlängelte sich eine gelbe Linie. Es war die Flagge von Ar-Station, die von Ars Macht am Vosk kündete. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß sie dort noch lange flatterte.

Dann hob ich den langen Spieß aus der Halterung und legte ihn mit einem hörbaren Laut neben meine gefesselte Gefangene. Sie wollte aufstehen, aber es gelang ihr nicht. Dann versuchte sie wegzukriechen, aber ich packte sie am Fußgelenk und zog sie näher zu mir heran.

»Bitte, nein!« schluchzte Lady Claudia und streckte die Hand aus. Ich stieß sie beiseite.

Ich ging neben Publia in die Hocke. »Würdest du dich zur Sklavin erklären?« fragte ich.

Sie wand sich, stieß zustimmende Laute aus und nickte heftig.

»Du erkennst meine Stimme?«

Sie nickte erneut.

»Du erklärst dich also dem Gesetz nach freiwillig zur Sklavin. Du willst nicht länger Publia sein, sondern eine Sklavin, für die noch ein Name gefunden werden muß?«

Sie nickte.

Claudia berührte dankbar meine Schulter.

Ich erhob mich.

»Was tust du da?« rief Claudia.

»Sie hat uns bis hierher gebracht«, sagte ich. »Sie hat uns so weit gebracht, wie zu erwarten war, ohne daß wir kontrolliert worden wären. Sie hat soviel für uns getan, wie zu erwarten war. Und somit hat sie ihren Zweck erfüllt.«

»Was meinst du damit?« flüsterte Claudia.

Ich griff nach dem Speiß.

»Nein«, stieß Claudia hervor.

Ich drückte der Sklavin die kalte Spitze gegen die Innenseite des Oberschenkels. Sie stöhnte auf. Plötzlich warf sich Claudia auf die Sklavin, als könne sie sie mit ihrem Körper schützen. Eine rührende Geste, wie ich fand. Natürlich sinnlos und etwas lächerlich. Ich konnte sie mühelos ein Dutzend Schritte wegstoßen oder mit einem leichten Schlag in den Magen dafür sorgen, daß sie hilflos auf dem Rücken lag und nach Luft schnappte. Falls nötig, hätte ich sie fesseln können.

»Du würdest sie tatsächlich beschützen, nicht wahr?«

»Ja!« stieß sie hervor.

»Sie ist vielleicht deine schlimmste Feindin«, erinnerte ich sie.

»Das spielt keine Rolle«, weinte sie.

»Du hast unglaublich tiefe Gefühle«, sagte ich. »Du gäbst eine ausgezeichnete Sklavin ab.«

Claudia sah mich verwundert an. Ihr Schleier war naß von Tränen.

»Nun, wir sollten diese Sklavin endlich auf den Pfahl stecken«, sagte ich und nahm den Schwertgürtel ab.



»Das war nur ein grausamer Scherz«, stieß Claudia plötzlich hervor. »Du hast nie vorgehabt, sie zu pfählen!«

»Sie wird an dem Pfahl hängen, das schon«, sagte ich. Ich zog das Schwert aus der Scheide und schob die Scheide zwischen den Rücken der Sklavin und die Fesseln. Dann zwang ich den Spieß so weit wie möglich in die Scheide. Das beulte sie zwar aus und tat ihr alles andere als gut, aber schließlich hatte ich sie nicht mit meinen Tarsk bezahlt, also war es einerlei. Dann bohrte ich mit dem Gürtelmesser ein neues Loch in den Schwertgürtel und schnallte ihn um die schmale Taille der Sklavin, so fest, wie es nur möglich war. Dabei achtete ich darauf, daß er zwischen zwei Seilbahnen verschwand. Die Spitze steckte nun in der Schwertscheide, die von den Fesseln der Sklavin gehalten wurde; der Gürtel sorgte für zusätzliche Festigkeit. Sie konnte nicht den Spieß hinunterrutschen, da dieser in der Scheide steckte. Auf diese Weise sähe es aus, als hätte man sie gepfählt; zumindest hoffte ich das. Um den wahren Sachverhalt zu erkennen, mußte man schon ziemlich nahe herankommen. Außerdem fließt bei einer derartigen Pfählung nur wenig Blut, da der Spieß die Wunde verschließt.

»Du verschonst sie!« Lady Claudia atmete erleichtert auf.

Die ehemalige Lady Publia erschauerte, da sie erkannte, welchem Schicksal sie gerade noch entronnen war.

Ich hob den Spieß mit seiner Last an und steckte ihn in die Halterung.

Auf dem Wehrgang ertönte vereinzelter Jubel. Doch die meisten der Männer hatten anderes im Sinn. Im Schutz der sich langsam nähernden Belagerungstürme rückten Hunderte von Cosianern heran. Die Türme selbst waren keine fünfundsiebzig Meter mehr entfernt. Sie standen nun in einer Reihe ausgerichtet, und man würde die Zugbrücken gleichzeitig absenken, sobald

alle ihre Stellung erreicht hätten. Sicherlich würde man unten in der Zitadelle Männer abziehen, um bei der Verteidigung der Mauer zu helfen. Der Beschuß mit Wurfhaken hatte mittlerweile nachgelassen, dafür kamen Dutzende von Leitemannschaften heran.

»Winde dich«, befahl ich der neuen Sklavin, die in der Luft hing. »Winde dich vernünftig, oder ich pfähle dich richtig.«

Sie wand sich hilflos.

»Tätest du das wirklich?« fragte Lady Claudia leise.

»Aber sicher«, antwortete ich. Es war die Wahrheit.

An einigen Stellen der Mauer ertönte nun Gelächter, und vermutlich konnte man es sogar von den Cosianern unten vor der Mauer hören. Auch sie hatten wenig Respekt vor einer Verräterin.

Lady Claudia erschauerte.

»Übertreib es aber nicht«, wies ich die neue Sklavin an. »Zuerst stärker, dann weniger. Und zum Schluß bleibst du reglos hängen.«

Sie nickte schwach.

»Was ist?« fragte ich Lady Claudia, die ganz elend aussah.

»Das dort oben hätte ich sein können, nur daß man mich richtig gepfählt hätte«, sagte sie.

»Aber du bist es nicht.«

»Der Rammbock schlägt gegen das Tor«, sagte sie.

Man konnte die Vibrationen noch hier oben spüren.

»Laß uns gehen«, sagte ich.

»Es ist doch nirgendwo sicher.«

Unten auf dem Wehrgang drehten wir uns zur Plattform um. Es sah tatsächlich so aus, als wäre die ehemalige Lady Publia gepfählt worden.

Die Belagerungstürme waren noch etwa dreißig Meter entfernt. Es bestand keine Aussicht, daß die Verteidiger den Soldatenstrom abwehren würden, den sie ausspucken würden.

»Falls sie gerettet wird«, sagte Claudia, die noch

immer auf die zappelnde nackte Gestalt blickte, »wird sie zweifellos bestreiten, daß sie eine Sklavin ist.«

»Und wenn schon«, erwiderte ich. »In ihrem Herzen weiß sie es.«

»Ja.«

Die Türme blieben in einer Reihe stehen, höchstens zwanzig Meter entfernt. Sie überragten die Zinnen. Wenn sie angriffen, würden sie es gemeinsam tun.

»Du solltest jetzt gehen«, sagte ich zu Claudia.

»Aber ich will dich nicht verlassen.«

»Wenn die Mauer gestürmt wird, werden sich die Cosianer nicht damit aufhalten, jemanden zu versklaven. Geh, versteck dich. Später, wenn die Zitadelle brennt, wenn der Widerstand gebrochen ist, wenn der Blutdurst nachgelassen hat, erhältst du vielleicht Gelegenheit, dich den Siegern hinzugeben.«

Sie warf den Kopf in den Nacken. »Ich bin eine freie Frau. Ich glaube, ich bleibe an deiner Seite.«

»Freie Frau oder nicht«, sagte ich. »Ich wünschte, ich hätte eine Sklavenpeitsche. Dann brächte ich dir schnell Gehorsam bei.«

»Und ich wäre dir auch ohne die Peitsche gehorsam«, erwiderte sie. »Herr.«

»Was hast du doch für ein Glück, daß du keine Sklavin bist!«

Sie lachte fröhlich.

»Geh!«

»Ich will aber nicht.«

»Ich werde dich hier nicht beschützen können, das kann keiner.«

»Ich bleibe hier!«

»Hier bist du im Weg«, sagte ich. »Du brächtest andere nur in Gefahr.«

Sie sah mich wütend an.

»Geh. Du gehörst nicht hierher.«

»Und du?« fragte sie. »Du hast nichts mit Ar-Station zu tun. Du kommst nicht einmal aus Cos!«

»Geh«, sagte ich. »Hier findet bald Männerhandwerk statt.«

Sie ging vor mir auf die Knie, obwohl sie eine freie Frau war, und nahm den Schleier ab. Dann sah sie mit Tränen in den Augen zu mir hoch. »Ich wünschte, ich wäre deine Sklavin, Herr.«

»Geh. Und wenn ich du wäre, würde ich den Schleier anbehalten, solange noch ein Mann aus Ar-Station mit einem Schwert in der Nähe ist.«

Sie nickte ängstlich. Dann warf sie der nackten, gefesselten Publia, die nun eine Sklavin war und am Pfahl hing, einen letzten Blick zu, sah mich noch einmal kurz an und eilte von der Mauer.

Ich drehte mich um und betrachtete die düsteren, drohenden Belagerungstürme. Man konnte schon die Spalten im Holz erkennen. Hinter einigen herrschte unübersichtliches Gedränge, und zwar auf den verschiedensten Ebenen. Die unzähligen Häute, die an den Außenwänden hingen, troffen vor Wasser. Der Rammbock rannte noch immer gegen das Tor an.

Die Verteidiger der Mauer, die nun von unten herbeieilenden Kameraden verstärkt wurden, bereiteten sich auf den Angriff vor. Vor jedem Turm fanden sich Gruppen zusammen. Andere verteilten sich den Wehrgang entlang, um gegen die Sturmleitern und ihre Mannschaften anzutreten. Waffen wurden blankgezogen, Dreizacke angehoben. Der Inhalt der Öleimer an den langen Stangen wurde entzündet.

Ich hatte damit gerechnet, daß Aemilianus, der Kommandant der Zitadelle, sich auf die Mauer begäbe, konnte aber den Helm mit dem Kamm aus Sleenhaar nirgends entdecken.

Mir kam der Gedanke, daß ich hier eigentlich nichts zu suchen hatte. Das war nicht mein Kampf. Meine Liebe gehörte weder Cos noch Ar.

Jeden Augenblick würden die Fanfaren ertönen.

Der Himmel war ganz still, der bevorstehende Kampf

bekümmerte ihn nicht. Die Wolken kümmerte das Blut nicht, das in ihrem Schatten vergossen würde. Was hier geschah, war im Angesicht des Universums völlig unbedeutend. Im Vergleich mit dem Untergang und der Geburt ganzer Welten und dem Inferno innerhalb der weißglühenden Sterne erschienen die Händel dieses Nachmittags nichtig. Und doch pulsierten hier Gefühle und Gedanken – sonst kaum mehr als ein winziges und zerbrechliches Flackern in der Dunkelheit –, die in diesem Augenblick mit einer Kraft aufloderten, deren Berechnung keinem Physiker möglich gewesen wäre und die auf ihre ureigene Weise den gefühllosen Gleichmut des Alls in den Schatten stellten und verspotteten. Sollte das Auge, das die ehrfurchtgebietende Gewalt des Universums sieht, sich nicht genausogut der Ehrfurcht bewußt werden, die das eigene Sehen gebietet?

Wo war Aemilianus?

Es war nicht mein Kampf. Ich hätte die Mauer verlassen sollen. Sicher hätte sich irgendwo in der Zitadelle andere Kleidung finden lassen. Mein Akzent unterschied sich deutlich von dem nasalen Akzent Ars oder dem ihm so ähnlichen Akzent Ar-Stations. Es hätte keine Schwierigkeit bedeutet, sich unter die eindringenden Sieger zu mischen.

Es war nicht mein Kampf.

Wo war Aemilianus?

Wie mutlos die Verteidiger erschienen! Wie lustlos sie dastanden! Wie ergeben in ihr Schicksal! Wo waren die Vorbereitungen, die sie für die Abwehr der Belagerungstürme trafen? Glaubten sie, sie stünden nur den Männern auf den Leitern gegenüber, dem kletternden, an den Seilen klebenden, in die Höhe strömenden, brüllenden, mit Speeren und Klingen zustechenden Schwarm, den sie aus Hunderten von Angriffen in der Vergangenheit kannten? Man würde sie beiseite fegen, wie ein Torvaldslander Sturm vertrocknete Blätter beiseite fegt.

»He, ihr Narren!« rief ich und marschierte den Wehrgang entlang. »Die Zugbrücken werden niederkrachen, und ihr werdet glauben, eine Eisenlawine sei auf euch herabgeprasselt! Wie wollt ihr euch dagegen wehren? Wollt ihr sie auf eure Köpfe niedergehen lassen? Eine kluge Taktik! Holt Pfähle! Holt Steine! Du da, hol Wurfhaken und Seile! Die Besatzung an die Katapulte, sofort! Ihr Männer da, ihr seht doch, wo der Turm ankommen wird, dort an der Treppe. Brecht den Stein heraus! Macht eine große Lücke! Du da, hol Tarndraht!«

»Wer bist du?« rief ein Mann.

»Ich bin der Mann, der dieses Schwert hält!« gab ich zur Antwort. »Willst du, daß ich es dir in den Leib stoße?«

»Du bist nicht Marsias!« rief der Mann neben ihm.

»Ich übernehme hier das Kommando!« sagte ich.

Die Männer blickten sich unsicher an.

»Wir können die Mauer nicht halten«, sagte ein Soldat.

»Das ist wahr«, erwiderte ich. »Ich werde euch nicht belügen. Diese Mauer ist nicht zu halten. Aber welchen Preis müssen die Cosianer dafür entrichten?«

»Einen hohen«, sagte der Soldat grimmig.

»Diejenigen von euch, denen der Mut dafür fehlt, sollen sich unten zwischen den Frauen und Kindern verstecken!«

»Das Leben ist kostbar«, sagte ein Mann. »Aber so kostbar wiederum auch nicht.«

Plötzlich ertönten die Fanfaren, und die elf Belagerungstürme setzten sich rasselnd und quietschend in Bewegung.

»Beeilt euch!« rief ich.

»Holt Steine, Pfähle, Tarndraht!« riefen die Männer.

Die Zugbrücken der Belagerungstürme waren noch nicht gesenkt. Die Vorderseite der Holzbauten, deren Breite in dieser Höhe etwa fünf Meter betrug, fiel senkrecht herab, damit sie genau mit der Zitadellenmauer abschlossen. Sie waren noch etwa zwei Meter weit entfernt. Die Brückenachsen, die krachend auf die Zinnen herabschwingen würden, überragten die Mauer etwa anderthalb Meter. Das verlieh den Angreifern beträchtlichen Schwung, da sie abwärts stürmen konnten, gleichzeitig war es nicht so steil, daß sie Gefahr liefen, den Halt zu verlieren. Die Höhe der Türme war nicht willkürlich gewählt. Eine simple Rechenaufgabe, denn man wußte, wie hoch die Mauer war. Aus ihrem Inneren drangen leise Geräusche; viele Cosianer drängten sich dort auf engstem Raum.

»Es ist das Warten, das mir nicht gefällt«, sagte ein Soldat in meiner Nähe.

Ich hob das Schwert und senkte es wieder. Entlang der Mauer machten sich die Verteidiger bereit. Feuer wurden entzündet.

Die Türme hatten fast fünf Ehn gebraucht, um die letzten zwanzig Meter zu überwinden.

Jetzt waren sie da.

Es gibt viele Möglichkeiten, sich solchen Belagerungsmaschinen entgegenzustellen. Die wirkungsvollste Methode, die natürlich meistens nicht durchführbar ist, da sie viel Zeit und Material beansprucht, besteht natürlich darin, die Mauer zu erhöhen. Ist genügend Zeit vorhanden, baut man tragbare, fünf Meter hohe Holzwände mit Wehrgängen und Schießscharten, die man den Türmen dann entgegenstellt. Ausfälle, um sie in Brand zu stecken, sind weniger erfolgreich, als allge-

mein angenommen wird. Die Türme werden gut verteidigt, außerdem erfolgt ihr Einsatz häufig erst dann, wenn die Verteidiger nicht mehr über die nötigen Mittel verfügen, um einen Ausfall zu machen. Davon abgesehen ist es schwierig, solche Konstruktionen in Brand zu setzen, und von Kommandotruppen gelegte Feuer sind meist schnell gelöscht.

Auf einen Fanfarenstoß hin senkten sich elf Brücken ratternd den Zinnen entgegen.

Sobald sie auf den Stein auftrafen, stürmten Dutzende Männer voran, brachen wie Lava aus einem Vulkan oder Wasser aus einem Geysir hervor, liefen mit hochgehobenen Schilden die drei Meter breiten Brücken entlang und griffen an. Pfähle, Piken, Steine, Draht, Stahl und Feuer stellten sich ihnen entgegen. Bei zwei Türmen kamen große Holzbalken zum Einsatz. Der eine Balken war sechs Meter lang und dreißig Zentimeter breit und steckte in einem Winkel von zwanzig Zentimetern in einem Fundament aus schnell aufgeschichteten Steinen. Zehn Männer bedienten ihn mit Seilen. Der Balken fegte einen Augenblick, nachdem die Brücke auf die Zinnen aufschlug, quer über sie hinweg, um dann, nur einmal eingesetzt, hinter die Brustwehr zu fallen. Die getroffenen Cosianer stürzten schreiend in die Tiefe, aber die nächsten Männer folgten ihnen schon und schwärmten auf die Mauer, um sich in dem an dieser Stelle gespannten Tarndraht zu verfangen, wo sie blutüberströmt ins Taumeln gerieten und von Steinen und Stahl empfangen wurden.

An den anderen Balken hatte man zwei Querbalken gebunden, die von jeweils zehn Männern gehalten wurden. Die Sturmbrücke war kaum heruntergelassen worden, als die Verteidiger mit diesem Rammbock nach vorn eilten und ihn in die Höhe hielten. Die stabile Barriere spaltete den Strom der Angreifer; viele Männer am Brückenrand wurden von ihren Kameraden unbeabsichtigt in die Tiefe gestoßen, eine Gefahr,



mit der man in der Schlacht auf einer solchen Brücke jederzeit rechnen muß. Soldaten klammerten sich an dem Balken fest oder versuchten, unter ihm hindurchzukriechen oder über ihn hinwegzuklettern, aber die Verteidiger nutzten den von ihnen eroberten Platz, kletterten auf die Zugbrücke, stellten sich dem Angriff entgegen und nagelten den Feind zwischen Turm und Mauer fest.

Auf zwei der Sturmbrücken begrüßte man die Angreifer mit einem Hagel aus Steinplatten und großen Ziegelsteinen, was weniger den Angriff zum Stocken bringen als vielmehr die Brückenbeschaffenheit trügerischer machen sollte, damit die heranstürmenden Männer darüber stolperten und zu Fall gebracht wurden. Außerdem drängten die nachfolgenden Soldaten, die die Leitern im Turminnenen erklommen, ihre bereits im Freien befindlichen Kameraden weiter vorwärts. Auch hier war Tarndraht gespannt worden, in dem sich diejenigen verfangen sollten, die es bis zur Brustwehr schafften.

Ich hatte die hinteren Stützen der beiden Katapulte mit Holzkeilen erhöhen lassen, damit der Schußwinkel flacher wurde. Die rechteckigen großen Öffnungen, die von den heruntergelassenen Sturmbrücken enthüllt wurden, machten es möglich, auf kürzeste Entfernung zu treffen. Die Ladung des ersten Katapults bestand aus Tausenden kleiner Steinsplitter und Metallstücke, während wir das zweite Katapult mit einem großen Felsblock luden, der über eintausendfünfhundert Pfund wog und der von fünf Männern auf den Wehrgang gewälzt werden mußte.

Das erste Katapult feuerte seine kleinen Geschosse mitten in die erste Welle der Angreifer hinein und verwundete Männer, verbeulte Schilde und zerfetzte Uniformen. Das zweite Katapult schleuderte den Felsen zwischen die überraschten Soldaten, und hätten ihre zerschmetterten Körper seine Wucht nicht gedämpft,

hätte er noch die Rückwand des Belagerungsturms durchschlagen. Die Verteidiger kletterten auf die beiden Brücken und trieben den Feind so weit zurück, daß der Nachschub auf den Leitern ins Stocken geriet. Vor einem anderen der elf Belagerungstürme hatten wir einen Treppenaufgang vergrößert indem wir Teile des Wehrganges einschlugen. Hier sprang der anstürmende Feind in eine Öffnung, die nun je zur Hälfte Fallgrube und Treppe war. Unten warteten Männer mit Äxten, die sich um jene kümmerten, die sich noch rühren konnten. Ein anderer Sturmangriff, den wir unmöglich hätten aufhalten können, raste mitten in eine Feuerwand. Wir hatten mit Pech getränkte Holzscheite genommen, die man nachts an Drähten und Ketten über die Mauer hängt, um herannahende Angreifer zu beleuchten, und sie ihnen bündelweise in den Weg gelegt. Vor einem der Türme kämpften Fischer vom Vosk, die zufällig in der Stadt gewesen waren, als die Cosianer den Belagerungsring geschlossen und alle eingesperrt hatten, neben diesen schlugen sich Jäger aus dem Landesinneren, die wohl ein ähnliches Schicksal getroffen hatte. Die Fischer hatten ein Netz dabei, zweifellos aus ihrem kleinen Boot. Ein Netz kann im Kampf von großem Nutzen sein. Es kann Männer auf den Sturmleitern abwehren. Man kann damit Korridore absperren. Man kann mit Piken durchstechen oder Pfeile zwischen den Maschen abfeuern. Im Feld kann es als Grundlage für die Tarnung dienen, mit der man Stellungen vor den Augen der Tarnsmänner verbergen will. Als man mich um die Erlaubnis bat, es einsetzen zu dürfen, willigte ich sofort ein, erfreut, die unerwartete und willkommene Hilfe eines Netzes zu haben. Netze werden natürlich auch auf See eingesetzt, um Entermannschaften abzuwehren. An beiden Zugbrücken wurden die Angriffe von den funkelnden Spitzen eines Pikenwalls aufgehalten, wobei je zwei Männer eine Pike hielten. An der Zugbrücke der Fischer

wurde das Netz geworfen, aber man hatte die Gewichte ausgetauscht. Statt Steinen baumelten an den Enden nun Holzklötze, die man, sobald sich jemand darin verfangen hatte, über die Brustwehr stieß.

An der Brücke der Jäger warf man Tarndrahtschlingen über die Angreifer; wenn der Gegner versuchte, sich von ihnen zu befreien, stellte er zu seinem Entsetzen fest, daß man sie zusammenzog und er in die Tiefe gerissen wurde. Jäger benutzen solche Schlingen bei ihrer Arbeit, und sie wissen, wie man sie mit Gewichten versehen muß.

Durch den Erfolg der improvisierten Waffen der Jäger und der Fischer geriet der Vorstoß an beiden Belagerungstürmen ins Stocken, was den Verteidigern ermöglichte, deren Platz auf der schwankenden Brücke zu übernehmen, wo sie schon Augenblicke später den Durchgang zum Turminnenen erkämpft hatten. Vor dem letzten Turm hatte man einfach einen der fast unsichtbaren Tarndrähte in Halshöhe zwischen zwei Pfosten gespannt. Normalerweise faßt man solchen Draht nur mit Handschuhen an. Er kann bis auf den Knochen schneiden. Er kann einem Tarn den Flügel kosten, Ich glaube nicht, daß die ersten Soldaten, die auf die Brustwehr zustürmten, ihn überhaupt bemerkten. Ihre zerschnittenen Körper waren ein Hindernis für die nachfolgenden Männer. Von allen Seiten stachen nun Piken auf die Brücke ein, die ein Stück in die Zitadelle hineinragte. Während sich dies alles abspielte, flogen Hunderte von Wurfhaken über die Brustwehr, und die daran befestigten Seile ächzten unter der Last der mit aller Kraft nach oben kletternden Soldaten, während Hunderte von Leitern an die Mauer gelehnt wurden. Die Männer aus Ar-Station eilten den Wehrgang entlang und durchschnitten so viele Seile wie nur möglich, und wo sie konnten, stießen sie die Leitern mit den langen Dreizacken zurück. Sie gossen siedendes Öl auf die nach oben kletternden Cosianer. Brennende Soldaten

sprangen von Leitern und Seilen. Aber trotzdem schafften es viele über die Mauer.

»Wir können sie nicht aufhalten!« rief ein Soldat aus Ar-Station.

Verstärkung kam die Treppen hinaufgelaufen. Auf dem Wehrgang wimmelte es nur so von Männern.

Die Verteidiger hatten in zwei Türmen die oberste Plattform erobert und gossen nun brennendes Öl in die Schächte. Auf zwei anderen schlugen Männer mit Äxten auf die Zugbrücken ein, um sie abzutrennen.

Ich sah, wie Armbrustbolzen auf kurze Entfernung abgefeuert wurden.

Klingen trafen aufeinander.

Ein Cosianer krümmte sich zusammen und stürzte von der Mauer.

Ich sah, wie einer unserer Leute von einer Klinge durchbohrt wurde, auf ein Knie sackte und über den Rand des Wehrgangs in den Innenhof fiel.

Ich sah, wie ein Verteidiger mit einer Fackel in der Hand aus einem Turm lief. Aus der Öffnung hinter ihm quoll Rauch. Belagerungsgeräte lassen sich leichter von innen anzünden als von außen. Andere Soldaten trugen brennende Holzscheite und mit Pech beschmierte Piken in einen Turm, der bereits in Flammen stand.

An einer anderen Stelle sprangen Männer zurück auf den Wehrgang, während hinter ihnen die durchtrennte Brücke zu Boden stürzte.

Schwitzende Cosianer, deren Augen hinter den Helmschlitzen einen wilden Ausdruck trugen, ließen die Seile und Leitern hinter sich und kämpften sich den Weg frei.

Eine der Katapultbesatzungen hatte ihr Geschütz mit einem weiteren großen Stein geladen. Mit gekrümmten Rücken drehten sie die Kurbel an der Winde, um den Wurfarm zu spannen. Einer von ihnen sackte über der Kurbel zusammen, einen Armbrustbolzen im Rücken. Dann wurde plötzlich der Riegel gelöst, und der mäch-

ige Wurfarm schleuderte vorwärts; der Stein krachte gegen einen Belagerungsturm; er wurde ein Stück herumgerissen und schwankte einen Augenblick lang, aber er fiel nicht. Doch die Zugbrücke ragte nun nur noch ins Leere.

Am linken Ende der Mauer beobachtete ich, wie immer mehr Cosianer aus ihrem Turm strömten. Der Tarndraht hielt sie nicht mehr auf. Sie überwandten das Hindernis buchstäblich auf den Rücken ihrer gefallenen Kameraden, so wie man eine Furt auf ein paar Steinen überquert. Ich schickte die kleine Reserve los, die ich hatte, um diesen Teil des Wehrgangs abzuriegeln. Da der Gang recht schmal war, hoffte ich, daß zwanzig Mann ihn gegen eintausend halten konnten, da von den Tausend immer nur zwanzig an der Spitze kämpfen konnten. Aber die Tausend waren gut genährt und stark, es waren richtige Soldaten, keine zusammengewürfelte Gruppe halb verhungelter Angehöriger der verschiedensten Kasten, von denen nicht mal einer von zehn der Kriegerkaste angehörte und kaum einer von fünf an den Waffen ausgebildet worden war.

Ich hatte meinen Befehlsstand über dem Haupttor aufgeschlagen, auf der erhöhten Plattform, auf der sich der Spieß in den Himmel erhob und die Flagge von Ar-Station noch immer trotzig im Wind flatterte. Es war ein guter Ort für einen Befehlsstand. Hier war die Mitte der Zitadellenmauer. Hier hätte ich Aemilianus erwartet.

Immer mehr Cosianer drängten auf die Mauer. Überall auf dem Wehrgang bildeten sie Brückenköpfe, wo der Kampf am heftigsten tobte. Die Männer, die ich zum westlichen Mauerende geschickt hatte, waren daran vorbeigelaufen. Ich habe oft erlebt, daß sich in einer Schlacht seltsame Dinge abspielen, die unerklärlich scheinen, und trotzdem geschehen sie. Ich habe häufig beobachtet, wie ein Mann sich seinen Weg zwischen den Kämpfenden bahnt, wie in einer Men-

schenmenge auf einem Markt, und niemand stellt sich ihm in den Weg oder schenkt ihm die geringste Aufmerksamkeit. Aber sobald ein Blickkontakt hergestellt wird, entbrennt ein Kampf bis zum Tod. Oder zwei Männer kämpfen Seite an Seite gegen zwei Gegner, dabei sind sie Feinde. Das reiterlose Tharlarion oder Kaiila gehorcht wie das reiterlose Pferd auf der Erde dem Fanfarensignal und greift an oder tritt den Rückzug an. Aber manchmal stehen die Tiere auch einfach nur ruhig da, während sich um sie herum der erbitterteste Kampf abspielt. Ich habe gesehen, wie Verwundete von ihren Trägern durch die Ränge der Kämpfenden getragen werden, während andere in aller Ruhe einen Toten plündern, obwohl um sie herum Klingen durch die Luft sausen. Manchmal bemerkt man in einer kurzen Atempause Dinge, denen man sonst nie Beachtung geschenkt hätte, den Lauf einer Ameise oder das unregelmäßige Muster eines Wasserflecks auf einem Stein, das der Beschaffenheit der verwitterten Oberfläche folgt.

Ich erinnere mich an eine Geschichte, die mir ein Krieger über einen Mann erzählte, der neben ihm auf dem Schlachtfeld starb. Der Mann lag auf dem Rücken, und seine letzten Worte lauteten: »Der Himmel ist sehr schön.« Wie mir der Erzähler versicherte, sah der Himmel in diesem Augenblick nicht anders aus als sonst auch. Diese Geschichte kann man nur schwer verstehen. Vielleicht hatte der Sterbende etwas anderes gesehen, oder aber er hatte in diesem Augenblick die Schönheit des Himmels erkannt. Ich ließ die Blicke schweifen und sah einen Mann aus Ar-Station, der mitten auf dem Dach eines Belagerungsturms stand. Er stand einfach da und schien die Aussicht zu bewundern. Ich bezweifelte nicht, daß sie atemberaubend war. Er winkte mir zu. Ich hob das Schwert und salutierte ihm.

Plötzlich löste sich zu meiner Rechten ein Cosianer

aus einer Gruppe von Kämpfenden und stürmte mit gezücktem Schwert die Treppe zu mir hinauf. Vermutlich wollte er die Ehre erringen, den Befehlshaber der Verteidiger zu töten. Doch dann spritzte unter seinem Helmrand Blut hervor, und er stürzte rücklings die Stufen hinunter.

Im Osten standen vier Belagerungstürme in Flammen.

Keine zwanzig Meter von mir entfernt wurde ein Seil durchtrennt, und Männer stürzten schreiend dem Boden entgegen.

Auf zwei Türmen schlugen Verteidiger auf die Kästen ein, in denen sich die Ketten verbargen, an denen man die Zugbrücken hinabließ. Nur wenige Brücken wurden mit Seilen bedient. Die hatte man einfach durchtrennt, und die Sturmbrücken hingen nun nutzlos von den Türmen hinunter. Die Cosianer versuchten, den gähnenden Abgrund mit Planken zu überwinden. Ich bezweifelte keinen Augenblick lang, daß man die Türme früher oder später unmittelbar an die Mauer fuhr. Das geschieht aus verschiedenen Gründen nicht beim ersten Angriff. Der Turm gelangt in die unmittelbare Reichweite der Verteidiger, die dann die Häute herunterreißen und den Turm mit brennendem Pech beschmieren oder ihn nach Belieben stürmen könnten. Außerdem kann man so verhindern, daß die Zugbrücken heruntergelassen werden, indem man sie mit Pfählen blockiert oder aber Eisenstäbe in die Ketten steckt. Es ist vorteilhafter für den Angreifer, den Turm ein Stück abseits der Mauer in Stellung zu bringen, dann hat man die Zugbrücke besser unter Kontrolle. Man kann sie bei einem Rückzug wieder in die Höhe ziehen und die Belagerungsmaschine auf diese Weise in eine uneinnehmbare Festung verwandeln, nur um sie irgendwann, vielleicht sogar in der Nacht, wieder zu senken und erneut einen Strom von Angreifern über ihre Planken zu schicken.

Ich sah einen Mann, der am Fuß der Mauer brennend davonlief, stürzte und sich am Boden wälzte.

Das dumpfe Dröhnen des Rammbocks hielt an. Allerdings klang es nun verändert. Ich fragte mich nach dem Grund.

Dann glaubte ich, das Schaben einer Leiter zu hören, die in meiner Nähe an die Mauer gelehnt wurde. Das überraschte mich, da die Brustwehr über dem Tor höher als selbst die längste Sturmleiter war.

Ich beobachtete, wie noch mehr Cosianer aus einem Turm quollen, die Brücke entlangliefen und im Tarndraht endeten, wo sie schon die Piken der Verteidiger erwarteten. Von meiner erhöhten Stellung aus konnte ich am Fuß der Mauer Hunderte von Cosianern und ihre Verbündeten sehen. Sie waren etwa neunzig Meter von der Zitadelle entfernt und schienen in aller Ruhe dem Kampf zuzusehen.

Hier und da versuchten die Verteidiger, Holzpfähle unter die Brückenenden zu stemmen. Es befanden sich Cosianer und Verteidiger auf der Brücke, was die Männer auf der Brustwehr aber nicht von ihren Versuchen abhielt. Bei zwei Türmen waren diese Bemühungen erfolgreich gewesen und die Brücken wieder oben. Aber die Cosianer hieben von innen auf die Planken ein, wobei sie die Brücken fast zerstörten, und zwangen sie wieder herunter.

Am Fuß der Mauer ertönte das gequälte Brüllen eines Tharlarion, und ich sah, wie man einige Echsen aus ihrem Geschirr befreite und sie von den brennenden Türmen fortführte. Eines riß sich los und rannte trotz der beruhigenden Rufe seines Führers auf die Stadt zu, und die Männer an den Belagerungsgeräten sprangen beiseite, um es vorbeizulassen.

Zu meiner Überraschung entdeckte ich in diesem Augenblick, wie nur wenige Schritte von mir entfernt eine Leiter zwischen zwei Zinnen auftauchte. Ich lief zu ihr hin und stieß mit dem Schwert nach dem Soldaten,



der bereits die Hand halb auf der Innenseite der Brüstung hatte. Er kippte zurück und stürzte in die Tiefe. Der Mann unter ihm hielt den Schild hoch. Ich kam nicht an ihn heran, aber im Gegenzug konnte er mich ebenfalls nicht angreifen. Ich beugte mich über die Brüstung und suchte mit der linken Hand einen sicheren Halt. Mein Gegner erklimmte die nächste Sprosse, und ich trat den Schild beiseite. Die Schildriemen hätten ihn beinahe von der Leiter gerissen, er rutschte ein paar Sprossen hinunter, fing sich aber wieder. Er sah nach oben. Ich konnte ihn nicht erreichen. Etwas raste kaum wahrnehmbar an mir vorbei und hinterließ einen bedrohlichen Laut. Dann zerschnitt etwas wie ein Messer meine Maske.

Ein Krieger versuchte, an dem Mann mit dem Schild vorbeizuklettern. Er hielt einen Speer. Im nächsten Moment war er eine Sprosse höher. Das Speerblatt zuckte in die Höhe und kratzte über die Innenseite der Zinne. Meine Hand schnellte vor, und ich ergriff den Speerschaft unmittelbar hinter der Spitze. Der Cosianer hielt ihn mit beiden Händen fest. Ich wollte den Speer haben. Doch aus meiner Position heraus konnte ich nicht genügend Hebelkraft gewinnen, um die Pfosten der Leiter zu bewegen. Er ließ nicht los. Dann glitt er von der Sprosse ab und baumelte in der Luft. Ein Armbrustbolzen prallte keine dreißig Zentimeter von meinem Gesicht entfernt gegen die Außenwand der Mauer. Es war, als hätte man einen Pickel in einen Block Eis gerammt, nur mit dem Unterschied, daß die umherfliegenden Splitter hier aus Stein waren. Der Cosianer klammerte sich verbissen an seinem Speer fest. Begriff er denn in diesem Augenblick des Entsetzens nicht, was ihn da eigentlich hielt, daß er nicht an dem Speer hing, sondern letztlich an mir? Ich sah ein, daß ich den Speer nicht bekommen würde und ließ los. Der Cosianer unternahm den verzweifelte Versuch, nach der Leiter zu greifen, aber er schaffte es nicht. Ich zog mich

ein Stück zurück. Wieder zischte etwas wie ein Atemhauch an meinem Ohr vorbei. Ich hörte, wie ein weiterer Angreifer hinaufkletterte, und dann noch einer. Rufe ertönten. Ich blickte zwischen den benachbarten Zinnen hindurch. Der Mann mit dem Schild hing noch immer mit einem Fuß in der Luft. Einer seiner Kameraden kletterte an ihm vorbei auf die Brustwehr zu. Ich kehrte an meinen ursprünglichen Standort zurück, um mich ihm entgegenzustellen, aber gerade, als er in Reichweite kam, ertönte ein Geräusch, als würde eine Faust auf Leder treffen, und er riß überrascht die Augen auf. Sein ganzer Körper versteifte sich, er warf Arme und Kopf zurück und stürzte in die Tiefe. Aus seinem Rücken ragte ein Armbrustbolzen.

Doch hinter ihm kam bereits der nächste Cosianer, und ich stellte mich ihm entgegen. Er wehrte meinen Schlag mit seiner Klinge ab. Das gelang ihm auch noch ein zweites Mal. Beim drittenmal schaffte er es nicht mehr. Er klammerte sich an der Leiter fest, verzerrte das Gesicht und rutschte blutverschmiert ein paar Sprossen in die Tiefe, bis er sich einen oder anderthalb Meter unter mir befand. Ich sah mich rasch um. Dann schob ich das Schwert in den Gürtel, an dem sich mein Geldbeutel und der Dolch in seiner Scheide befanden, und zwar beide an der linken Seite. Ich rannte zu dem Speiß und stemmte ihn aus seiner Halterung. Die Sklavin, die einst Lady Publia gewesen war, fing wild an zu zappeln und warf den Kopf herum, als wolle sie durch die Haube hindurchblicken, dabei stieß sie durch den Knebel einen fragenden, hilflosen, verängstigten Laut aus. Ich legte den Speiß auf den Boden, stemmte den Fuß gegen die Schwertscheide, den Gürtel und das Seil und zog kräftig, bis ich die Waffe in der Hand hielt.

Ich eilte zurück zur Sturmleiter. Ein Cosianer erschien gerade am Sims, und ich stieß mit dem langen Speiß nach ihm. Die Spitze war stumpf, doch das war Absicht, damit die Pfählung lange dauerte. Aber da ich

soviel Anlauf genommen hatte, durchbohrte sie den Soldaten und stieß ihn von der Leiter. Einen Augenblick lang wand er sich auf dem Spieß, dann stürzte er hinunter. Ich glaube, er prallte ein paar Meter tiefer noch einmal gegen die Leiter, denn ein Mann schrie auf.

Mit dem fünf Meter langen Spieß bewaffnet – was der Länge eines in der dritten oder vierten Reihe eingesetzten Phalanxspeeres entsprach – beugte ich mich über den Sims, und es gelang mir, die Spitze hinter die oberste Leitersprosse zu setzen. Niemand war in meiner Nähe. Der nächste Cosianer war der Schildträger, der sich eben zurückgezogen hatte. Er blickte auf, warf den Schild beiseite und begann mit aller Kraft auf den Spieß zuzuklettern, dann verharrte er. Die Leiter wurde von der Mauer fortgedrückt, vielleicht einen Meter. Ich verdoppelte meine Anstrengungen, und sie stand senkrecht da, allein von dem Spieß gehalten. Ein paar der Cosianer auf den unteren Sprossen sprangen bereits hinunter. Andere warfen sich mit ihrem ganzen Gewicht gegen die Sturmleiter, um sie wieder nach vorn zur Mauer zu zwingen. Einige wiederum klammerten sich einfach nur fest. Ich ging einen Schritt zurück und stemmte mich erneut gegen den Spieß. Die Leiter schwankte. Sie mußte umkippen! Aber sie tat es nicht. Statt dessen krachte sie gegen die Mauer, als der Spieß abrutschte. Ich setzte ihn erneut an, und die oberste Sprosse brach. Ich wünschte mir, ich hätte einen Dreizack oder eine der scharfen stählernen Halbmondklingen, die an einem Metallschaft befestigt und für eine solche Arbeit wie geschaffen sind. Der ehemalige Schildträger kletterte auf mich zu. Ich versuchte es erneut, und diesmal gelang es mir, die Spitze unter den linken Leiterpfosten zu zwängen. Ich drückte mit aller Kraft. Der Cosianer schlug die Eisenspitze aus dem Holz, aber ich trat zurück und stieß erneut zu, wobei ich ihn zwischen Arm und Körper traf. Der Spieß ver-

hing sich in seiner Tunika. Ich hoffte, seine Furcht gegen ihn benutzen zu können, seinen Widerwillen, die Leiter loszulassen, aber bevor ich ihn weit genug nach hinten drücken konnte, ließ er mit einer Hand los und drehte den Körper, so daß sich die Eisenspitze wieder löste. Ich gab nicht auf, und es gelang mir, den anderen Pfosten zu treffen. Die Sturmleiter rückte wieder von der Brustwehr ab, ich schob den Spieß einen halben Meter weiter vor, und dann noch einen, wobei meine schweißfeuchten Hände auf dem rutschigen Metall abzugleiten drohten, und einen Augenblick lang stand die Leiter senkrecht in der Luft. Einen Augenblick lang war der Ausgang ungewiß, und ich wußte nicht, ob ich es endlich geschafft hatte. Aber dann sprangen Männer aufschreiend in die Tiefe, und ich sah, wie sich die Leiter auf dem linken Pfosten drehte, woran zweifellos mehr die hektischen Bewegungen der Cosianer schuld waren als meine Bemühungen, und dann kippte sie um und zerbrach. Ich zog mich von dem Sims zurück, und zwei Armbrustbolzen verfehlten mich knapp. Vermutlich hatte mich die ganze Zeit, während ich mich mit der Sturmleiter abmühte, jemand unter Beschuß genommen, denn ich entdeckte mindestens einen neuen Kratzer im Stein. Ich hatte es nicht einmal bemerkt, obwohl ich die Treffer hätte hören müssen. Erst jetzt, im nachhinein, glaubte ich mich an seltsame vorbeizischende Geräusche zu erinnern.

Einer der beiden Burschen, die mir vor dem Angriff auf dem Wehrgang wegen ihrer Jugend aufgefallen waren, erschien auf der Plattform. Er hatte nur noch zwei Geschosse, eines steckte in der gespannten Armbrust, das andere hielt er in der Hand; es waren nicht einmal vernünftige Bolzen, sondern nur angespitzte Holzpflöcke. Selbst die stumpfen Bolzen, die eigentlich für die Vogeljagd bestimmt waren, hatte er verschossen. Ich hatte ihn und seinen Freund als Boten eingesetzt, ihn für den Westteil der Mauer, den anderen für

den Ostteil, in der Hoffnung, sie auf diese Weise aus dem Kampfgetümmel heraushalten zu können. »Sie können den Wehrgang nicht länger halten!« rief er. »Die Frontlinie bricht!«

Ich gab ihm neue Befehle, und er rannte zurück. Selbst wenn ich mit meinem Plan Erfolg hatte, würde ich den Wehrgang in der Nähe des Befehlsstandes nur noch wenige Ehn halten können. Ich sah nach Osten. Dort stürmte die nächste Abteilung Cosianer aus dem Belagerungsturm und stolperte über die im Tarndraht verfangenen Toten und Verletzten. Männer stellten sich ihnen mit Piken und Äxten in den Weg. Die Schläge des Rammbocks drangen mir wieder ins Bewußtsein. In den letzten paar Ehn hatten sie sich irgendwie anders angehört. Und wieso hatte die Sturmleiter bis zu meinem Befehlsstand reichen können? Ich ging zu den Zinnen, beugte mich über die Mauer und sah, daß das Dach des Unterstandes schräg aufwärts zeigte. Sie hatten vor dem Tor einen Hügel aus Trümmern, Sand, Felsbrocken und Leichen errichtet und den Rammbock die Schräge hinaufgestemmt. So landeten die Schläge auf der oberen Torhälfte, weit über der Barriere, die die Verteidiger auf der anderen Seite zur Verstärkung des Tores aufgeschüttet hatten. Darum klangen die Schläge des Rammbocks so verändert. Welche Anstrengungen es gekostet haben mußte, den langen Unterstand den steilen Hügel hinaufzuzwingen, wie mühsam die Arbeit der Männer an den Seilen sein mußte, den großen Rammbock aufwärts zu schwingen! Zwischen seinen rhythmischen Schlägen konnte ich die Hiebe unzähliger Hämmer und Äxte hören sowie das Klirren von Brechstangen und Meißeln; Eisen kreischte, als Männer versuchten, die Beschläge des Tores zu zertrümmern, um die Platten dann abzustemmen. Die Sturmleiter hatte nur wegen des künstlichen Hügels bis zur Brustwehr gereicht.

Ich trat zurück und richtete meine Aufmerksamkeit

auf die Westmauer. Die Verteidiger, die den Wehrgang bislang gehalten hatten, zogen sich plötzlich zurück. Sie hatten hinter einem Wall aus Toten gekämpft, der aus Cosianern und ihren eigenen Leuten bestand. Die Cosianer schienen einen Augenblick lang verblüfft, dann setzten sie jubelnd über die Leichen hinweg und nahmen die Verfolgung auf. Die Verteidiger blieben bei dem großen Kessel stehen, aus dem man die ganze Zeit mit dem kleinen Eimer Öl geschöpft hatte, stemmten sich gegen die Tragestangen und kippten ihn um. Brennendes Öl ergoß sich über den Wehrgang. Die Masse der Cosianer kam vor der breiten Flammenwand zum Stehen, einige liefen jedoch mitten in sie hinein. Viele starben in den Flammen. Andere drehten sich um und rannten brennend und schreiend zu ihren Kameraden zurück. Einige wenige schafften es bis auf die andere Seite und wurden dort niedergemacht. Zwar hatten wir mit diesem Rückzug den westlichen Wehrgang aufgegeben, aber dadurch verkleinerte sich das Gebiet, das verteidigt werden mußte, was wiederum die Anzahl der Verteidiger erhöhte. Die Cosianer, die die Mauer überwunden hatten, sahen sich nun einer viel stärkeren Gegenwehr gegenüber. Einige zogen sich sogar zu den Belagerungstürmen zurück, von denen vier lichterloh brannten. Ich sah, wie sich einige Soldaten trotzdem auf die Zugbrücken wagten, die unter ihnen zusammenbrachen.

Im Osten hatten die Cosianer an Boden gewonnen und den Tarndraht hinter sich gelassen. Die Männer aus Ar-Station wurden Schritt für Schritt zurückgedrängt. Der Feind erhielt immer mehr Verstärkung, die sich beeilte, in den Kampf einzugreifen. Der Wehrgang konnte nicht mehr lange gehalten werden.

Ich ging müde zu der gefesselten Sklavin, die nackt und mit verhülltem Kopf auf den Steinplatten lag. Mit dem Fuß drehte ich sie auf den Rücken. Ich ging in die Hocke, schnallte den Schwertgürtel auf und drehte sie

wieder auf den Bauch. Dann zog ich die Scheide unter den Seilschlingen hervor, die vom Speiß völlig verbeult war. Mit Händen und Füßen drückte ich sie so flach, wie es nur ging. Die Klinge paßte nun wieder einigermaßen hinein. Ich schnallte mir den Gürtel um und führte den Riemen über die rechte Schulter, wobei die Scheide auf der linken Hüfte ruhte, wie man sie auf dem Marsch trägt. Dies war eine sichere, stabile Trageweise. Der Vorteil des Tragens über der linken Schulter, wobei die Scheide an der linken Hüfte endet, liegt darin, daß man Gürtel und Scheide schnell abstreifen und sich einer möglichen Behinderung entledigen kann.

Der junge Armbrustschütze kam. Er hatte nur noch einen Bolzen. »Die Flammen auf dem Wehrgang verlöschen.« Er sah die Sklavin an. »Sie ist ja noch am Leben«, sagte er verblüfft.

»Ja.«

»Wie kann das sein?«

»Was glaubst du?« fragte ich.

»Ein Trick?«

»Ja.«

»Aber ich habe sie gepfählt auf dem Speiß hängen gesehen.«

»Sie war nur daran gefesselt, nicht gepfählt«, erwiderte ich.

»Wirst du sie jetzt töten?« fragte er.

»Nein. Nicht, wenn sie gehorcht.«

»Du sprichst von ihr wie von einer Sklavin.«

»Bist du eine Sklavin?« fragte ich das Mädchen. »Ein Laut heißt ja, zwei bedeuten nein.«

Sie stieß einen Laut aus.

»Das ist nicht Lady Claudia«, stieß der Junge hervor.

»Das geht dich nichts an.«

»Wo ist Lady Claudia, die Verräterin?«

»Das weiß ich nicht.«

»Es ist, wie Caledonius gesagt hat«, meinte er. »Du bist nicht Marsias.«

»Nein«, sagte ich. »Ich bin nicht Marsias.«

»Wer bist du dann?«

»Ich bin der Mann, den du als deinen Hauptmann anerkannt hast.«

»Ja, Hauptmann«, erwiderte er und hob die Armbrust zum Salut.

Ich gab ihm neue Befehle, nach deren Ausführung er wieder zur Plattform zurückkehren sollte. Dann bückte ich mich und löste die Fußfesseln meiner Sklavin. In diesem Augenblick kam der andere junge Bursche, der als Bote auf der Ostmauer diente, keuchend die Treppe heraufgestürmt.

»Sie brechen durch!«

Darauf hatte ich gewartet.

Auch er war überrascht, als er die Sklavin sah. »Das ist nicht Lady Claudia«, sagte er. Daraufhin ignorierte er sie. »Sie haben Bescheid gegeben. Das Tor geht in die Brüche.«

Ich gab ihm die gleichen Befehle wie seinem Gefährten; auch er sollte anschließend zu mir zurückkehren.

Danach begab ich mich noch einmal zur Brustwehr und ließ den Blick über den verbrannten, geschleiften Boden schweifen, die Belagerungsmaschinen, die Soldaten, die zerstörten Gebäude in der Ferne. Im Osten der Stadt gab es noch immer Rauchwolken. Dort brannte es schon seit Tagen, Ich konnte sogar die weit entfernte Stadtmauer sehen. Es schien schon so lange her zu sein, daß man sie durchbrochen hatte. Dann holte ich langsam die Flagge von Ar-Station ein. Das würden nicht die Cosianer tun. Ich verzichtete darauf, an ihrer Stelle ein anderes Tuch zu hissen.

»Wir haben uns bis zur Westtreppe zurückgezogen«, verkündete der Armbrustschütze atemlos den Vollzug meiner Befehle.

»Nimm die Sklavin und bring sie zu den Frauen und Kindern. Dann gehst du zu der Stelle des Wehrgangs, die an der Plattform hier vorbeiführt. Dort findest du



Sklavenringe im Boden. Nimm ein langes Seil und mach es dort fest.« Er nickte. »Dann gehst du zu deinen Kameraden und wartest auf mein Zeichen.«

»Ja, Hauptmann!«

Er wandte sich der Sklavin zu. »Hoch mit dir, Frau!« Die einstige Lady Publia gehorchte. Ich sah den beiden nach, wie sie die Treppe zum Wehrgang hinuntergingen.

Der andere Junge kam die Osttreppe hinauf.

»Die Fahne!« rief er.

Ich gab sie ihm. »Behalte sie«, sagte ich. »Eines Tages flattert sie vielleicht wieder im Wind.«

Tränen glitzerten in seinen Augen.

»Kehre zu deinen Kameraden zurück«, sagte ich. »Achte auf mein Signal. Ich werde mich hinter die Plattform stellen und es von dort aus geben.«

Er eilte fort.

Ich blickte über den Rand der Plattform. Der Schütze hatte sich zu seinen Kameraden gesellt. Er stand in der letzten Reihe.

Sein Gefährte stand auf der anderen Seite; er hatte sich in die Flagge gehüllt.

Es war wichtig, den Rückzug auf beiden Wehrgängen aufeinander abzustimmen, damit er geordnet durchgeführt wurde und es zu keinen Flankenangriffen kam. Ich glaubte, den Männern etwas Zeit verschaffen zu können, indem ich den Cosianern scheinbar eine erstrebenswerte Trophäe anbot: die Gefangennahme des Mauerkommandanten. Ich ging davon aus, daß sie in Anbetracht der an diesem Nachmittag erlittenen Verluste daran interessiert waren.

Unten ertönte das Pochen des Rammbocks; in die dröhnenden Schläge mischten sich die unverkennbaren Geräusche brechenden Holzes und zerspringender Eisenbeschläge.

Ich stieg die Treppe hinunter und eilte hinter die Plattform. Wie überall lagen auch hier Tote und Ver-

wundete, sowohl Angreifer als auch Verteidiger. Ein verwundeter Cosianer sah mich und versuchte, auf die Beine zu kommen. Er war blutüberströmt. Sein Bart war blutverkrustet. Seinen Helm hatte er verloren. Er konnte kaum die Klinge heben.

»Wie stehen die Dinge in Cos?« fragte ich.

»Gut«, antwortete er.

»Leg die Klinge nieder«, schlug ich vor.

Er überlegte einen Moment lang und zuckte dann mit den Schultern. Er konnte sie kaum halten.

Ich trat sie ihm aus der Hand.

»Es scheint, als gehörte der Tag euch«, sagte ich.

»Das ist wahr«, flüsterte er.

»Ruh dich aus.«

Er taumelte gegen die Mauer der Plattform, nicht weit von den Sklavenringen entfernt.

Von links und rechts drang das helle Klingen aufeinandertreffender Schwerter und das dumpfe Krachen von Eisen auf Schilder an meine Ohren. Ich drehte mich langsam einmal nach jeder Seite um und vergewisserte mich, daß meine beiden Boten mich sahen. Dann hob ich das Schwert in die Höhe und senkte es wieder. Sofort begannen die Verteidiger mit dem geordneten Rückzug, die hintersten Reihen machten den Anfang, die vorderste Reihe wich kämpfend zurück. Beide Seiten hielten auf die Treppen zu, die am nächsten waren, die beiden Tortreppen, die sich westlich und östlich des Tores befanden. Ihre Stufen waren schmaler als der Wehrgang und konnten daher von weniger Männern gehalten werden.

»He, ihr da!« rief ich den Cosianern zu und schwenkte das Schwert. Soldaten zeigten auf mich. Ich hatte keinen Zweifel, daß mich zumindest einige von ihnen auf der Plattform gesehen hatten und sich zusammenreimten, daß ich die Befehle auf der Mauer gegeben hatte.

Ich schob das Schwert in die Scheide.

Es muß so ausgesehen haben, als wären meine Fluchtwege abgeschnitten, als säße ich zwischen beiden Treppen fest. Außerdem hatte ich die Waffe weggesteckt. Bedeutete das nicht, daß ich mich in der Falle wähnte, was tatsächlich der Fall zu sein schien, daß ich mich aus diesem Grund entschlossen hatte, keine Gegenwehr zu leisten, sondern mich zu ergeben?

Beinahe gleichzeitig stürmten auf beiden Seiten etwa zwei Dutzend Cosianer los. Andere blieben auf Höhe der Treppen stehen, um sich die Angelegenheit nicht entgehen zu lassen. Das würde einigen Druck von den umkämpften Treppen nehmen. Der Rückzug meiner Verteidiger würde sich einfacher gestalten und ihnen die nötige Zeit verschaffen, um Tore zu schließen und Gänge abzuriegeln.

Mit dem Fuß stieß ich die Taurolle am Rand des Wehrgangs in die Tiefe, bückte mich und kletterte so schnell wie möglich nach unten. Ich rutschte das Seil nicht hinunter, da meine Hände ungeschützt waren. Schon zwölf Meter reichen aus, um einem die Haut von den Händen zu brennen. Es kann durchaus zur Folge haben, daß man wochenlang ein hilfloser Krüppel ist. Unter bestimmten Umständen mag das ein akzeptabler Preis sein, aber nicht, wenn man damit rechnen muß, bald wieder ein Schwert zu führen.

Auf dem Hof lag ein Hügel aus Trümmern, Sand und Gestein, und sobald ich ihn erreichte, eilte ich rutschend und springend hinunter, wobei ich mich noch immer an dem Seil festhielt. Erst als ich den Boden des Innenhofs erreicht hatte, wagte ich einen Blick in die Höhe, um festzustellen, ob sich oben auf dem Wehrgang Armbrustschützen versammelt hatten. Es war keiner zu sehen. Ein oder zwei Cosianer sahen aus, als dächten sie darüber nach, mir das Seil hinunter zu folgen, aber sie taten es nicht. Auf dem Schutthügel würden sie einen unsicheren Stand haben, und im Hof selbst liefen sie Gefahr, daß sie für einige Zeit von ihren

Kameraden abgeschnitten waren. Schließlich konnte sich nur einer nach dem anderen an dem Seil herablassen. Alles in allem konnte ich ihnen ihr Zögern nicht verdenken.

»Gut gemacht«, sagte eine junge Stimme.

Ich drehte mich um. Es war der Armbrustschütze, mein Bote.

»Ich habe mir gedacht, daß das dein Plan ist, nachdem ich das Seil dort befestigen sollte«, sagte er.

Ich grinste. »Du bist ein schlauer Bursche.«

»Also habe ich deinen Abstieg gedeckt.«

Das war also noch ein Grund gewesen, warum mir niemand das Seil hinunter gefolgt war. Im Gegensatz zu mir hatten ihn die Cosianer auf dem Wehrgang gesehen. Sicher, er hatte nur noch einen Bolzen für seine Armbrust. Aber keiner hatte den Anfang machen wollen.

»Du bist ein tapferer junger Bursche«, sagte ich, »mit nur einem Schuß herzukommen.«

»Ich werde schon irgendwo Bolzen auftreiben«, sagte er.

»Danke.«

»Nicht der Rede wert«, sagte er.

Der Flaggenträger, mein anderer Bote, betrat den Hof. Er sah zum Wehrgang hoch. Die Cosianer verschwanden und eilten zu den Treppen.

»Die Zitadelle wird geräumt«, verkündete er.

»Wir werden uns in den Hafen zurückziehen«, sagte der Armbrustschütze. »Dort wird die letzte Schlacht stattfinden.«

»Wir haben ihnen einen guten Kampf geliefert«, meinte sein Freund.

»Der Meinung bin ich auch.«

»Ich möchte, daß ihr zu den Frauen und Kindern geht«, sagte ich.

»Wir würden lieber hier bei dir bleiben, Hauptmann«, sagte der Armbrustschütze.

»Die Frauen und Kinder werden euch brauchen«, sagte ich.

»Und du?«

»Ich will sehen, wie die Dinge am Zitadellentor stehen.«

Er hob die Armbrust zum Salut. Dann verschwanden die beiden durch ein Innenportal am anderen Ende des Hofes. Ich begab mich zu einem der kleineren Seitenportale und lief den sich anschließenden Korridor entlang bis in die Nähe des Haupttores. Das Tor, das ebenfalls in einen Hof führte, setzte sich aus einem Innen- und einem Außentor zusammen, zwischen denen sich ein überdachter, etwa zwölf Meter langer Gang erstreckte. Ich traf auf sich zurückziehende Verteidiger.

»Wir geben das Tor auf, Marsias«, sprach mich einer der Männer an. »Komm mit uns!«

Ich nickte. Erst danach begriff ich, daß er mich als Marsias angesprochen hatte, und mir fiel wieder ein, daß ich noch immer die Kapuze trug. Einer der Männer auf der Mauer hatte erkannt, daß ich eben nicht dieser Marsias war. Trotzdem waren sie alle meinem Befehl gefolgt.

Ich kam in dem geschlossenen Gang zwischen dem Innen- und dem Außentor heraus. Das untere Drittel des Außentores wurde von einem gewaltigen Hügel aus Sand, Felsen und allen möglichen sperrigen Dingen blockiert. Es war so gut wie unmöglich, den Rammbock in den schmalen Gang zu fahren.

An der Seite des Ganges saß Aemilianus auf einem Stein und hielt sich den Kopf. Er blutete. Männer aus allen Teilen der Zitadelle eilten an ihm vorbei, vermutlich auf dem Weg in den Hafen.

Plötzlich erscholl über unseren Köpfen ein berstendes Geräusch, als Holz zersplitterte, und dann schoß ein fast zwei Meter großer Kopf aus schwarzem Eisen, einem mythologischen Ungeheuer gleich, über den Rand des Schutthügels; er hatte an beiden Seiten ge-

wundene Hörner und war einem ausgewachsenen Verrbock nachempfunden.

Ich hatte so ein Ding noch nie aus dieser Nähe gesehen. Ich zog das Schwert und eilte den Schutthügel hoch, um mir den Rammbock genau anzusehen, aber als ich näher kam, schwang er gefangen in seinem Rhythmus wieder zurück. Ich konnte durch das Loch undeutlich Gestalten ausmachen, die sich aufgeregt bewegten. Dann mußte ich mich auch schon zurückziehen und meine Augen schützen, denn der Riesenverr durchbrach das Tor erneut und schleuderte Holzsplitter durch die Luft. Er war keinen halben Meter von mir entfernt. Ich streckte die Hand aus und berührte ihn. Als er diesmal zurückschwang, blickte ich den langen Schaft entlang ins Innere des Unterstandes; der Rammbock hatte eine Länge von fünfzehn Metern und ruhte in zahlreichen Lederschlingen, er wurde mit Seilen von mindestens einhundert Männern bedient, die mit nacktem Oberkörper schweißgebadet im Schutz des Unterstandes standen und ihre Arbeit taten. Als er diesmal zurückgezogen wurde, sprang plötzlich ein Cosianer durch die Öffnung, und ich parierte seinen Schwerthieb und durchbohrte ihn, obwohl ich vermutlich genauso überrascht gewesen war wie er. Seine Kameraden zogen ihn blutend in Sicherheit. Rufe ertönten, und ich begab mich mit einem Sprung erneut zur Seite und bedeckte die Augen, während der gewaltige Kopf sich erneut seinen Weg durch das Außentor der Zitadelle bahnte.

Ich blieb in der Nähe des Durchbruchs stehen, aber diesmal stürmte niemand durch ihn hindurch. Ich blickte wieder am Schaft des Rammbocks entlang in den Unterstand mit den vielen Männern. Ein Armbrustbolzen verfehlte mich. Ich hörte, wie es hinter mir polterte; der westliche Korridor wurde versperrt, als man die Stützen eines mit Felsen beladenen Gerüsts wegschlug. Aemilianus blieb blutend auf dem Stein sit-

zen. An seiner Seite harrten zwei seiner Männer aus, einer trug die Abzeichen eines Offiziers. Vermutlich waren es seine Adjutanten. »Komm schon«, hörte ich jemanden rufen, womit vermutlich Aemilianus gemeint war. »Wir schließen jetzt den Ostgang!« Irgendwo in der Nähe des Hafens ertönte ein Fanfarenstoß. »Das ist das Zeichen zum Rückzug!« rief der Adjutant. »Wie du befohlen hast. Komm mit, Kommandant!« Also wurde die Zitadelle aufgegeben. Aber Aemilianus rührte sich nicht von der Stelle. Ich roch Rauch. Plötzlich erschien wieder ein Cosianer in dem Loch, das man in das Tor geschlagen hatte. Unsere Schwerter trafen dreimal aufeinander, dann verschwand er wieder. Ich warf mich zur Seite, und der Rammbock raste an mir vorbei. Wieder erschien ein Soldat in der Öffnung, gefolgt von zwei Kameraden. Funken flogen durch die Luft, als Stahl auf Stahl traf. »Vorsicht!« brüllte jemand vor dem Tor. Im Gegensatz zu meinem Gegner konnte ich sehen, daß der Rammbock vorwärts donnerte. Er mußte die Gefahr gekannt haben, hatte aber vermutlich nicht damit gerechnet, an der Öffnung festgehalten zu werden. Er ließ von mir ab, und seine beiden Kameraden sprangen zur Seite, um ihm Platz zu machen, aber es war zu spät. Der Eisenverr traf ihn, schmetterte ihn gegen die Trümmer und trug ihn dann noch anderthalb Meter durch die Luft, bis er sich löste und den Schutthügel hinunterrollte. Zwei Teile eines Körpers blieben liegen. Der Verrschädel und die Torseite waren blutbespritzt. Mehrere Männer versammelten sich in ihrer Nähe.

»Haltet die Ramme an!« rief jemand, während ein Speer nach mir stach. Aber der Rammbock raste wieder heran. Ich packte den Speer ein Stück unterhalb der Spitze. Er zerbrach wie ein Zweig, als der gigantische Kopf wieder herandonnerte. Ich warf den Rest fort. Der Vorderteil des Rammbocks mit seinen Hörnern war so gebaut, daß er sich nicht in der von ihm geschaffenen

Öffnung verkeilte und dort steckenblieb. Der Versuch, einfach ein paar der Balken, die aus dem Schutt ragten, hinter die Hörner zu schieben und ihn so zu blockieren, war von vornherein zum Scheitern verurteilt. Der Schutt war nicht zu gebrauchen. Doch die Felsbrocken konnten als Notbehelf dienen. Wieder forderte jemand lautstark, den Rammbock zum Stehen zu bringen, aber er mußte mindestens noch einmal nach vorn schwingen. Die Soldaten zögerten mit ihrem Angriff. Dann rückte der riesige Eisenschädel wieder in mein Blickfeld und wurde scheinbar unaufhaltsam größer. Als die blutige Ramme durch das Tor brach, stemmte ich mich gegen einen großen Felsblock, der aus dem Schutt herausragte, und rollte ihn vor die Unterkante der Öffnung. Ein Knirschen erfüllte die Luft, als beim Rückschwung Eisen und Fels aufeinandertrafen; die Ramme kam zum Stehen. Den Männern an den Seilen war der Schwung genommen, aber sie konnten versuchen, den Schaft zurückzuziehen oder ihn wieder ein Stück nach vorn bringen, bis er genug Schwung hatte, um das Hindernis zu überwinden.

Eine Klinge zwängte sich zwischen Rammbock und Tor und stach nach mir, gefolgt von einem Speer. Der große Verrschädel rückte ein paar Zentimeter nach vorn und wieder zurück. Die Soldaten versuchten, den Felsblock mit Speeren zur Seite zu stoßen. Hier konnte ich nichts mehr ausrichten. Sobald sie den Rammbock aus der Öffnung gezogen hatten, würden sie ihn festhalten, und die Soldaten hatten freie Bahn. Ich konnte das Tor nicht lange verteidigen, nicht gegen Armbrüste, nicht ohne Schild. Die Ramme bewegte sich wieder. Ich schob das Schwert in die Scheide, rutschte und lief den Schutthaufen hinunter und landete auf dem Steinboden. Aemilianus sah mich teilnahmslos an. Männer warteten vor dem Gerüst, das die Steinlast hielt, die den Ostkorridor blockieren würde. Ich verspürte nicht die geringste Lust, hier festzusitzen, wenn die Cosianer



kamen. »Helft mir«, sagte ich zu den beiden Offizieren, die treu bei Aemilianus ausharrten.

»Geht«, sagte Aemilianus. »Ich werde hierbleiben.«

»Ich trage ihn, oder ihr stützt ihn«, sagte ich.

»Wer bist du?« fragte Aemilianus.

In diesem Augenblick ertönte vor dem Tor Jubel, und der von den Speeren beiseite gedrückte Felsblock rollte den Schuttberg hinunter. Gleichzeitig schwang die Ramme zurück.

»Hört auf!« rief Aemilianus, aber seine Leute hatten ihn bei den Armen gepackt, legten sie sich über die Schultern und schleppten ihn auf den Ostkorridor zu.

Ich blickte hoch und sah vier oder fünf Cosianer über den Schutthaufen schleichen.

Sofort wich ich auf den Ostkorridor zu.

»Hier ist es aber dunkel«, sagte einer der Cosianer. Zwei seiner Kameraden zwängten sich an ihm vorbei und sahen von oben in den Torgang.

Hinter mir hörte ich die Schläge von Holzhämmern, die auf die Gerüststützen einhieben.

»Laßt sie nicht entkommen!« rief ein Cosianer.

»Greift sie von den Seiten an!« rief ich, als würden Männer im Hinterhalt warten.

Die zwölf Cosianer, die sich mittlerweile durch das zerstörte Tor geschoben hatten, blieben unvermittelt stehen und sahen sich wild um.

Ich schlüpfte durch den Torbogen des Ostkorridors. Im gleichen Augenblick schlug man die letzten Stützen weg, und Steine und Geröll stürzten in einer gewaltigen Staubwolke in die Tiefe.

Die anderen Männer und ich waren keine zehn Schritte in den Korridor eingedrungen, als man hinter uns die ersten Steine aus der Blockade riß. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß die Cosianer ohne Gegenwehr länger als ein paar Ehn brauchten, um sich einen Weg in den Korridor zu bahnen.

Plötzlich wurden Schwerter gezogen und der Gang

von Männern versperrt, die zweifellos über die Mauer gekommen waren. Allerdings trugen sie nicht das Blau der Cosianer, sondern lediglich blaue Armbinden. Aemilianus, seine beiden Offiziere, die beiden Männer, die den Korridor blockiert hatten und ich blieben stehen.

»He, Leute!« rief ich. »Seht den Glanz des Goldes!« Ich zog die Goldstücke aus dem Geldbeutel, die ich Lady Publia in der Zelle abgenommen hatte. Ich warf sie an den Männern vorbei in den links abzweigenden Gang hinein, aus dem sie gekommen waren.

»Gold oder Stahl?« fragte ich.

»Warum nicht beides?« fragte einer der Söldner und trat einen Schritt vor. Im nächsten Augenblick lag er tot am Boden.

»Gold«, sagte einer seiner Kameraden mit einem Grinsen. Dann wichen er und die anderen in den Seitengang zurück, in den ich die Münzen geworfen hatte, und machten sich in dem Dämmerlicht daran, sie aufzulesen.

Ich wischte meine Klinge an der Tunika des Burschen ab, der sich uns hatte entgegenstellen wollen.

»Du bist nicht Marsias«, sagte einer Männer. Ich erkannte ihn wieder. Er war auf der Mauer gewesen. Sein Name war Caledonius.

»Nein.« Ich bückte mich, nahm dem Toten den Geldbeutel ab und steckte die drei Münzen ein, die sich darin befanden.

Caledonius schloß die Tür zu dem Korridor, in den ich das Geld geworfen hatte.

An einem Ort wie dieser Zitadelle ist man sehr vorsichtig, was geschlossene Türen angeht, vor allem in Kriegszeiten. Man öffnet sie behutsam oder tritt sie auf, geht in Deckung und wartet. Man platzt nicht einfach herein. Denn man weiß nie, was sich auf der anderen Seite befindet.

»Laß uns weitergehen«, sagte Caledonius.

Unsere kleine Gruppe setzte sich wieder in Bewe-

gung. »Da hinten wird es heller«, sagte ich. »Dort steht ein Tor offen.«

»Das ist das Tor zur Kaimauer und zu der Brücke, die zu dem Pier führt«, sagte einer der Offiziere.

Es fiel mir zu diesem Zeitpunkt nicht auf, aber hätte er mich für einen Bürger aus Ar-Station gehalten, hätte er sich diese Erklärung vermutlich gespart. Heute glaube ich, daß mehr als nur einer der Männer einen Verdacht hatte, wer sich unter der schwarzen Kapuze verbarg.

»Du hättest mich am Haupttor zum Sterben zurücklassen sollen«, sagte Aemilianus.

»Möchtest du nicht lieber im Sonnenlicht sterben?« fragte ich. »An der frischen Luft, unter dem blauen Himmel, mit Blick auf den Hafen, auf das Wasser?«

»Ich würde lieber vor den Mauern von Ar sterben, damit ich auf sie spucken kann«, erwiderte er.

»Es hat nie ein Entsatzheer gegeben«, sagte ich.

»Laß uns weitergehen«, sagte Caledonius. »Ich höre schon die Verfolger.«

»Und ich höre Frauen und Kinder«, sagte der Adjutant.

»Es ist eine Schande, vor ihren Augen zu sterben«, sagte Aemilianus. »Laßt mich hier, damit ich unsere Verfolger aufhalte, solange ich noch ein Schwert halten kann.«

»Bringt ihn mit«, befahl ich und ging auf das Tor zu.

»Und wer bist du?« fragte Caledonius.

»Jemand, der an diesem Nachmittag klarer denkt als andere,«

»Und warum sollte ausgerechnet dir das gelingen?«

»Vielleicht habe ich mehr zu essen bekommen«, erwiderte ich.

»Hauptmann, ich grüße dich!« rief der junge Armbrustschütze, der neben dem Tor zum Kai stand. Von dort führte eine geländerlose Brücke, die etwa zweihundert Meter Wasser überspannte, zu einer langen Pier mit Dutzenden von Anlegeplätzen. Jenseits des Hafens und des Walls aus aneinandergeketteten Flößen, der die Ausfahrt blockierte, schwammen fünf cosische Kriegsschiffe. Ausgebrannte Schiffswracks zerrten an ihren Ankern, an einigen Stellen ragten Mastspitzen aus dem Wasser.

»Hauptmann!« rief auch sein Freund.

»Hauptmann!« riefen andere der Männer, die auf der Mauer gekämpft hatten.

Auf der Kaimauer drängten sich Frauen und Kinder. Viele waren bereits zur Pier unterwegs.

»Kommandant, wir grüßen dich!« riefen die Männer, als sie Aemilianus bei uns entdeckten.

»Warum nennen sie dich Hauptmann?« wollte Aemilianus wissen.

»Er hat die Mauer befehligt«, rief ein Soldat. Ich erkannte sein Gesicht wieder; auch er hatte an der Brustwehr gekämpft.

»Du warst derjenige, der die Mauer solange gehalten hat?« fragte Aemilianus.

»Ich und ein paar Hundert deiner tapferen Männer wie diese hier«, erwiderte ich und zeigte auf die jungen Burschen an meiner Seite.

»Die Cosianer stehen auf der Innenmauer«, meldete ein Soldat.

Ich sah hoch. Da waren sie, auf der Mauer, die sich genau oberhalb des Kais befand. Einige hatten die Helme abgenommen und hielten die Köpfe in den Wind, der dort oben heftiger wehte.

»Sie können in die Menge schießen«, sagte ein Soldat.

»Aber sie haben es nicht getan«, sagte ein anderer.

»Sie warten auf den Kommandanten«, sagte ein dritter Mann.

»Mich bringt keiner in einem Käfig nach Cos, nackt und in Ketten«, sagte Aemilianus zu seinem Adjutanten, der ihn stützte. »Surilius, wenn das Ende gekommen ist, dann weißt du, was du zu tun hast.«

»Wie du wünschst, Kommandant«, erwiderte Surius mit belegter Stimme.

»Wie viele Leute haben sich hier eigentlich versammelt?« fragte ich einen der Umstehenden. Die Kai-mauer war wie der lange Pier voller Frauen und Kinder.

»Wer weiß das schon?« erhielt ich zur Antwort. »Meiner Meinung nach müssen das zweitausend oder dreitausend Frauen und Kinder sein, und vielleicht fünfhundert Männer. Ich weiß es nicht.«

»Von der gesamten Bevölkerung von Ar-Station?«

»Viele sind schon vor Monaten geflohen. Die ersten, als bekannt wurde, daß die Cosianer in Brundisium gelandet sind, die nächsten, als es Gerüchte gab, sie würden auf Ar-Station zumarschieren. Viele sind entkommen, bevor sich der Belagerungsring schloß. Die nächsten Flüchtlinge haben sich den Weg freigekauft, das war zu Anfang noch möglich, bevor die Cosianer diese hohen Verluste erlitten.«

»Gut und schön, aber als sich der Belagerungsring schloß, müssen sich doch Tausende von Menschen in der Stadt aufgehalten haben.«

»Das stimmt«, sagte der Mann verbittert.

»Und das hier ist alles, was davon übrig blieb?«

»Es hat Desertionen gegeben.«

»Trotzdem.«

»Etliche sind an Hunger oder Krankheit gestorben«, sagte er. »Und viele sind im Feuer umgekommen.«

Ich sah ihn an.

»Viele haben es nicht mehr bis zur Zitadelle geschafft. Zahlreiche Straßen, sogar ganze Bezirke, waren abgeschnitten.«

»Ich verstehe.«

»Warum ist die Verstärkung aus Ar nicht eingetroffen?«

»Ich weiß es nicht«, antwortete ich, obwohl ich es zu wissen glaubte.

»Man sagt, die Cosianer hätten in der Stadt Massaker verübt.«

»Das ist schon möglich«, erwiderte ich.

»Sie sind mit Wagen voller Beute vor der Zitadellenmauer vorbeimarschiert und mit unseren Frauen, die alle entkleidet und wie Sklavinnen gefesselt waren.«

Ich nickte. Natürlich hatte ich das in der Zelle nicht sehen können, aber es bestand kein Zweifel, daß es die Wahrheit war. Es war typisch goreanisch.

»Und doch sind noch viele hier.«

»Ja«, sagte ich und blickte mich auf dem überfüllten Kai und der Pier um. »Das ist wahr.«

»Es wird ein schreckliches Blutbad geben.«

Aemilianus saß ganz in der Nähe auf dem Boden. Der Adjutant stützte ihn, indem er ihn bei den Schultern hielt.

Ich sah zu der Mauer hoch.

Dann sprach ich ihn an. »Kommandant, viele deiner Bürger stehen in Schußweite der Mauer.« In der Tat dürfte es schwer gewesen sein, von dort oben zu schießen, ohne jemanden zu verfehlen.

»Ich bin müde«, erwiderte er.

»Viele haben Angst, den Pier zu betreten«, sagte Caledonius. »Sie haben Angst vor den cosischen Schiffen, daß der Floßwall geöffnet wird und sie durch die Lücke angreifen. Sie fürchten sich, den Kai und damit den Schutz der Zitadellenmauer zu verlassen.«

»Was für einen Schutz denn?« stieß ich ärgerlich hervor.

»Viele fürchten sich auch, über die Brücke zu gehen.«

»Im Wasser sind Haie«, sagte der Armbrustschütze.

»Man kann ihre Rückenflossen sehen«, sagte sein Freund. »Sieh nur, da vorn schwimmen zwei!«

»Blut wurde das Delta herabgespült«, sagte Caledonius verbittert. »Die Flußhaie kommen von so weit westlich wie Turmus. Aufgedunsene Deltahaie haben das Salzwasser des Deltas verlassen und verseuchen zwischen dem Delta und Ven die Ufer.«

»Aber es gibt noch einen viel bedeutsameren Grund, die Brücke zu meiden«, sagte ein anderer Soldat.

»Und der wäre?« fragte ich.

Er gab keine Antwort.

Plötzlich sah Aemilianus mich an. »Was hast du gesagt?«

Ich ging neben ihm in die Hocke. »Schick deine Leute auf den Pier und zerstöre die Brücke hinter ihnen. Dann können die Cosianer nur übers Wasser folgen.«

»Dort haben wir nichts zu essen«, sagte Caledonius.

»Das haben wir hier auch nicht«, erwiderte ich.

»Es macht doch keinen Unterschied mehr«, sagte Aemilianus müde.

»Aber es ist die einzig richtige Handlung«, sagte ich.

»Das Sehen fällt mir so schwer«, sagte er plötzlich.

»Macht eine Trage«, befahl ich. »Bringt den Kommandanten auf den Pier.«

Man schob zwei Speere durch ein Fischernetz und legte Aemilianus auf die so entstandene Trage.

Er öffnete die Augen.

»Da stehen Cosianer auf der Mauer!« sagte er. »Warum haben sich die Menschen nicht auf den Pier zurückgezogen?«

»Der Befehl dazu wurde nicht gegeben«, sagte ich.

»Wo ist Marcus Tulvinus?« fragte er.

»An deiner Seite«, sagte ein Offizier und trat vor.

»Zieht euch zur Pier zurück!«

»Das geht nicht.«

Aemilianus bemühte sich, ihn anzusehen.

»Es ist verboten, die Brücke zu betreten«, sagte Tulvinus. »Die Leute, die schon auf dem Pier sind, haben es vor dem Eintreffen der Cosianer auf der Mauer dorthin geschafft. Jetzt liegen dort die Leichen derjenigen, die es später versucht haben. Setze einen Fuß auf die Brücke, und hundert Armbrüste richten sich auf dich.«

»Es hat den Anschein, als bliebe uns die Wahl, hier oder dort zu sterben«, sagte Aemilianus.

»Ich wäre dafür, es den Cosianern weniger einfach zu machen«, sagte ich.

Aemilianus lächelte.

»Die Lage ist hoffnungslos«, sagte Tulvinus. »Ich werde die Bedingungen zur Übergabe in Erfahrung bringen.«

»Die Bedingungen der Cosianer?« Aemilianus lächelte.

»Seht nur, dort auf der Mauer!« rief Caledonius.

Hinter der Brustwehr stand ein hochgewachsener Mann, dessen Helmbusch von einem Kranz Sleenhaar umgeben wurde. Hinter ihm wurden Standarten in die Höhe gehoben.

»Es ist ihr Befehlshaber!«

»Kommandant?« fragte Tulvinus.

»Tu, was du für richtig hältst«, sagte Aemilianus erschöpft.

Tulvinus drehte sich um, zog ein weißes Tuch unter dem Umhang hervor, das er dort verborgen hatte, hob es hoch und trat zum Fuß der Mauer,

Diese Handlung wurde von den Cosianern mit Verachtung begrüßt. Der Mann mit dem Sleenhaar auf dem Helm regte sich nicht.

»Aemilianus erbittet die Bedingungen zur Übergabe!« rief Tulvinus.

Mir entging nicht, daß Aemilianus auf der Trage die Fäuste ballte.

Auf der Mauer erscholl Gelächter.



Eure Frauen sollen sich ausziehen«, rief ein Soldat, sich uns am Tor zeigen, damit wir sie einschätzen können!«

»Vielleicht gefallen uns ja einige.«

»Dem Rest können wir die Hälse durchschneiden!«

Der hochgewachsene Mann hinter der Brustwehr verriet kein Gefühl. Er betrachtete kühl die Szene, die sich ihm bot. Aus der Zitadelle stieg Rauch in den Himmel.

»Aemilianus hat zugestimmt, sich euch zu ergeben!« rief Tulvinus.

Aemilianus legte den Kopf zurück und schloß die Augen.

»Die Übergabebedingungen«, rief Tulvinus. »Wir wollen die Bedingungen erfahren.«

Der Mann auf der hohen Mauer hob die Hand; es war eine unscheinbare Geste.

»Nein!« rief Tulvinus. Er trat zurück, die Hand mit dem weißen Tuch senkte sich. »Nein!«

Zwei Armbrustschützen traten nach der Geste des Befehlshabers vor und legten an.

»Nein!« schrie Tulvinus und wich weiter zurück.

Die Armbrustbolzen schossen wie zwei metallene Vogel durch die Luft, man konnte das Sirren der Sehnen deutlich hören.

»Schildwall!« rief ich. »Alle Männer mit Schilden zu mir! Bildet den Schildwall!«

Männer eilten auf mich zu, hoben die Schilde und hielten sie so aneinander, daß sie sich an den Rändern überschnitten. Ich erzwang mir einen Weg zwischen den Männern und brachte ihre Schilde gewaltsam in die richtige Position. Um mich herum schlugen Armbrustbolzen ein. Tulvinus drehte sich um. Auf seinem Gesicht lag ein Ausdruck voller Verzweiflung und Unglauben. Dann stürzte er zu Boden. Die beiden Armbrustbolzen ragten aus seiner Brust.

»Zurück!« rief ich den schreienden Frauen und Kin-

dern zu, »Drückt euch so dicht an die Mauer, wie es nur geht! Zurück! Zurück!«

Aber viele flohen in unsere Richtung.

Ein Soldat stürzte von der Mauer, einen Bolzen in der Brust, der nicht befiedert war. Ein Seitenblick verriet mir, daß mein junger Schützenfreund seine Waffe senkte.

Geschosse regneten auf uns herab.

Ich kommandierte Männer dazu ab, mit ihren Schilden die auf die Brücke zulaufenden Frauen und Kinder zu schützen.

Mittlerweile hatten sich Hunderte von Schützen auf der Mauer versammelt. Aus der Brücke schienen Armbrustbolzen wie Gras zu sprießen. Viele der Schützen hatten offensichtlich den Befehl erhalten, die Brücke unter Beschuß zu nehmen und die Leute zwischen dem Wasser und der Mauer festzuhalten wie Schlachtvieh.

Ich ging hinter dem Schildwall in die Hocke. »Bringt den Kommandanten im Schutz der Schilde rüber«, befahl ich.

»Ich werde hierbleiben«, sagte Aemilianus.

»Du wirst von dort weiterbefehlen«, sagte ich.

»Ich werde hierbleiben!«

Ich gab den Trägern ein Zeichen, die das zwischen zwei Speeren gespannte Netz anhoben. Aemilianus streckte die Hand nach mir aus, und ich ergriff sie. Die Träger wurden von vier Schildträgern von der Mauer abgeschirmt und eilten geduckt auf die Brücke zu.

Die Frauen und Kinder, die sich an die Mauer drückten, hatten nichts von dem Beschuß zu befürchten. Es war nicht möglich, sie von der Brustwehr aus zu treffen.

Ich sah in die Höhe. Der Befehlshaber war verschwunden.

Nach kurzem Überlegen schickte ich Männer einzeln und in Gruppen aus dem Schildwall heraus, um Frauen und Kinder auf die Brücke zu holen. Sobald sie Erfolg

hatten, eilten sie wieder zurück, um noch mehr Leute in die zeitweilige Sicherheit des Schutzwalls zu holen.

Oben auf der Mauer ertönten Wutschreie.

Der junge Armbrustschütze huschte im Schutz eines Schildes, der von seinem Freund gehalten wurde, über die Brücke und sammelte Bolzen auf. Es waren prächtige, von Metallarbeitern gefertigte Geschosse, nicht angespitzte oder stumpfe Stöcke, die man nur dazu gebrauchen konnte, um Vögel zu betäuben. Er teilte sie an seine Kameraden aus, vergaß aber nicht, selbst welche zu behalten. Er war jung, aber seine Treffsicherheit war zum Fürchten. Er war in Hunderten von Angriffen auf die Mauer geschult worden.

Nun warfen einige der Cosianer Steine und Dachschindeln in die Tiefe.

Einer kippte plötzlich zurück, die Hände um einen Bolzen geklammert, der aus seinem Kinn ragte. Die Innenseite des Helmes hatte verhindert, daß das Geschloß seinen Kopf durchschlug.

Der junge Schütze legte den nächsten Bolzen in seine gespannte Armbrust ein.

Ich schickte noch ein paar Männer los, um die sich zusammenkauernenden Zivilisten zu schützen, bevor man sie von der Mauer wegbringen konnte, aber es nutzte nicht viel.

Viele flohen blindlings in Richtung Brücke und wurden niedergeschossen, bevor sie unseren Schildwall erreichten.

»Bleibt an der Mauer!« rief ich. Mein Blick fiel auf einen Cosianer, der einen Stein über den Kopf hielt. Er wurde angeschossen und verschwand von der Brustwehr.

Der junge Armbrustschütze lud nach.

»Es ist schwerer für sie, als ihnen lieb sein kann«, sagte ein Soldat.

»Sie werden jeden Moment aus dem Tor strömen«, meinte sein Kamerad.

»Und die Mauer herunter!« sagte ein dritter grimmig.

Er hatte kaum ausgesprochen, als das Innentor, das zum Kai führte, nach innen aufschwang und mit Helmen und Schilden ausgerüstete Cosianer sich mit Schwertern und Speeren auf die Verteidiger stürzten. Im gleichen Augenblick fielen Hunderte von Seilen von der Brustwehr in die Tiefe, und ein Soldat nach dem anderen ließ sich auf den Kai hinunter. Die Frauen und Kinder flohen voller Panik von der Mauer. Sie eilten weiter, genau auf uns zu, durchbrachen den Schildwall und liefen weiter auf die Brücke zu. Als die Schilde kippten, flogen Salve auf Salve von der Brustwehr, und Männer schrien getroffen auf.

»Vorwärts!« rief ich und hob den Schild eines Gefallenen auf. »Zur Mauer!« Hinter uns ertönten die Schreie der Frauen und Kinder, die sich auf der Brücke drängelten. Dazu kamen die Schreie derjenigen, die von dem reißenden Strom der Flüchtlinge von der Brücke ins Wasser gestoßen wurden. In der entstandenen Panik waren viele Menschen aus der Nähe der Zitadelle geflohen. Obwohl es sie dem Feuer der Angreifer auslieferte, verschaffte es uns Platz zum Kämpfen. Vor mir sprang ein Cosianer von dem Seil, und bevor er das Gleichgewicht wieder erringen konnte, war er tot. Ein anderer schrie, als ihm die Beine abgehackt wurden. Ein Cosianer landete genau auf einem Speer. Der Mann aus Ar-Station stemmte den Fuß gegen die Leiche, riß den Speer heraus und stieß ihn dem nächsten Angreifer in den Leib. Die Schlächtereier nahmen ihren Lauf. Einige versuchten mit nur einer Hand hinabzuklettern und mit der anderen zu kämpfen. An einigen Stellen packten je zwei Verteidiger das Seilende, zogen es zurück und schmetterten es solange gegen die Mauer, bis die daran hängenden Cosianer in die Tiefe stürzten. Die nachrückenden Angreifer zögerten, sich auf die erhobenen Klingen zu stürzen, die wie blitzende Stahlzähne auf sie warteten. Einige versuchten

an ihren Kameraden vorbeizuklettern, die sich verzweifelt an den Seilen festklammerten, nachdem sie gesehen hatten, was sie dort unten erwartete. Männer landeten auf dem Kai, um in Stücke gehackt zu werden. Manche versuchten vergeblich, wieder nach oben zu klettern, da sie an jenen, die über ihnen waren, nicht vorbeikamen. Ein paar Cosianer, die es bis zur Brustwehr schafften, wurden von den zustechenden Speeren der eigenen Männer zurückgetrieben, die sie anbrüllten. Wenn sie abstürzten, kam es vor, daß sie andere die zwanzig Meter bis zum Boden mit sich rissen; die Mauer an der Hafenseite war niedriger als an der Stadtseite.

Einige der Angreifer klammerten sich an den Seilen fest, zu keiner Bewegung fähig. Unter ihnen hielten die Bolzen blutige Ernte, da die Schützen in aller Ruhe zielen konnten. Einige der Verteidiger stellten sich sogar auf die Toten, um an die Männer an den Seilen heranzukommen. Wieder regneten Steine und Dachschindeln in die Tiefe. Ich sah, wie ein Mann in die Knie ging, nachdem sein Schild von einem Stein getroffen worden war. Einen Augenblick lang erschien er benommen. Dann kämpfte er sich unsicher wieder auf die Beine, um seinen Abschnitt der Mauer zu bewachen. Bolzen regneten herab. Sie trafen die Brücke wie Hagel. Frauen schrien. Einige riefen, man solle zurück zur Mauer fliehen. Vermutlich hielten sich viele der Schützen, die sich in der Sicherheit der Brustwehr befanden, an ihre ursprünglichen Befehle, die Brücke mit Sperrfeuer zu besetzen, um die Menge zurückzuhalten. Ein Kind rannte schreiend an mir vorbei, um sich gegen die Mauer zu drücken. Einen Augenblick später wurde es von einer Frau überholt, die es in ihren Umhang hüllte und sich mit ihm gemeinsam zusammenduckte. Wir wurden von Frauen angerempelt.

»Aus dem Weg!« schrie einer unserer Männer. Ein Cosianer rutschte im Schutz der Frauen das Seil hinunter. Er stieß einem Soldaten das Schwert in die Seite.

Doch ein Verteidiger sprang ihn von der anderen Seite an, und er prallte blutspuckend gegen die Mauer. Die Frau, die das Kind in ihrem Umhang beruhigte, sah zu, wie er zu Boden sank. Die Frau weinte. Ein Blick in die Runde verriet mir, daß die eigentliche Gefahr vom Tor kam, aus dem mittlerweile Hunderte von Cosianern auf den Kai stürmten. Ich eilte die Mauer entlang auf die linke Torseite zu.

»Zum Tor!« rief ich meinen Männern zu. »Zum Tor!« Mit blutigen Schwertern wandten sie sich um und eilten auf das Tor zu. Ich umging die Kämpfenden und kommandierte noch mehr Männer von der rechten Seite ab. Der Lederüberzug meines Schildes war gespickt mit Bolzen.

Ich kehrte zur Zitadelle zurück. Nur noch wenige Cosianer kletterten an den Seilen in die Tiefe. Vermutlich konnte man von der Brustwehr aus deutlicher sehen, wie die Angreifer mit jedem Hieb weiter vordrangen. Wenn sie die Brücke erreichten, würde dieser Fluchtweg endgültig versperrt sein. Das wollte ich mit allen Mitteln verhindern. Es lag mir nichts daran, die Kaimauer zu halten. Mein Hauptziel lag darin, alle zu evakuieren und auf den Pier zu schaffen. Sobald die Evakuierung abgeschlossen war, wollte ich die Brücke sperren. Ich griff mir zwei Soldaten und erteilte ihnen Befehle. Ich gab den Kai auf. Der erste lief zur linken Seite, sein Kamerad zur rechten. Zwei Reihen aus Männern mit Schilden bildeten sich. Diese Reihen nahmen ihren Anfang am Schlachtfeld vor dem Tor und endeten fast vierzig Meter hinter dem Brückenanfang.

Die Männer kauerten sich hinter ihren Schilden zusammen, die Schilde der Zitadelle zugewandt, und schufen eine offene Gasse, in Anbetracht der geringen Anzahl der Männer eine zwar spärliche, lückenhafte Deckung, aber besser als gar keine. Ein paar der Verteidiger in der Nähe der Mauer drängten die Frauen und

Kinder, die Schildgasse geduckt entlangzulaufen und sich in Sicherheit zu bringen. Viele taten es auch. Ich sah, daß die Frau mit dem Kind, das sie noch immer mit ihrem Umhang schützte, von Schild zu Schild rannte. Andere Frauen weigerten sich, aus Furcht oder Klugheit, an diesem gefährlichen Lauf teilzunehmen. Einige von ihnen schauten furchtsam zur Brustwehr hoch, dann nahmen sie die Schleier ab, schlugen die Kapuzen zurück und legten die Hände an die Kragen ihrer Gewänder.

Eine Frau sank neben mir auf die Knie und klammerte sich an meinen Beinen fest. Ich sah sie wütend an und erkannte sie. Es war Claudia, die noch immer das Lumpenkostüm der Lady Publia trug. Eine freie Frau in einem Gewand der Verhüllung spuckte sie im Vorbeigehen an. »Sklavin!« stieß sie hervor. Lady Claudia hielt mich nur noch fester umklammert und sah zu mir hoch. Ich schob sie mit dem Fuß in Richtung Zitadelle. »Verräterin!« sagte ich. Sie kroch zu mir zurück, schob den Schleier beiseite und drückte mir die Lippen auf den Fuß. »Zum Pier«, sagte ich. Sie sprang schluchzend auf und floh zur Brücke.

Jetzt, wo vor der Mauer nicht mehr mit Gegenwehr zu rechnen war, kletterten Cosianer nach unten. Mit einiger Erleichterung sah ich, wie kleine Boote vom Pier ablegten, die offenbar mit Fischern und anderen Männern, die es bis dorthin geschafft hatten, bemannt waren, und auf die Brücke zuhielten. Es gab für mich keinen Zweifel, daß Aemilianus den Befehl dazu gegeben hatte. Er hoffte vermutlich, daß sie bei der Evakuierung helfen konnten. Bei dem Beschuß erforderte es großen Mut, sich auf die Kaimauer zu wagen. Unübersehbar waren auch die Rückenflossen der Haie, die sich am Ufer und an der Brücke drängten. Es waren so viele, daß sie scheinbar eine feste Oberfläche bildeten, die begehbar aussah. Und doch wäre mir nicht im Traum eingefallen, auch nur einen Fuß auf diese unsi-

chere, sich ständig bewegende Fläche zu setzen. Das Wasser in Ufernähe schäumte unter ihren ungestümen Bewegungen. Ich glaube, sie fielen fast genauso oft übereinander her wie über die Menschen, die im Wasser landeten.

Ich sah mehr als nur eine Frau, die von der Brücke ins Hafenbecken stürzte und schreiend nach einem der Holzpfähle griff, um sich in Sicherheit zu bringen. Barfüßige Sklavinnen in ihren knappen Kleidern hatten sich unter die freien Frauen gemischt, die im Schutz der Schilde auf den Pier zueilten. Unter ihnen fiel mir eine nackte Frau ins Auge, deren Kopf in einer Haube steckte, die aus einer Männertunika gefertigt worden war. Eine freie Frau zog sie an der Leine um ihren Hals hinter sich her. Ich erkannte sie wieder. Es war die einstige Lady Publia.

Ich hatte den Eindruck, als hätten die Frauen, die den Mut oder den Willen hatten, sich auf die Brücke zu begeben, es mittlerweile getan. Das war auch gut so, denn die Verteidiger wurden zurückgedrängt und hatten die Brücke fast erreicht. Mehr als ein Hai schnellte aus dem Wasser. Die Cosianer setzten nach. Immer mehr von ihnen kamen aus dem Tor oder rutschten die Seile hinunter. Ich gab neue Befehle und schickte Soldaten los, um sie zu überbringen. Die beiden Reihen, die den Frauen und Kindern einen gewissen Schutz gegeben hatten, lösten sich auf, und die Männer zogen sich zurück, um die Flanken zu schützen. Ich stellte mich an den Rand der Brücke und schickte bei jeder sich bietenden Gelegenheit einen Mann nach dem anderen in Richtung Pier. Die meisten von ihnen schützten sich mit ihren Schilden und marschierten in zwei Reihen an den Männern vorbei, die noch immer ihre Stellung zu beiden Seiten der Brücke hielten. Der Strom der Zurückweichenden wurde immer dünner, während die Cosianer rasch näher kamen.

Ich harrete aus, während die Männer von Ar-Station



an mir vorbeigingen. Die ganze Zeit über hatte ich mich hinter dem Kampfgeschehen aufgehalten und Befehle erteilt. Jetzt trennten mich nur noch zwei Reihen vom Feind. In der Nähe der Zitadelle ertönten Schreie. Einige der nachrückenden Cosianer hielten sich vom Kampf fern und beschäftigten sich mit den Frauen. »Sie nehmen sich die Frauen!« rief ein Söldner. Er drehte sich um und lief zurück, und ein paar Männer schlossen sich ihm an. Der Angriff geriet einen Augenblick lang ins Stocken. Ich ergriff die Gelegenheit, um weitere Männer nach hinten zu schicken. Darin zog ich mich selbst drei Meter zurück. Schreie ertönten, als die Frauen ergriffen und versklavt wurden. Wieder zögerten die Cosianer. »Sie nehmen sich die Frauen«, rief ich ihnen zu, »und zwar die Leute, die ihre Schwerter nicht einmal blankgezogen haben!«

»Vorwärts!« trieb ein cosischer Offizier die Männer an. »Vorwärts!«

»Ihr bekommt keine Sklavinnen mehr ab!«

»Auf der Pier sind genug Sklavinnen für alle!« rief der Offizier.

»Seht nur, wie sie sich ausziehen, wie eilig sie es haben, versklavt zu werden!« rief ich.

Einige Soldaten in den hinteren Reihen drehten sich um. Ich beorderte weitere Männer zurück.

»Sie sind hübsch«, rief ich. »Sie betteln förmlich um einen Nasenring!«

Es stimmte, viele der Frauen hatten sich die Kleider vom Leib gerissen und knieten nun, einige mit gefalteten, andere mit ausgestreckten Händen, in verschiedenen Posen der Unterwerfung. Zwischen ihnen gingen Männer umher, manche mit blutigen Schwertern. Handgelenke wurden gefesselt.

»Ihr verliert eure Sklavinnen!« rief ich erneut.

»Sie werden später verteilt!« rief der Offizier seinen Männern zu.

»An wen denn?« höhnte ich. »An euch Männer, die

an vorderster Front schwitzen, oder an die Händler und Offiziere? Wer sagt euch denn, daß ihr überhaupt welche bekommt? Und wenn ja, habt ihr wirklich die freie Auswahl? Könnt ihr aus den schönsten auswählen? Was ist mit den Hunderten von Frauen, die bereits nach Brundisium und Cos und Tyros unterwegs sind? Hat man die etwa verteilt? Ich glaube, ihr werdet bei Lagerauktionen für den kümmerlichen Rest bieten müssen! War das nicht schon früher so? Ihr kämpft jetzt für Cos, nicht für eine freie Abteilung, deren Hauptmann in eurem Sinne handelt, der dafür sorgt, daß die Schönheiten ein Teil eures Lohns werden!«

»Er sagt die Wahrheit!« grollte ein Mann und zog sich zurück.

»Vorwärts!« brüllte der Offizier.

»Nehmt sie euch, solange ihr die Möglichkeit dazu habt. Sie warten auf euch vor der Zitadelle!«

»Hört nicht auf ihn!« rief der Offizier.

»O weh!« sagte ich. »Diejenigen, die nicht einmal gekämpft haben, nähern sich ihnen schon!«

Die Söldner verharrten unentschlossen.

Nur noch wenige Armbrustbolzen bohrten sich in die Brücke, da die Schützen auf der Brustwehr befürchten mußten, die eigenen Leute zu treffen.

Weitere Schreie ertönten.

»Vorwärts!« rief der Offizier.

Jetzt hörte man auch auf der Brücke das Wimmern und den Protest der Schönheiten, die gefesselt wurden.

»Zurück!« raunte ich den Männern zu, die mich umringten. »Begebt euch hinter mich!« Ich wandte mich wieder den Cosianern zu. »Es sind keine zweihundert mehr übrig, Jungs!« rief ich ihnen zu.

Inzwischen hatten alle Männer aus Ar-Station die Brücke betreten und zogen sich zu beiden Seiten von mir zurück. Ich gab leise Befehle. Diejenigen, die die Hauptlast des Abwehrkampfes getragen hatten, stellten

sich hinter die Männer mit den Schilden, die den Rückzug der Frauen gedeckt hatten. Dann erhoben sich die ausgeruhten Männer und rückten zu mir vor.

»Zieht euch zurück!« befahl der cosische Offizier wütend. Die Unschlüssigkeit seiner Männer war ihm genauso wenig entgangen wie die Tatsache, daß ich nun von ausgeruhten Kämpfern umringt wurde.

Einige Söldner brachen aus den hinteren Reihen aus und rannten zur Mauer, um sich ihren Teil der Beute zu sichern. Einige der Männer in den vordersten Reihen folgten ihrem Beispiel, zuerst wichen sie zurück, dann drehten sie sich um. Der Offizier versammelte genügend cosische Soldaten um sich, um zu verhindern, daß wir einen Gegenangriff starteten.

»Zieht euch langsam zurück«, sagte ich und setzte mich behutsam rückwärts in Bewegung. Die Cosianer rückten ein paar Meter auf die Brücke vor. Allerdings hatten sie es nicht eilig, sich in unsere Nähe zu wagen.

Wir sahen einen Hai, der die Kaimauer hochschnellte, einen Toten am Bein packte und ins Wasser zog.

»Zieht euch zurück und berichtet Aemilianus, daß die Evakuierung abgeschlossen ist. Er wird wissen, was er zu tun hat.«

Der Mann neben mir erschauerte. Es war kein Zufall, daß ich genau an dieser Stelle stehengeblieben war. Hier befand man sich außerhalb der Reichweite eines Armbrustbeschusses.

»Wir bleiben bei dir«, sagte der junge Schütze. Sein Freund, der andere junge Mann von der Mauer, der nun dessen Schild trug, war an seiner Seite.

»Nein«, sagte ich.

»Ist das ein Befehl, Hauptmann?«

»Ja«, erwiderte ich. »Das ist ein Befehl.«

Er und sein Freund zögerten kurz, dann drehten sie sich um und gingen in Richtung Pier.

»Der Rest von euch zieht sich jetzt ebenfalls zurück«, sagte ich.

»Du kannst die Brücke nicht allein halten«, sagte ein stämmiger, grauhaariger Krieger.

»Geht«, sagte ich. Ich hatte nicht die Absicht, einem von ihnen zu befehlen, an meiner Seite zu bleiben, nicht bei dem, was getan werden mußte. Und ich konnte mir auch nicht vorstellen, daß Aemilianus anders gehandelt hätte.

»Du wirst erfahrene Schwertkämpfer brauchen«, sagte der Krieger. »Am besten Träger der scharlachroten Tunika.«

»Geht.«

»Vier oder fünf dürften reichen.«

»Einschließlich meiner Person sind wir zu viert«, sagte eine Stimme hinter mir.

»Und ich bin der fünfte«, sagte der Grauhaarige.

Männer eilten über die Brücke.

Ich drehte mich überrascht um.

»Es wäre eine Ehre, in Gesellschaft von Marsias zu sterben«, sagte ein hochgewachsener Mann.

»Ich bin nicht Marsias«, erwiderte ich.

»Das ist eine Erleichterung«, sagte er grimmig, »weil mir dieses Problem schon Kopfzerbrechen bereitete. Weißt du, ich glaubte immer, ich sei Marsias.«

»Ich erkenne dich jetzt«, sagte ich.

»Ich fühle mich geschmeichelt.«

»Was macht dein Kopf?«

»In Anbetracht der Tatsache, daß er mit einem Ziegel einen mit großer Kraft geführten Schlag abbekommen hat, großartig.«

Ich sah mir den Mann neben ihm an. »Wie ich sehe, hast du dir eine neue Tunika besorgt.«

»Ja«, erwiderte er. »Meine wurde mir in einer Zelle gestohlen.«

»Dort habe ich eine gefunden«, gab ich zu.

»Eine Wache, die die Wände nach Löchern absuchte,

durch die möglicherweise Cosianer eindringen konnten, hat uns wachgerüttelt«, sagte Marsias. »Wie du dich vielleicht erinnerst, fand sie in einer gewissen Zelle ein ausgezeichnetes Beispiel einer solchen Bresche.«

»Ja«, antwortete ich.

»Wie du dir sicher denken kannst, hatten wir vor, dich auf der Stelle aufzuspüren, um das Konto auszugleichen, um es einmal so auszudrücken, aber die Cosianer mischten sich ein, wie es heute ihre Art zu sein scheint«, sagte Marsias. »Wir mußten das Loch in der Wand eine Ahn lang verteidigen. Als zum Rückzug geblasen wurde, erfuhren wir zu meiner großen Überraschung, daß ich der Held auf der Mauer und später dann am Tor war. Zumindest behaupteten das einige Männer. Diese Burschen und ich entschieden uns dann, dieses Geheimnis zu ergründen, was uns wohl gelungen ist.«

»Ihr habt mich gefunden«, sagte ich.

»Und werden an deiner Seite kämpfen«, sagte Marsias.

»Dafür bin ich dankbar.«

»Die Ruderboote kommen«, sagte einer der Soldaten.

»Die Cosianer haben sie wohl auch entdeckt«, sagte ich. An der Brücke und auf der Kaimauer herrschte beträchtliche Aufregung. Ich sah nun auch die Flaggen, die über die Mauer der Zitadelle hinausragten. Der Befehlshaber der cosischen Streitkräfte vor Ar-Station hatte seinen Vorteil genutzt. In den Booten, die vom Pier kamen – dieselben Boote, die zuvor die Frauen und Kinder evakuiert hatten –, saßen Männer mit Fackeln und Äxten. Vor der Zitadelle ankerten noch ein paar Boote, die sich vermutlich schon zuvor dort befunden hatten oder die man aus der Zitadelle gebracht hatte.

»Den Berichten der Männer auf der Mauer habe ich

entnommen, daß du die Verräterin Lady Claudia gepfählt hast«, sagte Marsias.

»Schon möglich«, entgegnete ich.

»Oder war es unsere bösertige kleine Wärerin Lady Publia?«

»Denk nicht drüber nach«, meinte ich.

»Das wäre eine Ironie gewesen«, sagte er.

»Zweifellos.«

»Und eine Verschwendung.«

»Zweifellos.«

Die kleinen Ruderboote näherten sich der Brücke.

»Ich vermute, daß gar keine Frau gepfählt wurde«, sagte Marsias.

»Eine interessante Vermutung.«

»Wenn das stimmt, wartet Lady Claudia, die vermutlich hier irgendwo in Lady Publias Lumpenkleid herumläuft, noch immer auf ihre Pfählung.« Er sah mich an. »Bist du anderer Meinung?«

»Sie versammeln sich vor der Brücke«, sagte ich.

Hinter uns hackten Äxte auf die Pfähle ein, auf denen die Brücke ruhte.

»Findest du nicht?« fragte Marsias.

»Du bist ein eifriger Bursche«, sagte ich. »Mir ist selten ein solch stures Pflichtbewußtsein begegnet.«

»Wenn du sie nicht gepfählt hast, dann offensichtlich deshalb, weil du es nicht wolltest, und du hast Ar-Station beigestanden, was auch immer dein Heimstein sein mag. Das ist ein Grund, warum ich jetzt an deiner Seite stehe, damit ich ohne Schuld meiner sehr unangenehmen, aber eindeutigen Pflicht in dieser Angelegenheit entgehen kann.«

»Ich hatte nicht verstanden«, sagte ich. »Es tut mir leid.«

»Aber sollten wir überleben, mußst du verstehen, daß wir versuchen müssen, die Gefangene in unsere Gewalt zu bekommen und das Urteil zu vollstrecken.«

»Die Cosianer!« rief ich.

Dann trafen Schwerter und Schilde mit metallischem Klirren aufeinander, als die Cosianer mit lauten Kriegsrufen auf uns zustürmten und die sechs Verteidiger – Marsias, die drei Soldaten aus der Zelle, der grauhaarige Krieger und ich – beinahe überrannten. Doch wir kämpften verbissen, um die Brücke zu halten.

Auf der langen Brücke zur Pier leisteten wir verbittert Widerstand.

Fünfzehn Meter hinter uns stand die Brücke in Flammen.

Die Bootsbesatzungen hieben mit Äxten auf die Planken und Pfähle der Brücke ein. Die meisten dieser Boote stammten aus Ar-Station und waren an den Anlegeplätzen festgemacht gewesen. Der Feind hatte sich ebenfalls Boote verschafft, mit denen er versuchte, unsere Stellung zu umgehen, um uns mit Armbrüsten unter Beschuß zu nehmen, doch die Boote aus Ar-Station verhinderten dies. Die Mannschaften hatten die Brücke in unmittelbarer Nähe zum Kai gedeckt, bis der cosische Befehlshaber seine Schützen losgeschickt hatte, um sie zurückzuwerfen.

Die Cosianer griffen vierzehnmal an. Beim fünften Angriff wurden Marsias und einer der Soldaten aus der Zelle schwer verwundet. Obwohl die Brücke zu diesem Zeitpunkt schon brannte, war sie doch noch soweit begehbar, daß sich die Verwundeten durch die Flammen und den Rauch zur Pier zurückziehen konnten. Ihre Plätze wurden zu meinem Erstaunen von einem anderen kräftigen Burschen aus Ar-Station eingenommen. Es hatte den Anschein, als würden hinter uns die Männer darum wetteifern, uns beistehen zu können. Nach dem siebten Angriff mußten zwei weitere Männer der ursprünglichen Gruppe – die beiden anderen Soldaten aus der Zelle – blutend aufgeben; sie konnten sich nicht mehr auf den Beinen halten. Fischer ließen sie in wartende Boote herab. Für die beiden kletterten zwei andere Krieger auf die Brücke, um ihren Platz einzunehmen. Danach waren von der ur-



sprünglichen Gruppe nur noch der Grauhaarige und ich übrig.

Rückenflossen durchschnitten die Wasseroberfläche und umkreisten die Boote, schwammen unter der Brücke hindurch, schlängelten sich an den Pfählen vorbei. Manchmal strebten sie plötzlich zusammen und schossen auf die Stelle zu, an der jemand im Wasser gelandet war, weil er gestolpert und von der Brücke gefallen war und blutend in die Tiefe stürzte. Aus dem Wasser ertönten Schreie, man sah ausgestreckte Hände und panische Blicke. Schäumende Gischt folgte, blutige Strudel und Griffe ins Leere, danach wurden die Körper unter Wasser gezerrt oder unter die Brücke gezogen, wo sie in den Schatten verschwanden. Gelegentlich sahen wir sogar die langen dunklen Formen, die einen Meter unter der Oberfläche schwammen, sowie die Bewegungen der kräftigen, senkrechten Schwanzflossen. Es kam vor, daß die Fische um ihre Beute kämpften, auch unter der Brücke, und dann schlugen ihre mächtigen Körper gegen die Pfähle. Ein Mann aus Ar-Station stand in einem kleinen Boot, schrie seinen Haß hinaus und stach wild mit der Pike auf einen der Schemen ein. Ich glaube, er schlitzte ihm den Rücken auf. Ein Cosianer schoß mit der Armbrust auf einen Flußräuber, der sein Boot umkreiste. Er tauchte unter, als sei er getroffen, und die Metallbefiederung des Bolzens verschwand mit der Rückenflosse im Wasser.

Zwischen den Angriffen schnappten wir keuchend nach Luft und kauerten uns hinter unsere Schilde, deren Ränder wir auf der Brücke abstützten. Sie viele Ehn lang hochzuhalten und einen Schlag nach dem anderen damit abzufangen, ist nach einiger Zeit schrecklich ermüdend für den Arm und läßt ihn schmerzen. Kein Wunder, daß Krieger oftmals mit Schilden üben, die mit zusätzlichen Gewichten beschwert sind. Verluste in den frühen Ahn einer Schlacht werden häufig durch Leichtsinn oder das Unvermögen verursacht,

den Schild richtig einzusetzen, um sich zu schützen. Das gilt vor allem für junge Krieger. In den späten Ahn einer Schlacht kommt es jedoch viel öfter zu Verlusten, weil die Kämpfer nicht mehr fähig sind, den Schild zu heben. Die Versuchung ist groß, ihn zu senken, um den Schmerz in den protestierenden Muskeln zu lindern. Hinzu kommt die Erschöpfung des Armes, die durch das Schwingen des Schwertes und die Verlangsamung der Reflexe durch Ermüdung hervorgerufen wird.

Selbstverständlich hat der Gegner die gleichen Probleme. Das muß man einfach wissen – genau wie die Tatsache, daß Schlachten oft mehrere Stunden dauern und manchmal zwei oder gar drei Tage lang immer wieder aufflammen –, wenn man gewisse Dinge verstehen will, die auf den ersten Blick sehr ungewöhnlich erscheinen, wie zum Beispiel die Atempausen zwischen den Angriffen, die ständigen Veränderungen im Gefüge der Reihen oder die gelegentlichen, scheinbar unbegreiflichen Waffenruhen, die sich an beliebigen Stellen der Schlachtenlinie durch eine stillschweigende Übereinkunft ergeben. Dort stehen Männer beider Seiten dann einfach herum, sehen sich an und unterhalten sich manchmal sogar miteinander. Ein weiterer Punkt ist die große Bedeutsamkeit des wohlüberlegten Einsatzes der Reserve.

Für denjenigen, der sich für derlei Dinge interessiert, sei angemerkt, daß es wohl solche Überlegungen waren, die dazu führten, die Phalanx allmählich durch das Karree zu ersetzen, wie es zur Zeit in der goreanischen Kriegskunst geschieht. Ein Karree ist taktisch gesehen nicht nur flexibler und kann in zerklüftetem Gelände eingesetzt werden, es erleichtert den Austausch der Frontlinie und ermöglicht das schnelle Heranführen ausgeruhter Truppen an entscheidende Punkte. Meiner Meinung nach ist der Erfolg vieler Generäle hauptsächlich auf den wohlüberlegten Einsatz der Reserve zurückzuführen.

Zum Beispiel Dietrich von Tarnburg: Obwohl man

ihn oft nur mit solchen Neuerungen wie dem schrägen Vorstoß oder dem Einsatz von Belagerungsgerät im Feld in Zusammenhang bringt, ist er meiner festen Überzeugung nach ebenfalls ein Meister im Einsatz der Reserve. Diese Meinung gründet sich auf meine Studien seiner Feldzüge in den Kommentaren des Minicius und den ›Tagebüchern‹, die einige Gelehrte Carl Commenius zuschreiben, einem Militärhistoriker aus Argentum. Es wird behauptet, Commenius sei ebenfalls ein Söldner gewesen. Ich kann nicht sagen, ob dies der Wahrheit entspricht, aber seine Tagebücher – falls sie tatsächlich von ihm verfaßt wurden – vermitteln den Eindruck, daß ihm das Feld keineswegs fremd war. Ich kann mir nicht vorstellen, daß alle dort dargestellten Kämpfe mit ihren vielen Einzelheiten sich nur auf die Berichte von Dritten stützen. Seine Beschreibungen von Rovere und Kargash haben für mich die Lebendigkeit und die Unmittelbarkeit eines aufmerksamen Augenzeugen. Ich kann nicht glauben, daß beispielsweise ein einfacher Soldat ein Detail wie den Verlust des Wasservorrates auf dem Schlachtfeld durch ein verängstigtes Tharlarion erwähnen würde. Natürlich wäre ihm so ein Vorfall nicht entgangen, aber er würde ihn wohl kaum in seinem Bericht über die Schlacht zur Sprache bringen. Davon abgesehen stellt sich die Frage, wie ein einfacher Gelehrter zu so vielen schönen Sklavinnen und einer festungsähnlichen Villa kommen sollte, wie Carl Commenius sie sein eigen nennt. Ich vermute, daß er vor langer Zeit ebenfalls zur Stelle war, wenn die Beute verteilt wurde.

»Sie ziehen sich zurück«, sagte der Soldat neben mir.

»Sie können hier nichts mehr ausrichten«, meinte ein anderer.

Wir sahen uns erschöpft um. Ein Großteil der Brücke stand in Flammen oder lag eingebrochen im Wasser. Bohlen trieben im Hafenbecken umher und stießen gegen die Pfähle.

»Wir haben die Brücke gehalten«, sagte der Grauhhaarige.

»Ja, das haben wir.«

Wir standen auf blutbeschmierten Holzplanken.

Es stimmte, wir hatten die Brücke gehalten.

Der Nachmittag war zur Hälfte vorüber. Wir standen am neuen Ende der Brücke, einer Brücke, die auf eine völlig sinnlose Weise an der Kaimauer ihren Anfang nahm und abrupt mit zersplitterten, zerschlagenen und angesengten Bohlen endete. Man hatte die Brücke hinter uns zerstört. Einige der Bootsbesatzungen hatten sich die Mühe gemacht, das Holz hinter uns mit Wasser zu tränken, um zu verhindern, daß die Flammen auf unseren Teil übergriffen, während ihre Kameraden die Pfähle durchtrennten. Trotzdem hatten wir die Hitze des Feuers in unseren Rücken gespürt. Es hatte auch Rauch gegeben, aber nicht genug, um das Geschehen auf der Brücke zu beeinflussen. Der Wind hatte sich zweimal gedreht, und der Qualm war an uns vorbeigeweht. Aus der Zitadelle war viel mehr Rauch aufgestiegen, doch der Wind, dessen Stärke seit dem frühen Nachmittag beträchtlich nachgelassen hatte, hatte ihn über den Hafen auf den Fluß hinausgetrieben.

»Sollen wir nun zur Pier schwimmen?«

»Was sonst?«

»Ich werde lieber auf die Boote warten.«

»Warum?«

»Ich habe nicht gern nasse Füße.«

Ich hörte dem Gerede der Männer nur mit halbem Ohr zu. Meine Aufmerksamkeit richtete sich auf die Rückenflossen, die im Wasser umherschwammen. Hier und dort geriet die Oberfläche in Bewegung, als würden sich einige Meter tiefer gewaltsame Handlungen abspielen. An einigen Stellen wurde das Hafenwasser ganz schmutzig. Diese aufgewirbelten Verfärbungen wurden vermutlich von Fischen verursacht, die verbis-

sen um Beute kämpften und dabei den Grund aufwirbelten.

Zu unserer Linken stieß ein kleines Boot sanft an einen Stützpfehl.

Wir waren zu elft. Zwei waren verwundet. Dazu gehörte der grauhaarige Bursche, der zu den ersten gehört hatte, die sich an meine Seite stellten. Er war beim letzten Angriff verletzt worden. Genau wie der andere Verwundete. Wie ließen die beiden ins Boot hinab. Zwei weitere Männer gesellten sich zu ihnen. Das kleine Boot schaukelte und wäre beinahe umgekippt.

»Wartet«, sagte der Mann an den Rudern und hob die Hand.

Wir sahen zu, wie er ablegte.

»Es sind jetzt weniger Fische zu sehen«, sagte ein Soldat,

»Bleib, wo du bist«, riet ich ihm. Seine Beobachtung stimmte, viele der Fische waren anscheinend verschwunden. Ich war sogar überzeugt davon, daß sie mit ihrer Beute im Maul in den Hafen, wenn nicht sogar in den Fluß hinausgeschwommen waren, vermutlich verfolgt von ihren weniger erfolgreichen Artgenossen. Trotzdem war das Wasser noch immer gefährlich. Manchmal verbergen sich Flußhaie wie Voskaale im Schatten der Piere und ihrer Pfähle, wo sie oft Beute in Form von Abfällen und anderen Leckerbissen machen. An einigen Stellen waren noch immer deutlich blutige Schlieren im Wasser sehen.

»Seht nur!« sagte der Soldat. Er zeigte auf die Zitadelle. Es sah so aus, als würden dort viele kleine Boote bereitgemacht sowie eine beträchtliche Zahl floßähnlicher Gebilde, die man aus allen möglichen Materialien aus der Zitadelle zusammengebaut hatte.

»Alles war umsonst«, sagte der Mann neben ihm. Dann sprachen sie alle.

»Der Hafen wird von cosischen Schiffen und der Floßkette versperrt. Eine Flucht ist unmöglich.«

»Anscheinend wollen sie nicht warten, bis wir verhungert sind.«

»Es sind ungeduldige Burschen.«

»Sie haben lange Zeit gewartet. Sie möchten die Sache eben heute nachmittag zu Ende bringen.«

»Das sollte nicht schwer sein.«

»Auf der Pier wird es ein Massaker geben. Dort gibt es keine Deckung. Alle stehen dort wie auf dem Präsentierteller. Was kann eine Handvoll Schilde da schon ausrichten? Nichts, oder so gut wie nichts. Sie können tun, was sie wollen. Sie können sich von den Booten und Flößen aus ihre Ziele suchen oder einen Frontalangriff starten.«

»Vermutlich werden sie ihren Landsleuten vor der Hafensperre ein Signal geben, damit sie gleichzeitig von zwei Seiten angreifen können.«

»Es ist alles vorbei.«

»Ja. In zwei oder drei Ahn wird alles vorbei sein.«

»Ihr beiden geht in das Boot«, sagte ich, als das nächste Ruderboot an den Pfahl stieß. Der Ruderer, ein Fischer, streckte die Hand aus, um den beiden Männern beim Einsteigen zu helfen. Wir hatten das letzte Boot überladen.

Jetzt waren wir nur noch zu fünft. Wir sahen zu, wie das Boot ablegte und langsam zur Pier ruderte.

»Ich hätte mich gern von meiner Gefährtin verabschiedet«, sagte ein Mann, offenbar ein Bürger.

»Vielleicht ist sie ja da draußen«, sagte sein Freund und legte ihm die Hand auf die Schulter.

»Wann wird es vorbei sein, was glaubt ihr?« fragte ein Soldat.

»Zur fünfzehnten Ahn«, erwiderte sein Kamerad grimmig.

»Das ist gut.«

»Wieso ist das gut?«

»Dann müssen wir nicht noch eine Abendmahlzeit versäumen.«

Kurze Zeit später legte ein weiteres der winzigen Boote an der Brücke an, und die beiden Soldaten stiegen ein.

Jetzt waren wir nur noch zu dritt.

»Die Frauen und Kinder tun mir unendlich leid«, sagte der Bürger und sah zur Pier hinüber. Dort drängten sich Zivilisten, es mußten zwischen zweitausend und zweitausendfünfhundert Frauen und Kinder sein, und allenfalls dreihundert kampfbereite Männer. Wenige Augenblicke später traf das nächste Ruderboot ein.

»Ich werde mit dir warten«, sagte der Bürger zu mir.

»Nein«, erwiderte ich. »Geh nur.«

Die beiden Männer kletterten vorsichtig in das Boot.

Ich blieb allein zurück.

Rechts von mir trieb ein Fragment der Brücke halb untergetaucht im Wasser. Ich sah über den Schildrand, dann erhob ich mich und nahm den Schild wieder hoch.

Ein einzelner Mann kam auf mich zu; er trug einen Helm, und sein Schwert steckte in der Scheide. Er hatte keinen Schild. Es schien ein langer Weg bis zu mir zu sein. Als er ein paar Meter von mir entfernt war, konnte ich seine Schritte hören. Das Wasser schlug gegen das Pfahlwerk unter der Brücke. Am Himmel ertönte der Schrei einer Voskmöwe. Aus der Zitadelle stieg noch immer Rauch auf, der vom Wind auf den Fluß hinaus getrieben wurde.

»Komm nicht näher«, sagte ich.

»Der Tag gehört Cos!«

Ich nickte.

»Es bleibt nur noch das Massaker auf der Pier zu erledigen.«

Darauf blieb ich ihm die Antwort schuldig.

»Und so war alles, was du getan hast, vergebens.«

Ich schwieg. Was hier geschehen war, war in die Annalen der Vergangenheit eingegangen. Die Geschichte hat Berge und Gipfel, und nicht alles ist der Prolog zu einem letzten Akt, dem nichts mehr folgt.

»Viele glauben, du kommst gar nicht aus Ar-Station«, sagte der Fremde.

Ich zuckte mit den Schultern.

»Du könntest ein Söldner sein«, fuhr er fort. »Cos braucht solche Männer. Ich komme im Auftrag von Aristimenes, dem Befehlshaber von Cos im Norden. Ihm hat deine Arbeit gefallen, auch wenn sie zu seinen Lasten ging. Ich habe hier einen Beutel voller Gold. Vermiete Cos dein Schwert, und er gehört dir.« Er ließ den Geldbeutel, dessen Riemen verschnürt waren, auf die Brücke fallen. Dann trat er einen Schritt zurück. »Siehst du«, sagte er. »Wir schlagen dir nicht den Kopf ab, während du dich danach bückst.«

»Ich bin heute nicht auf irgendwelchen Sold aus«, sagte ich.

»Dann kommst du also doch aus Ar-Station, oder gar aus Ar selbst?«

»Nein.«

»Mit dem Gold kommt ein Kommando und Frauen, ausgebildete Sklavinnen, die einen Mann auf alle erdenklichen Arten erfreuen können.«

»Aristimenes ist großzügig.«

»Wie lautet deine Antwort?«

»Ich will heute keinen Sold annehmen.«

»Und was ist mit den Frauen?« fragte er.

»Die nehme ich mir selbst.«

Er ging zu dem Gold und hob es auf. Dabei behielt er mich nicht einmal im Blickfeld. Ich wertete dies als Tribut an meine Ehre.

Er schob den Geldbeutel zurück in seine Tunika. »Du bist also kein Söldner?«

»Das habe ich nicht gesagt.«

»Entscheide dich für Cos.«

»Nicht heute.«

»Aber heute wäre ein guter Tag, um sich für Cos zu entscheiden«, sagte er mit einem Blick auf den Pier.



»Warum hat man Ar-Station keine Verstärkung geschickt?« fragte ich.

»Lurius aus Jad, der Ubar von Cos, wollte es nicht.«

»Ich verstehe.« Wie luftig mußten dann die Höhen des Verrates sein, der sich hinter den Mauern von Ar abspielte.

»Und der Wille von Lurius ist im Norden noch nicht vollkommen ausgeführt.«

Ich verstand nicht, was er damit sagen wollte.

»Ich habe dir das Gold von Cos gebracht«, sagte er. »Wenn ich zurückkehre, bringe ich seinen Stahl. Das ist dir doch bewußt, oder?«

»Die Brücke ist nun bedeutungslos«, sagte ich.

»Nicht für Aristimenes!«

»Ich wünsche dir alles Gute.«

»Ich wünsche dir auch alles Gute«, erwiderte er, drehte sich um und ging schnell auf den Kai zu. Er hatte noch keine fünf Schritte zurückgelegt, als eine Abteilung Cosianer, die bereits dort gewartet hatten, auf die Brücke eilten. Einen Augenblick lang war er wie ein Fels in ihrer Brandung, dann drehte er sich zu mir um. Gleichzeitig legte ein kleines Floß vom Ufer ab. Zwei der Männer, die auf mich zukamen, hatten es zu eilig und trennten sich von ihren Kameraden. Dem ersten schlug ich gegen den Schildrand, und da er sich nicht mehr abfangen konnte, stolperte er von der Brücke. Den zweiten Mann traf ich unterhalb des Schildes am Knie, und er sackte auf die Bohlen. »Wartet, Männer!« rief der Offizier, der mir das Angebot unterbreitet hatte. »Bleibt zusammen, gut so! Die Speere nach unten. Vorsichtig vorrücken. Dort steht nur ein Mann. Die Schwertkämpfer an die Flanken, hinter die Speerträger. Beide Seiten abdecken. Vorwärts.«

»Hilfe!« brüllte der Soldat im Wasser und griff in die Höhe. Er versuchte, einen Pfahl hochzuklettern, rutschte aber immer wieder ab. Er kam nicht an die Holzbohlen heran. Das Brückenstück, das sich zu mei-

ner Rechten befunden hatte, schwamm nun ein paar Meter vom verbrannten Brückenende entfernt im Hafenbecken.

»Halt!« befahl ich den anrückenden Cosianern.

Verblüfft blieben sie stehen.

Der Mann, dessen Bein ich aufgeschlitzt hatte, hinkte mühsam zu seinen Kameraden zurück. Blut strömte über sein Knie und die Riemen seiner stiefelähnlichen Sandalen. Sein Rückzug ließ sich anhand der Blutspur auf der Brücke zurückverfolgen.

Ich legte den Schild auf dem Boden ab und streckte dem Burschen im Wasser die Hand entgegen. Es waren weniger Fische als vorhin da, aber es war unwahrscheinlich, daß er noch lange dort allein herumplanschte. Unter ihm waren bereits zwei dunkle Schatten zu sehen.

»Bleibt stehen«, befahl der Offizier.

Der Mann im Wasser, der fast gelähmt vor Angst war und dessen Augen förmlich hervorquollen, packte meine Hand, und ich zog ihn auf die Brücke. Er blieb am ganzen Leib zitternd auf den nassen Bohlen liegen. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß mir so etwas vor einer Ahn gelungen wäre. Da wäre er schon längst in einem Rachen eines Besuchers aus dem Fluß, der von dem Blut im Wasser angelockt worden war, verschwunden gewesen.

Ich trat zurück und sah die Cosianer an.

Der Offizier hob sein Schwert und salutierte. Ich erwiderte den Salut. Seine Männer hämmerten mit den Schwertern auf ihre Schilde. Ich nahm auch ihre Ehrenbezeugung zur Kenntnis.

»Bei meiner Autorität und auf eigene Gefahr, nämlich mein Leben gegen deines, sollte meine Handlung Aristimenes mißfallen, biete ich dir erneut das Gold von Cos!« sagte der Offizier.

Ich schob das Schwert in die Scheide. »Ich nehme heute keinen Sold an«, sagte ich.

»Senkt die Speere«, befahl der Offizier. »Schwertkämpfer, an die Flanken.«

Da drehte ich mich plötzlich um und lief ans Ende der Brücke. Ich stieß mich ab und sprang auf das zur Hälfte untergetauchte Brückenteil. Es sank in die Tiefe, aber dann hob es sich wieder. Einen Moment später drängten sich die Cosianer an dem zersplitterten Ende. Wie erwartet verspürte keiner von ihnen Lust, den Sprung nachzumachen. Ich hatte einen Vorsprung gehabt und gewußt, wo das Trümmerstück im Wasser trieb. Keiner von ihnen würde mir nachspringen. Falls es doch einer versuchte und es bis hierher schaffte, erwartete ich ihn mit gezogenem Schwert. Meine Füße standen im Wasser. Die Kraft meines Sprungs hatte das Brückenfragment noch weiter in den Hafen getragen, in Richtung Pier. Die Cosianer und ich starrten einander an. Einige hoben die Waffen zum Salut. Ich hob die Hand. Das war wohl einer dieser seltsamen Augenblicke, die es manchmal im Krieg gibt, wenn die Rose der Ritterlichkeit einem Boden aus Gefahr und Blut entspringt. Plötzlich schoß ein großer Hai aus dem Wasser und blieb zur Hälfte auf dem Trümmerstück liegen. Ich stieß ihn mit dem Fuß zurück. Ein paar kleine Boote voller Schützen legten vom Kai ab. Aber dann sah ich, daß die Ruderer verharren. Auf einmal war das Brückenstück von kleinen Booten umringt, die von der anderen Seite kamen. In einem sah ich den jungen Armbrustschützen. Es wurden keine Schüsse abgegeben. Ich stieg in ein Boot. Dann drehten wir um und ruderten langsam zu dem Pier.

Ich stieg aus dem Boot und betrat den Pier.

Männer hoben die Waffen und salutierten.

»Komm mit«, sagte ein Soldat.

Ich ging an Reihen von Verwundeten vorbei. Bei ihnen befand sich auch Marsias, der Krieger, der auf der Brücke an meiner Seite gekämpft hatte, und viele Frauen und Kinder.

Schließlich stand ich vor Aemilianus.

»Ihr habt die Brücke gut gehalten, du und die anderen«, sagte er. Der Kommandant saß auf dem Boden, angelehnt an ein paar Kisten. Der lange Pier bildete die Grenze zwischen dem inneren Hafenbecken, das bis zur Kaimauer vor der Zitadelle reichte, und dem äußeren Hafenbecken, das in den Fluß führte. Der Außenhafen war ein paar hundert Meter weiter durch Flöße und fünf cosische Galeeren blockiert.

»Die hier« – er zeigte in die Runde – »wären jetzt alle tot, hättet ihr nicht so gehandelt.«

Ich ließ den Blick über den Innenhafen und den Rest der Brücke schweifen. »Dort weht nun die Flagge von Cos«, sagte ich.

»Du hast sie solange gehalten, wie es nötig war«, sagte Aemilianus. »Solange, wie wir brauchten, um den Weg zum Pier zu versperren.«

Ich fand es bemerkenswert, daß sich die Cosianer die Mühe machten, ihre Flagge am Ende der zerstörten Brücke aufzupflanzen. Anscheinend hatten wir dafür gesorgt, daß sie ihnen etwas bedeutete.

Ich warf auch einen Blick auf die Zitadelle und die Stadt. Die Zitadelle brannte. Auch in der Stadt brannten noch Feuer, selbst nach all diesen Tagen.

»Du bist nicht Marsias«, sagte ein Soldat. Ich er-

kannte ihn wieder. Es war Caledonius. »Wer bist du?«

»Ar-Station gibt es nicht mehr«, sagte ich zu Aemilianus.

»Doch. Seinen Heimstein gibt es noch immer.«

»Er wurde aus der Stadt gebracht?«

»Ja. Er wurde vor Wochen aus der Stadt gebracht und nach Süden geschickt, nach Ar, wo er mittlerweile eingetroffen sein müßte, wenn alles nach Plan verlief.«

»Schon vor so langer Zeit hattest du die Hoffnung auf das Entsatzheer aus Ar aufgegeben?« fragte ich.

»Ich hatte recht«, erwiderte er verbittert.

Ich nickte. Es ist unmöglich, die Belagerung einer Stadt wie Ar-Station geheimzuhalten. Es war eine der größten Hafenstädte am Vosk. Außerdem kann jeder einen Kalender lesen.

»Du hast dir nichts anmerken lassen«, sagte ich.

»Und was hättest du an meiner Stelle getan, als Kommandant von Ar-Station?«

Ich zuckte mit den Schultern. »Vermutlich das gleiche.«

»Und obwohl ich die Hoffnung nicht aufgab, wollte ich den Heimstein nicht gefährden. Darum schickte ich ihn südwärts.«

»Mit einem Tarnsmann?«

»Nein«, antwortete er. »Cos beherrscht den Himmel. Ich schickte ihn im Wagen eines Kaufmannes nach Süden, eines gewissen Septimus Entrates.«

»Unter den zahllosen Wagen und Karren mit Flüchtlingen, die nach Süden unterwegs waren, dürfte er kaum aufgefallen sein«, meinte ich.

»Das hoffe ich«, sagte Aemilianus.

Irgendwie hatte der Name Septimus Entrates einen vertrauten Klang. Andererseits hört man im Laufe der Zeit Tausende von Namen.

»Cos trifft Vorbereitungen zum Angriff«, meldete ein Krieger.

»Von beiden Seiten?« fragte Aemilianus.

»Es hat den Anschein«, sagte der Bote. »Die Kette der Flöße wurde an drei Stellen geöffnet. Die Schiffe von Cos fahren in diesem Augenblick in den Hafen ein. Auf dem Fluß sind noch weitere Flöße zu sehen. Außerdem legen Boote und Flöße vom Kai ab.«

»Die Cosianer werden von den Booten und Flößen einen Feuersturm herüberschicken«, prophezeite Aemilianus düster. »Der Himmel wird sich verdunkeln mit ihren Peilen und Bolzen. Benutzt die Körper der Toten und Verwundeten als Schilde.« Er befahl ihnen nicht, Planken aus der Pier zu reißen, um damit notdürftige Barrikaden zu errichten. Vielleicht war das später möglich, doch jetzt hätten wir damit den Boden vernichtet auf dem wir standen, so viele Menschen drängten sich hier. Es würde sogar schwierig sein, die Waffen einzusetzen; eigentlich war nur genügend Platz da, um zuzustoßen. »Wenn die Cosianer den Pier stürmen«, fuhr Aemilianus fort, »wird sich der Rest von uns ihnen entgegenstellen und sie für jede Planke bezahlen lassen, die sie überschreiten. Tragt mich nun auf die andere Seite, an den Innenhafen.«

»Aber du bist verwundet«, sagte sein Adjutant.

»Natürlich, du Narr«, stieß Aemilianus wütend hervor. »Was denkst du dir? Glaubst du, ich würde einen Befehl geben, dem ich selbst nicht gehorchen würde? Mein verwundeter Körper wird beim Kampf als Schild dienen. Nur dazu ist er noch zu gebrauchen.«

»Wir brauchen Aemilianus, unseren Kommandanten«, sagte Caledonius. »Keinen Körper für einen Schild.«

Aemilianus versuchte wütend, auf die Beine zu kommen. Eine frische, helle Blutspur sickerte unter dem Verband um seinen Leib hervor. Er sank zurück in die sitzende Position. »Surilius«, sagte er zu seinem Adjutanten. »Das Schwert. Benutze es jetzt. Dann hat der Streit um Körper und Schilde ein Ende.«

»Nein, Kommandant.«

Aemilianus war verblüfft. »Ich habe noch nie erlebt, daß du einen Befehl verweigerst.«

Surilius zog sein Schwert, »Wenn schon ein Körper als Schild dienen soll, dann nimm meinen an deiner Stelle.«

»Nein, alter Freund«, flehte Aemilianus. Doch Surilius machte sich bereit, sich das eigene Schwert ins Herz zu stoßen.

»Du«, sagte Aemilianus und wies auf mich. »Töte mich.«

»Ich bin müde«, erwiderte ich.

»Zieh dein Schwert«, bat er verzweifelt. »Halte es so, daß ich mich auf die Klinge stürzen kann.«

»Nein.«

»Nein?«

»Ich bin kein Bürger von Ar-Station«, sagte ich. »Versuche nicht, jemandem einen Befehl zu geben, der weder für Ar noch für Ar-Station große Sympathien hegt.«

»Aber du hast für uns gekämpft«, sagte Aemilianus.

»Ich sah Dinge, die mir nicht gefielen«, erwiderte ich. »Und ich habe gekämpft, aber es liegt in der Natur des Tarns zu fliegen und eines Kailas zu laufen.«

Männer erschauerten. Im Kodex steht geschrieben, daß alle Krieger einen gemeinsamen Heimstein haben. Sein Name ist Kampf.

Aemilianus wandte sich wieder an Surilius. »Du hast dein Wort gegeben«, sagte er flehend.

»Mein Wort ist mir heilig«, sagte der Adjutant. »Aber das gleiche gilt für die Bedingungen, unter denen ich es dir gegeben habe, und danach darf ich nicht zulassen, daß du in die Hände der Cosianer fällst, falls du es aus eigener Kraft nicht verhindern kannst. Dann, und nur dann, werde ich dich töten.«

»Du bist ein guter Soldat«, sagte Aemilianus. »Ich bitte dich um Verzeihung, mein Freund.« Er verzog das

Gesicht. Wieder sickerte ein Blutstrom unter dem Verband hervor.

»Laßt ihn ruhen«, sagte ich.

Caledonius half dem Kommandanten, sich hinzulegen, der die Hand nach seinem Freund ausstreckte.

»Ich werde an deiner Seite sein«, sagte Surilius.

Ein Soldat kam heran. »Sie kommen«, verkündete er. »Es müssen über hundert Boote und Flöße sein, und sie kommen von beiden Seiten.«

»Nun wird es nicht mehr lange dauern, mein Freund, nicht wahr?« fragte Aemilianus.

»Nein, lieber Freund«, sagte Surilius. »Ich glaube nicht, daß es noch lange dauert.«

»Seht doch«, sagte Caledonius und zeigte auf den Hafen. »Ich wußte nicht, daß sie so viele Schiffe haben.«

»Was?« rief ich.

»Da«, erwiderte Caledonius und zeigte in Richtung Fluß.

Jenseits des an drei Stellen geöffneten Floßwalls kam eine Gruppe von Segeln in Sicht, sie waren lang und dreieckig und gehörten zu mit Lateinersegeln getakelten Galeeren.

»Sie kommen, um das Ende zu besiegeln«, sagte Caledonius.

»Wo ist ein Glas?« rief ich, »ein Hausbauerglas?«

Unter unseren Blicken senkte sich das Segel des ersten Schiffes auf die waagerechte Unterrah, die dann parallel zum Kiel geschwenkt und gesenkt wurde. Im nächsten Augenblick wurde der Mast umgelegt. Die anderen Galeeren folgten dem Beispiel. Mir sträubten sich die Nackenhaare. Das sind die Vorbereitungen, die eine Galeere trifft, wenn sie in die Schlacht fährt. Die Schiffe wurden jetzt nur noch durch die Kraft ihrer Ruder bewegt. Es fiel schwer, sie auf diese Entfernung genau zu sehen. Aber es waren keine Rundschiffe. Es handelte sich um schmale Schiffe, um Rammschiffe. Sie



waren flach gebaut und lagen niedrig auf dem Wasser, wie Messer.

»Bringt mir ein Fernglas!« rief ich.

»Ein Glas her!« nahm Caledonius den Ruf auf.

»Eines der cosischen Schiffe wendet«, sagte einer der umstehenden Soldaten.

»Das verstehe ich nicht«, sagte Surilius.

»Wie viele Schiffe sind das überhaupt?« fragte der Soldat.

»Und wo hat Cos solche Schiffe her?«

»Die Cosianer in den Booten und auf den Flößen sind fast da«, meldete jemand. »Gleich werden sie mit dem Angriff beginnen.«

Ein Tarnsmann kam aus Richtung Fluß angeflogen, überquerte den Pier und raste dann der Kaimauer entgegen.

»Die Schilde an die Ränder der Pier!« rief Surilius. Er hatte sein Schwert gezogen.

Frauen und Kinder begaben sich in die Mitte des Piers und kauerten sich nieder. Viele der Frauen schützten die Kinder mit ihren Körpern. Alles geschah mit erstaunlicher Lautlosigkeit.

Jemand hielt mir ein Hausbauerglas hin. Ich hob den Apparat vor die Augen. Es dauerte nur kurz, dann hatte ich ihn justiert und richtete ihn auf das Flaggschiff der näherkommenden Flottille. Ich suchte nach der Flagge, die an ihrem Tau zwischen Bug und Vordersteven flatterte. Dann senkte ich das Glas wieder und verschloß es.

»Welche Farben haben sie?« fragte Caledonius.

»Es ist das Blau von Cos«, antwortete ich.

Surilius packte das Schwert fester und starrte auf die bewußtlose Gestalt von Aemilianus hinab.

»Cos hat auf dem Fluß keine so große Streitmacht«, sagte ein Mann.

»Seht euch die Männer auf den Flößen an«, meinte Caledonius. »Sie scheinen sehr aufgeregt zu sein.«

»Darf ich mal sehen?« fragte der Soldat.

Ich gab ihm das Glas.

Er richtete es auf die Hafenmündung. Die Schiffe waren näher heran. Man konnte die blaue Flagge bereits mit bloßem Auge erkennen.

»Das ist nicht die Flagge von Cos!« rief der Soldat.

»Dann ist es eben eine Variante«, sagte ich, »vielleicht die Flagge ihrer Flußstreitmacht.«

»Es ist die Flagge von Port Cos!« rief er. »Es ist die Flagge von Port Cos!«

»Die Flagge von Port Cos!« nahmen andere den Ruf auf.

»Und?« fragte ich. »Port Cos ist eine cosische Kolonie, seine Machtbasis am Vosk.«

»Der Topas!« rief der Soldat.

»Der Topas! Der Topas!« erscholl der Ruf aus Hunderten von Kehlen.

Surilius schüttelte Aemilianus, versuchte ihn aufzuwecken. Tränen strömten aus seinen Augen, »Der Topas!« rief er. »Marcus ist durchgekommen! Es ist Caliodorus aus Port Cos! Es ist der Schwur des Topas!«

»Ich verstehe nicht«, sagte ich.

Dann war das Flaggschiff heran, schoß durch die Öffnung in dem Floßwall und rasierte die Ruder des cosischen Schiffes im Hafen ab. Die nächste cosische Galeere wurde mittschiffs gerammt. Die drei restlichen Schiffe des Feindes versuchten, an den Hafenseiten anzulegen. Eines lief vor einem Wachturm auf Grund. Die Männer auf den Flößen versuchten die Ketten zusammenzuziehen und den Hafen wieder zu verschließen. Aber vier Galeeren schoben sich über sie hinweg; Holz zersplitterte, während sich die Rammsporne aus dem Wasser erhoben, dann waren sie im Hafen. Die Besatzungen der beiden anderen cosischen Schiffe, die nicht auf Grund gelaufen waren, sprangen über Bord und wateten in dem hüfthohen Wasser aufs Ufer zu. Weitere Galeeren gingen längsseits zu den noch nicht zerstörten

Teilen des Floßwalls, und Männer schwärmten aus. Die Cosianer, die sich dort aufgehalten hatten, ergriffen die Flucht. Die drei Öffnungen in der Floßkette blieben bestehen. Davon abgesehen trieben zwei Flöße ziellos im Hafenbecken umher, während die beiden Flöße an den jeweiligen Enden der Ausfahrt nur noch an den dicken Pfählen vertäut waren, die man in der Nähe der Wachtürme in den Sand getrieben hatte; sie schwammen zur Seite. Die Ruderboote und Flöße der Cosianer, die sich im Hafenbecken zum Angriff bereitgemacht hatten, flohen nun in den Schutz des nächsten Wachturms. Noch immer liefen Galeeren in den Hafen ein. Das Flaggschiff legte an dem äußersten Anlegeplatz der Pier an.

»Ich verstehe nicht, was hier vorgeht«, sagte ich. »Was hat es mit diesem Topas auf sich?«

»Dann mußt du wirklich ein Fremder in Ar-Station und am Fluß sein«, meinte Caledonius. »Ursprünglich war der Schwur des Topas ein Abkommen der Flußpiraten, das Versprechen, sich gegenseitig zu helfen und im Falle einer Gefahr einander beizustehen. Es war ein Bündnis zwischen dem östlichen und dem westlichen Vosk, zwischen Policrates im Osten und Ragnar Voskjard im Westen. Als sich die Hafenstädte des Flusses gegen die Raubzüge, die Tributzahlungen und Zölle der Piraten erhoben, fiel der Topas in die Hände der siegreichen Rebellen. Aus diesem Kampf entstand die Voskliga.«

Über die Voskliga wußte ich Bescheid. Ihr Hauptquartier befand sich in Victoria, am Nordufer des Vosk, zwischen Fina und Tafa. Ihre Patrouillen hatten dafür gesorgt, daß es die Piraterie im großen Stil kaum noch gab, und zwar von Weißwasser im Osten bis zu Lara, einer Stadt der Salerianischen Konföderation am Flußdelta, wo der Vosk und der Olni zusammenströmten.

»Aber ein Topas ist ein Stein«, sagte ich, »eine Art Halbedelstein.«

»Und ein solcher Stein ist das Symbol des Bündnisses. Einstmals handelte es sich um einen recht ungewöhnlichen Stein, dessen Muster und Farbe den Eindruck erweckten, es handle sich um die Darstellung einer Flußgaleere. Der Stein wurde jedoch in zwei Teile zerbrochen. Auf den Einzelstücken kann man das Schiff nicht sehen, da die Verfärbungen und Einschlüsse bedeutungslos erscheinen. Fügt man die Teile aneinander, ist das Schiff zu erkennen. Das eine Stück befand sich ursprünglich im Besitz von Ragnar Voskjard, dem Anführer der Piraten des Westens, das andere gehörte Polocrates, dem Anführer des Ostens. Brauchte einer von ihnen Rat oder Hilfe, schickte er dem anderen sein Stück. Dann vereinten sie ihre Kräfte.«

»Was hat der Topas mit der Voskliga zu tun?«

»Mit der Liga selbst überhaupt nichts«, sagte Caledonius. »Er symbolisiert jetzt ein privates Versprechen zwischen Port Cos und Ar-Station.«

»Aber die Sympathien von Port Cos liegen doch bestimmt bei seinem Mutter-Ubarat«, sagte ich, »und die von Ar-Station bei Ar.«

An dem Pier legten mehrere Galeeren an. Männer mit Schilden sprangen von Bord und liefen zu der dem Innenhafen zugewandten Seite. Cosianer, die versuchten, die Anlegestellen zu erklimmen, würden dort nun auf Hunderte ausgeruhte und bewaffnete Männer stoßen.

»Port Cos und Ar-Station haben auf dem Fluß Rumpf an Rumpf schreckliche, blutige Schlachten gekämpft. Nach dem Endsieg über die Piraten, das war 10.127 C.A., gelangten die Topasstücke in den Besitz von Calliodorus, dem Ersten Kapitän von Port Cos, und Aemilianus, der damals die Marine von Ar-Station befehligte. Sie haben den Schwur untereinander erneut bekräftigt, sozusagen als Kriegskameraden, da Ar verbot, daß Ar-Station Mitglied der Voskliga wurde.«

»Warum denn das?« fragte ich.

»Das weiß ich nicht. Vermutlich hatte Ar die Befürchtung, eine solche Allianz könnte seinen Ansprüchen im Voskbecken schaden.«

Ich nickte. Das machte Sinn. Meine Gedanken waren in die gleiche Richtung gegangen. Der Soldat hatte als Jahr der Schlacht 10.127 C.A. angegeben. Es war nur natürlich, daß er als Bürger von Ar-Station den Kalender von Ar benutzte. Viele Städte haben ihre eigene Zeitrechnung, die auf den Listen ihrer Administratoren oder dergleichen beruht; vielleicht liegt das in ihrer Eitelkeit begründet, vielleicht auch in ihren Traditionen. Daraus folgt allerdings, daß die goreanische Zeitrechnung ein heilloses Wirrwar darstellt. Nach dem Kalender von Port Kar fand die Schlacht im Jahr acht der Herrschaft des Kapitänrates von Port Kar statt. Fast jedes Jahr schlägt eine kleine Gruppe aus der Kaste der Schriftgelehrten auf dem Jahrmarkt im En’Kara in der Nähe des Sardargebirges eine umfassende Reform der Zeitrechnung vor, aber so vernünftig dieser Vorschlag auch erscheinen mag, erhält er nur selten Unterstützung, nicht einmal von den eigenen Kastenmitgliedern. Das mag darin begründet liegen, daß die Koordination eines solchen Unternehmens genau wie die Darstellung und Bewahrung der Gesetze für gewöhnlich als Vorrecht dieser Kaste betrachtet werden.

»Das ist die *Tais*«, sagte Caledonius und zeigte auf das Flaggschiff der kleinen Flotte. »Die würde ich überall erkennen!« Die Galeere wurde gerade festgemacht. Ihr Kapitän, der vom Achterdeck Befehle gegeben hatte, stieg nun den Niedergang hinab, vorbei an den beiden Rudergängern. Einen Augenblick später sprang er wie ein gewöhnlicher Matrose über die Reling. Er trug weder einen Hut noch einen Helm. Ein junger Mann folgte ihm. Ich kannte ihn; er hatte damals in der Zitadelle das Audienzgemach verlassen. Sein Name war Marcus, und er gehörte der Kriegerkaste an. Männer jubelten, klopfen ihm im Vorbeigehen auf die

Schulter. Sie versuchten sogar, den wehenden Umhang des Kapitäns zu berühren.

»Wo ist Aemilianus?« rief der Kapitän. Sonnenstrahlen fingen sich auf der polierten Oberfläche eines gelbbraunen Steines in seiner erhobenen Hand, der etwa die Größe einer halben Faust besaß. Männer, die ihn erblickten, fingen an zu weinen.

»Das sind doch bestimmt mehr Schiffe, als Port Cos zur Verfügung hat«, murmelte Caledonius.

»Sei still!« zischte Surilius. Seine Vorsicht verblüffte mich.

Mittlerweile waren ungefähr fünfundzwanzig Schiffe in den Hafen eingelaufen, von denen die meisten an den Anlegeplätzen vertäut wurden. Die ersten Frauen und Kinder wurden bereits über Planken an Bord genommen.

Der Kapitän und Marcus bahnten sich einen Weg durch die Menge, bis sie vor Aemilianus standen. Surilius half dem Kommandanten, sich aufzusetzen.

Ich trat ein paar Schritte zurück, damit ich die Szene besser beobachten konnte. Der Kapitän, bei dem es sich wohl um Calliodorus handelte, der vor langer Zeit, als beide noch niederrangige Offiziere gewesen waren, an Aemilianus' Seite auf dem Fluß gekämpft hatte, kniete neben ihm nieder. Er drückte ihm den mitgebrachten Stein in die Hand. Aemilianus hielt ihn mit Tränen in den Augen fest. Calliodorus griff nun unter die Tunika und holte einen ähnlichen Stein hervor. Dann führte er beide Steine zusammen, wobei er Aemilianus' Hand stützte, da dieser den Topas kaum halten konnte. Es war verblüffend, wie auf der Oberfläche beider Steine das Bild einer Galeere erschien.

Ein Soldat, der neben mir stand, brach in Tränen aus.

Eine blonde, abgemagerte, in Lumpen gekleidete Sklavin wagte es, zwischen den Beinen der freien Männer vorbeizukriechen, bis sie Aemilianus erreicht hatte. Sie berührte sein Bein. Auch sie weinte. Ich erkannte sie

wieder, es war Shirley aus dem Audienzsaal der Zitadelle.

Calliodorus legte Aemilianus' Hände um den Stein und umschloß sie seinerseits mit seinen Händen. Nun berührten sie beide die geeinter Hälften des Topas. »Ich habe den Schwur erfüllt!«

»Ich danke dir, Kommandant«, sagte Aemilianus leise.

»Nicht der Rede wert, Kommandant«, erwiderte Calliodorus.

Noch immer bestiegen Frauen und Kinder die Galeeren. Vom Kai konnte man Rückzugsfanfaren hören. Die Ruderboote und Flöße im Innenhafen drehten um und zogen sich zurück. Die Flagge von Cos wurde von der Brustwehr eingeholt. Kein einziger Bolzen war abgefeuert worden.

»Ich habe Tage gebraucht, bis ich Port Cos erreichte«, sagte der junge Marcus. »Man hat mich verfolgt. Einmal wurde ich gefangenengenommen. Ich konnte entfliehen. Ich reiste nur noch nachts. Ich verbarg mich in den Sümpfen. Es tut mir leid.«

Aemilianus griff mühsam nach seiner Hand. »Du hast Port Cos erreicht.«

»Es dauerte einige Zeit, bis wir die Schiffe ausgerüstet hatten«, sagte Calliodorus. »Es tut mir leid.«

»Solche Vorbereitungen brauchen ihre Zeit«, sagte Aemilianus.

»Es gab keine Probleme, genügend Mannschaftsmitglieder zu finden«, fuhr Calliodorus fort. »Es gab unzählige Freiwillige. Tatsächlich ist hier kein Mann, der nicht ein Freiwilliger war. Wir mußten sogar Männer abweisen. Die meisten der Matrosen haben mit uns gegen Policrates und Voskjard gekämpft.«

Aemilianus lächelte. »Gut.«

»Wir, die wir so weit im Westen leben, hatten nicht erkannt, daß eure Lage so verzweifelt war.«

Das war bemerkenswert. Soweit ich herausgefunden

hatte, befand sich Ars Heer irgendwo im Westen, südlich des Flusses. Ich hätte jede Wette abgeschlossen, daß keiner seiner Soldaten besser über die Lage Bescheid wußte als die Bürger von Port Cos.

»Wie viele Schiffe hast du mitgebracht?« wollte Aemilianus wissen; es war die Frage eines Kommandanten.

Calliodorus lächelte. »Zehn aus Port Cos«, sagte er. »Aber als wir den Fluß hinaufsegelten, stießen hier und da ein paar Schiffe zu uns, die ihre Herkunft nicht enthüllen wollten.«

»Unbekannte Schiffe?« Jetzt lächelte auch Aemilianus. »Die von hier und da kamen?«

»Genau«, erwiderte Calliodorus, dessen Lächeln breiter wurde. »Wir haben ihre Heimathäfen nie erfahren.«

»Wie viele sind es?«

»Fünfzehn.«

»Diese Schiffe stehen nicht zufällig unter dem Kommando eines gewissen Jason, der aus Victoria stammt?«

»Man kann von mir nicht erwarten, daß ich über solche Dinge Bescheid weiß«, sagte Calliodorus.

»Die Voskliga sei gepriesen!« sagte ein Soldat.

»Sie sei gepriesen!« flüsterte Caledonius.

»Jedem einzelnen hier muß klar sein«, sagte Calliodorus lächelnd und schob seine Hälfte des Topas wieder in den Beutel, »daß die Voskliga, die auf dem Fluß eine neutrale Macht darstellt und lediglich dafür da ist, auf dem Fluß für Recht und Ordnung zu sorgen, auf keinen Fall in diese Operation verwickelt ist.«

»Die Voskliga sei gepriesen«, murmelte mehr als nur ein Bürger Ar-Stations.

Ich löste mich aus der Menge um Aemilianus und begab mich an den Rand des Piers. Insgesamt zählte ich fünfundzwanzig Schiffe. Zehn davon hatten die blaue Flagge gehißt, die ich für die Flagge von Cos gehalten hatte. An den Flaggentauen der anderen fünfzehn Schiffe waren keine Farben zu sehen, soweit ich das erkennen konnte. Als ich den Pier entlangging, fiel



mir auf, daß bei einigen Schiffen die Stellen an Bug oder Heck, an denen sonst die Namen standen, mit Segeltuch verhüllt waren.

Auf dem Rückweg blieb ich vor dem Schiff stehen, das neben der *Tais* festgemacht war. Es war die zweite Galeere, die in den Hafen eingedrungen war und das cosische Schiff gerammt hatte.

»Du fragst dich sicher, wo das Schiff herkommt«, sprach mich ein Bürger aus Ar-Station an.

»Allerdings, ich bin neugierig.«

»Das ist die *Tina* aus Victoria«, sagte er. »Ich habe sie oft genug auf Patrouillenfahrt gesehen.«

»Das ist interessant«, sagte ich. In Victoria befand sich das Hauptquartier der Voskliga.

»Das weißt du natürlich nicht von mir.«

»Ich verstehe«, sagte ich.

In der Nähe des Bugs stand ein dunkelhaariger Mann. Seine Haltung verströmte natürliche Autorität, aber er trug weder Uniform noch Rangabzeichen. Seine Männer wußten auch so, wer er war, und andere hatte es nicht zu interessieren. Er bemerkte uns. Am Bug, ein Stück oberhalb unserer Position, hing ein Stück Segeltuch, das den Namen verbarg.

»Tal«, sagte er.

»Tal«, erwiderte ich. »Wenn ich dieses Tuch entfernte, würde ich dann den Namen *Tina* lesen?«

Der Seemann warf dem Mann neben mir einen scharfen Blick zu. Anscheinend kannte er ihn von irgendwoher. Zumindest hatte der Bürger kein Problem gehabt, das Schiff zu identifizieren. »Vitruvius?« fragte er.

»Man kann ihm vertrauen«, sagte der Bürger aus Ar-Station. Dieses Vertrauen hatte ich mir wohl auf der Brustwehr, vor dem Tor und auf der Brücke verdient.

»Tu, was du willst«, sagte der Seemann.

Ich hob das Segeltuch ein Stück an und ließ es wieder zurückfallen. Der in archaischen Buchstaben geschriebene Name lautete *Tina*.

»Also ist dein Schiff tatsächlich die *Tina*«, sagte ich.

Er lächelte. »Es gibt zweifellos viele Schiffe mit diesem Namen.«

»Und wo ist sein Heimathafen?« fragte ich.

»Westlich von hier«, sagte er grinsend.

»Victoria?«

»Oder in Fina, oder sonstwo.«

»Diese Flotte, die überraschenderweise keine Flagge zeigt, gehört doch nicht der Voskliga, oder?«

Er schüttelte den Kopf. »Wir sind eine unschuldige Handelsflotte.«

»Im Hafen wurde ein cosisches Schiff zerstört«, sagte ich. »Ein anderes wurde schwer beschädigt.«

»Ja«, sagte er. »Es hat den Anschein, als hätte es im Hafen zwei bedauerliche Unfälle gegeben.«

»Du nimmst Frauen und Kinder an Bord.«

»Passagiere.«

»Manche Leute könnten auf die Idee kommen, daß diese Galeeren der Voskliga gehören«, sagte ich.

»Was glaubst du, Vitruvius?« fragte der Seemann und lehnte sich auf die Reling.

»Ich kann mir nicht vorstellen, daß diese Schiffe der Voskliga gehören«, sagte Vitruvius. »Wie allseits bekannt ist, ist die Liga neutral. Findest du es nicht auch unwahrscheinlich?«

»Ziemlich unwahrscheinlich.«

»Wie heißt du?« fragte ich den Seemann.

»Und wie heißt du?«

»Tarl.«

»Ein weitverbreiteter Name.«

»Ja«, erwiderte ich. »Vor allem im Norden.«

»Ich habe auch einen weitverbreiteten Namen, vor allen Dingen im Westen, am Fluß.«

»Und wie lautet er nun?«

»Jason.«

»Und aus welcher Stadt kommst du?«

»Aus derselben Stadt, die auch der Heimathafen dieses Schiffes ist.«

»Westlich von hier?«

»Ja.«

»Victoria?«

»Oder Fina oder dergleichen.«

Ich nickte. »Ich wünsche dir alles Gute.«

»Ich wünsche dir alles Gute.«

Jetzt gingen die ersten Männer an Bord des Schiffes. Ich drehte mich um und sah zum Flaggschiff. Aemilianus wurde gerade an Bord getragen. Über unseren Köpfen flogen einige Tarnsmänner, aber keiner schoß.

Ich sah zu, wie die Bewohner von Ar-Station auf die Schiffe verladen wurden. In der Menge entdeckte ich auch Lady Claudia, ihr waren nun die Hände auf den Rücken gefesselt. Vermutlich hatte sie jemand erkannt, vielleicht sogar der verwundete Marsias. Hinter ihr brachte man die Sklavin Publia ebenfalls an Bord des Flaggschiffs.

Die bereits an Bord befindlichen Frauen und Kinder erhielten bereits Schiffsrationen. Fünf Galeeren hatten schwer mit Passagieren beladen abgelegt und sie zu den Schiffen gebracht, die vor der Hafeneinfahrt ankernten. Die letzte Ladung behielten sie an Bord und gingen dann ebenfalls vor Anker. Auch die *Tina* und die *Tais* hatten Passagiere aufgenommen, waren aber die ganze Zeit an ihren Anlegeplätzen vertäut geblieben. Überall drängten sich die Bewohner von Ar-Station. Ich bezweifelte, daß kein Schiff weniger als hundert Passagiere beförderte.

Dabei darf man nicht vergessen, daß es sich hier um Flußgaleeren handelte, die schmäler als die Galeeren waren, die das Thassa berühren. Die Flußgaleeren führen auch niedrigere Mäste als die Thassagaleeren, sie haben in der Regel auch nur einen Mast und führen nicht die verschiedenen Segel mit, die auf den Meergaleeren je nach Windstärke angeschlagen wer-

den. Sie weisen selten mehr als zwanzig Ruderer pro Seite auf.

Jetzt lagen noch fünfzehn Schiffe an der Pier, die überwiegend aus Port Cos stammten und bis auf die Besatzungen leer waren. Auf dem Heckkastell der *Tais* erscholl ein Kriegshorn. Es war das Signal zum Rückzug. Die zahllosen Soldaten und bewaffneten Ruderer, die den Pier zur Landseite hin beschützt hatten, zogen sich in Reih und Glied auf die Schiffe zurück.

Auf einigen hatten die Ruderer kaum noch genug Platz, um die Ruder einzulegen. Die Rammsporne befanden sich fast einen halben Meter unter Wasser. Matrosen lösten die Tauen und begaben sich dann an Deck. Einige der Schiffe wurden mit den traditionellen drei Stangen von den Landungsstegen abgestoßen. Darunter auch die *Tina*.

Ich blickte in den Hafen hinaus.

Einige der Schiffe holten die Anker ein, einen am Bug und einen am Heck, und drehten, bis die riesigen, aufgemalten Augen nach Norden auf den mächtigen Fluß hinausblickten. Fast alle goreanischen Schiffe weisen diese Augen auf. Wie, fragen die Seeleute, sollen sie sonst den Weg finden? Für den goreanischen Seemann und viele andere, die die See kennen, fürchten und lieben, ist ein Schiff mehr als eine von Ingenieuren entworfene Konstruktion aus Holz und Eisen. Es ist mehr als die Summe des Tauwerks und der Blöcke, der Bohlen und der Planken, dem Segeltuch und der Farbe. Es hat etwas Undefinierbares, Kostbares, ein Mysterium, das weit über das hinausgeht, was man mit den Augen sehen kann, ein natürliches, wunderbares Geheimnis, wie das von Liebenden und Freunden. Obwohl ich nur selten Zeuge wurde, wie goreanische Seeleute dies in Worte faßten, vor allem in Anwesenheit von Landbewohnern, scheinen doch viele von ihnen zu glauben, daß ihr Schiff lebendig ist. Dieses Leben nimmt seinen Anfang in dem Moment, in dem die Augen aufgemalt

werden. Wenn es sehen kann, fängt es auch an zu leben. Zugegeben, man könnte das als Aberglauben bezeichnen, andererseits könnte man es auch Liebe nennen.

Die Schiffe im Außenhafen, die bereits nach Norden ausgerichtet waren, holten ebenfalls die Anker ein.

Ich blickte zum Kai und der Zitadelle hinüber. Von meiner Position aus konnte ich den Rest der Brücke sehen. Die Zitadelle brannte.

Ich drehte mich wieder zum Außenhafen um.

Die ersten Schiffe fuhren auf den Fluß zu. Andere folgten ihnen in einer Linie.

Rauch aus der Stadt trieb zu dem Pier. Die Feuer würden noch zwei oder drei Tage lang brennen.

Ich sah noch einmal zur Brücke. Es war ein guter Kampf gewesen, der dort ausgefochten worden war. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß es jemanden geben würde – sowohl aus Cos wie auch aus Ar-Station – der ihn bedauerte. Ruhm ist sein eigener Sieg.

Die letzten Schiffe legten ab, Wasser tropfte von den Ruderblättern. Allein die *Tais* lag noch an ihrem Anlegeplatz.

»Hauptmann?« rief eine Stimme. Es war der junge Armbrustschütze.

Sein Freund stand neben ihm.

Sie lösten die Taue und folgten mir dann an Bord. Dann wurde die Planke über die Reling gehoben. Drei Matrosen stießen die *Tais* mit langen Stangen ab.

»Die Ruder aufnehmen!« erscholl der Ruf des Rudermeisters.

Die *Tais* folgte der Strömung des Vosk und fuhr nach Westen. Sie führte den Hauptteil der Flottille an. Vor uns befanden sich vier kleinere Galeeren, die kaum noch auszumachen waren. Sie bildeten die Vorhut. Hinter der Flottille, einen Pasang entfernt, bildeten zwei Galeeren die Nachhut, die ohne Flagge und mit abgedecktem Namen fuhren. Eines der Schiffe war die *Tina*, mit deren Kapitän ich mich am Vortag kurz unterhalten hatte.

Der Vormittag war etwa zur Hälfte vorbei. Aemilianus saß vor dem Niedergang, der zum Ruderdeck und von dort aus weiter zum Heckkastell führte; er lehnte mit dem Rücken an einem Ballen Segeltuch und Seilen. Sein Freund Calliodorus leistete ihm Gesellschaft. An seiner Seite war wie immer sein Adjutant Surilius. Viele der Verwundeten befanden sich an Deck, so auch Marsias. Der junge Marcus war ebenfalls anwesend. Er war der Mann, der sich bis nach Port Cos durchgeschlagen hatte und mit den Schiffen zurückgekehrt war und so die Evakuierung von Ar-Station überhaupt erst möglich gemacht hatte. Nun gehörte er trotz seiner Jugend zum inneren Kreis der Überlebenden. Es waren noch viele andere da, auch die beiden Jungs, die auf der Mauer als meine Boten gedient und sich später auf der Brücke bewährt hatten. Alle, die sich in Aemilianus' Nähe aufhielten, hatten unter den Überlebenden von Ar-Station hohes Ansehen erworben.

Es war erstaunlich, was eine ordentliche Mahlzeit und eine vernünftige Nachtruhe bewirkt hatten, auch wenn es nur ein ungemütlicher Schlafplatz auf dem überfüllten Galeerendeck gewesen war. Für die meisten von ihnen war es der erste Schlaf seit Wochen gewesen,

der nicht durch einen Alarm oder Postengehen unterbrochen wurde.

Kurz nachdem wir den Hafen von Ar-Station verlassen hatten, hatte ich mir Marsias' Kapuze vom Gesicht gezogen und den Kopf geschüttelt, erleichtert, die frische und klare Luft des Vosk zu spüren.

»Ich hatte mir schon gedacht, daß du es bist«, sagte Aemilianus erschöpft. »Dein Entkommen und die Flucht jener schrecklichen Verräterin Lady Claudia wurde nach dem Rückzug der Truppen aus der Zitadelle allgemein bekannt. Der gute Marsias und seine Wächter teilten es mir mit. Außerdem gab es keinen zweiten Krieger wie dich in ganz Ar-Station.«

»Du hättest dich doch den Cosianern anschließen können«, fügte Caledonius hinzu. »Warum hast du das nicht getan?«

»Die Mauer mußte verteidigt werden«, erwiderte ich. »Dann führte eines zum anderen.«

»Hättest du die Mauer nicht so lange gehalten und danach Cos am Tor und auf der Brücke bekämpft, wäre für uns der Tag lange vor Calliodorus' Eintreffen zu Ende gewesen!«

Mehrere Männer stimmten dem zu.

»Es war nicht der Rede wert«, lautete meine Antwort.

An der Backbordseite des Niederganges kniete Shirley, Aemilianus' blonde Sklavin. Sie war nicht mehr so blaß wie zuvor. Als ich sie ansah, fiel mir auf, daß sich auch Aemilianus heute viel besser fühlte und an Kräften gewonnen hatte. Sie war angekettet. Obwohl die Sklavin den Herren von ganzem Herzen liebt und ihr nicht im Traum einfallen würde, von ihm zu fliehen – was auf Gor ohnehin eine absurde Vorstellung wäre, zieht man die Brandzeichen, die Sklavenkragen und die Geschlossenheit der Gesellschaft in Betracht – weiß sie doch, daß sie gelegentlich in Ketten gelegt wird. Dies symbolisiert sein Verfangen nach ihr, daß sie es wert ist,

in Ketten gelegt und behalten zu werden. Es symbolisiert natürlich auch seine Macht über sie. Trotz ihrer Liebe gehört sie ihm und bleibt eine Sklavin.

»Wie geht es meinem alten Freund Callimachus, dem Befehlshaber der Streitkräfte der Voskliga?« fragte Aemilianus den Kapitän. Soviel ich weiß, wird die Voskliga von einem Hohen Rat beherrscht, der sich aus Repräsentanten der Mitgliedstädte zusammensetzt. Wer auch immer dieser Callimachus war, er mußte von diesem Rat in sein Amt eingesetzt worden sein.

»Er wird an seinem Schreibtisch sitzen, hart an der Arbeit, und seinen administrativen Pflichten nachkommen«, sagte Calliodorus.

Aemilianus lächelte. »Zweifellos wird er dafür sorgen, daß er in Victoria in der Öffentlichkeit gesehen wird.«

»Das würdest du an seiner Stelle auch tun«, sagte Calliodorus.

»Er wird überrascht sein, wenn er von der gestrigen Aktion vor Ar-Station hört.«

»Zweifellos«, erwiderte Calliodorus. »Aber wir können uns darauf verlassen, daß er eine sorgfältige Untersuchung einleiten wird.«

Aemilianus lachte.

Die Ergebnisse dieser Untersuchung würden mit Sicherheit wenig ergiebig sein. Aemilianus sah mich an. »Ich trage dir nichts nach«, sagte er dann. »Ich glaube nicht mehr, daß du ein Spion der Cosianer warst. Es stimmt, ich war mir nicht sicher, wer du warst oder was deine Beweggründe waren. Aber es gibt viele Dinge, die ich noch immer nicht verstehe, zum Beispiel das fehlende militärische Engagement in den vergangenen Monaten.«

»Es würde vieles klar, wenn du bereit wärest, die Möglichkeit in Betracht zu ziehen, daß es in Ar Verrat gab, und zwar Verrat an höchster Stelle, ein Verrat von ungeheurem Ausmaß.«



»Noch vor wenigen Tagen wäre dieser Gedanke völlig undenkbar gewesen«, sagte er.

»Ist er das noch immer?« fragte ich.

»Nein«, sagte Aemilianus. »Offensichtlich wurde Ar-Station aufgegeben, womit man Cos das Voskbecken und den Fluß überließ.«

»Wie allgemein klar sein dürfte, liegen meine Sympathien bei Cos«, meinte Calliodorus. »Ich habe bestimmt nichts für Ar übrig. Aber falls Cos glaubt, es könnte jetzt über den Fluß herrschen, dann hat es die Rechnung ohne Port Cos und vor allem ohne die Flußstädte gemacht. Wir Flußbewohner werden weder die Botschafter des Lurius aus Jad noch die des Marlenus aus Ar willkommen heißen. Außerdem haben wir mit der Voskliga, der Port Cos angehört, die Voraussetzungen für eine Allianz, die handeln kann, vielleicht sogar für eine unabhängige Regierung.«

»Ar hat etwas gegen die Voskliga«, sagte Aemilianus. »Es befürchtet, sie könnte zu einer weiteren Salerianischen Konföderation werden.«

»Es hat Ar-Station verboten, sich der Liga anzuschließen«, meinte Calliodorus.

»Viele Bürger Ars, darunter angeblich auch Marlenus, waren der Meinung, der Eintritt in die Liga könnte den Eindruck erwecken, daß Ar am Fluß nur eine Macht unter vielen sei und nicht der Beherrscher der Wasserwege, wie es ihm zusteht. Cos hat da vielleicht etwas wohlüberlegter gehandelt, vielleicht ist es von der Annahme, ausgegangen, daß Port Cos irgendwann die Geschicke der Liga bestimmt und es über diesen Umweg die Kontrolle über die Liga gewinnt.«

»Falls das die Absicht von Cos war«, sagte Calliodorus, »und ich bezweifle das keinen Augenblick lang, dann hat es die Interessen und den Stolz von Port Cos falsch eingeschätzt. Obwohl wir in kultureller, historischer und politischer Hinsicht eng mit Cos verbunden sind, sind wir im Gegensatz zu Ar-Station ein unab-

hängiger Stadtstaat. Wir sind auf jede institutionelle und vertragliche Weise unabhängig.«

Aemilianus schwieg.

»Aber mal was anderes«, sagte der Kapitän. »Ich möchte dich um einen Gefallen bitten.«

»Sicher. Worum geht es?«

»Wenn wir in Port Cos einlaufen, möchte ich es auf eine Art tun, die schon von weitem klarmacht, daß es einen Grund zum Feiern gibt, daß unsere Reise ein Erfolg war.«

»Tu, was du willst.«

»Dann werde ich mit deiner Erlaubnis das Schiff mit Flaggen und Wimpeln und Fahnen schmücken, und die Flagge von Ar-Station am Bug auf der Backbordseite hissen und die Flagge von Port Cos auf der Steuerbordseite.«

»Wieso führt ein Schiff aus Port Cos die Flagge von Ar-Station an Bord?« wollte Aemilianus wissen.

»Man kann nie wissen, wann man solche Dinge einmal braucht«, lächelte Calliodorus. »Und habt ihr ehrenwerten Herren aus Ar-Station keine Flaggen von Port Cos und anderen Städten an Bord eurer Schiffe, vielleicht in den Truhen in euren Heckkastellen?« Das war ein einleuchtender Ort, um solche Dinge zu verstauen. Dort waren sie aus dem Weg und doch schnell zur Hand.

»Schon möglich«, meinte Aemilianus und lächelte.

»Mein lieber Freund«, sagte Calliodorus und erwiderte das Lächeln.

»Mein lieber Freund«, sagte Aemilianus.

Calliodorus beugte sich vor und nahm Aemilianus' hochgehaltene Hand. Die beiden waren wirklich alte Kameraden.

Calliodorus richtete sich wieder auf.

Es befand sich eine Flagge von Ar-Station an Bord, die aus der Stadt selbst stammte, eine verblichene, zerrissene und große Flagge, aber um die ging es hier

nicht. Sie hatte auf der Brustwehr geweht, während der ganzen Belagerung, stolz und unbeugsam. Der Freund des Armbrustschützen, dem ich sie anvertraut hatte, hatte sie an Bord der *Tais* gebracht. Er hatte sie Aemilianus übergeben, der sie wiederum an Surilius weitergab. Es war keine Frage, daß diese Flagge den Bürgern von Ar-Station viel bedeutete. Sie würden genau darauf achten, welche Flagge man auf dem Schiff anbrachte.

»Ich muß mich wieder um meine Pflichten kümmern«, sagte Calliodorus. »Ruh dich aus, mein Freund.«

Die meisten der umstehenden Männer waren weitergegangen. Calliodorus verharrte in der Bewegung, als wollte er Aemilianus noch etwas sagen, aber dann schien er es sich anders zu überlegen. Er erklimmte die Stufen zum Ruderdeck. Ich sah ihm nach.

»Er wollte uns warnen«, bemerkte Aemilianus und lächelte.

»Warnen?« fragte ich.

»Ja«, sagte Aemilianus. »Er ist ein guter Mann.«

Ich begriff, daß es nicht angebracht war, hier nachzuhaken, zumindest nicht jetzt. Aber im Augenblick hatte wohl keine freie Person etwas zu befürchten. Ich nickte dem Kommandanten von Ar-Station zu und schlenderte an den Frauen und Kindern vorbei zum Bug. Dort blieb ich stehen und sah auf den Fluß herunter. Die Vorhut war etwa einen Viertelpasang voraus. Ich fragte mich, was Calliodorus mit der Warnung gemeint hatte.

»Dort«, sagte Calliodorus, der auf dem Bugdeck stand, »ist der *Pharos* von Port Cos!«

Aemilianus, der wieder auf den Beinen war, aber noch von Surilius gestützt wurde, stand neben ihm. Weitere Männer hielten sich dort auf, darunter auch der junge Marcus, der Armbrustschütze und sein Freund, die beide noch so jung und doch schlachterprobte Kämpfer waren. Wir betrachteten den großen zylinderförmigen Bau, der an der südwestlichsten Stelle des Hafens auf einer Mole stand. Das sich nach oben verjüngende Gebäude war etwa fünfundvierzig Meter hoch, der Durchmesser der stumpfen Spitze betrug etwa sechs Meter. Es war gelb und rot gestrichen, in den Farben der Hausbauer und der Krieger. Die Hausbauer waren die Kaste, die es errichtet hatten, die Krieger waren die Kaste, die die Besatzung stellten. Das Gebäude war sowohl Festung als auch Hafenzeichen. In der Nacht diente es mit Hilfe von Fackeln und Spiegeln als Leuchtfeuer. An diesem Morgen hatte die Vorhut einen Kuriersegler durchgelassen, der Calliodorus irgendwelche Botschaften übergeben hatte. Offenbar hatte er Aemilianus eingeweiht. Was nun der Inhalt der versiegelten Lederzylinder gewesen war, die der Kapitän mit Zeichen und Gegenzeichen entgegengenommen hatte, hatte ich nicht in Erfahrung bringen können. Der Kuriersegler war zurück nach Port Cos geeilt.

»Ich hätte niemals gedacht, Port Cos auf diese Weise zu betreten«, sagte Aemilianus.

»Und ich hätte nie geglaubt, mich in einer solchen Mission nach Ar-Station zu begeben«, sagte Calliodorus.

Ich musterte Marcus' Gesicht. Es schien entschlossen und voller unterdrückter Wut zu sein. Auf seine Weise war er ein Held, doch trotz allem, was er getan hatte, kamen er und die anderen Bürger Ar-Stations mit kaum mehr als den Kleidern auf dem Leib als Flüchtlinge nach Port Cos, der Stadt, die einst ihr größter Rivale am Fluß gewesen war. Von Ar-Station war nur noch wenig übrig. Ein paar Männer, ein paar Frauen und Kinder, eine Flagge. Sicher, der Heimstein war angeblich in Sicherheit gebracht worden. Zumindest hoffte ich das. Für die Goreaner würde dies außerordentlich wichtig sein. Sie hatten ihn nach Süden geschickt, nach Ar. Hätte sich seine Abreise aus der Stadt ein paar Tage verzögert, wäre er bestimmt nicht in diese Richtung geschickt worden. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß Ar-Stations Bürger Ar jetzt noch viel Liebe entgegenbrachten.

»Die Ruder aufnehmen!« rief der Rudermeister von seinem Platz vor den Rudergängern achtern.

Die großen Ruder wurden polternd durch die Dollbords geschoben. Die Ruderer von Port Cos trugen heute ihre besten Uniformen; die Tuniken waren makellos, das Leder poliert, die randlosen Kappen saßen schräg auf den Köpfen. Sie waren bester Stimmung. Bald waren sie wieder zu Hause. Bei den Mädchen von Port Cos würden sie bestimmt viel Glück haben. Zweifellos würde sich im Hafen eine Menschenmenge versammeln, um sie willkommen zu heißen.

Darunter würden sich bestimmt auch viele Mädchen in kurzen Gewändern und mit Kragen befinden, die begeistert winkten, und zwar nicht nur Mädchen, die für diese Gelegenheit Ausgang aus den Tavernen und Bordellen erhalten hatten, sondern Sklavinnen aus der ganzen Stadt. Sie würden nicht nur die heimkehrenden Helden freudig begrüßen, sondern auch ihre Herren.

In einer Stadt erfreut sich die Sklavin für gewöhnlich recht großer Bewegungsfreiheit. Sie kann tun, was sie

will. In dieser Hinsicht ist ihre Bewegungsfreiheit sogar viel größer als die der freien Frauen. Natürlich darf sie die Stadt nicht verlassen, es sei denn, in Begleitung einer freien Person.

»Das ist der *Pharos*«, sagte eine Mutter zu ihrem Kind und hielt es hoch, damit es besser sehen konnte.

Von einigen der Männer abgesehen waren die Flüchtlinge sicher froh, den *Pharos* zu sehen, denn das bedeutete, daß der Hafen von Port Cos nahe war. Dieser Hafen bedeutete Zuflucht und Sicherheit. Der Alptraum der Belagerung war für sie vorbei.

Die kleinen Galeeren, die als Vorhut gedient hatten, verlangsamten ihre Fahrt. In kurzer Zeit würden sie sich auf gleicher Höhe befinden, dann achtern. Unser Schiff, die *Tais* des Calliodorus, würde als erste Galeere im Hafen einlaufen.

Zufällig sah ich zu dem jungen Armbrustschützen und seinem Freund. Unsere Blicke trafen sich kurz, und wir lächelten. Sein Name war Fabius. Sein Freund hieß Quintus. Sie konnten es kaum erwarten, Port Cos zu sehen. Wie erstaunlich, wie wunderbar doch die Kraft der Jugend ist. Wenn man sie so ansah und ihre Erwartungen und Ungeduld bemerkte, hätte man nicht geglaubt, daß sie Strapazen erduldet hatten, die manchen tapferen Burschen hätten verzweifeln lassen, daß sie auf der Zitadellenmauer gestanden und auf dem Kai gekämpft hatten. Ich hatte jedem von ihnen eine Handvoll Münzen gegeben, damit sie sich in Port Cos ein Mädchen kaufen konnten; das Geld stammte von dem Plünderer, der sich mir in dem Korridor der Zitadelle in den Weg gestellt hatte.

Die Schiffe der Vorhut hatten wir hinter uns gelassen.

»Ausholen!« rief der Rudermeister.

Die Ruder tauchten im Gleichklang ins Wasser, wurden durchgezogen, verließen tropfend den Fluß.

Ich betrachtete erneut den hohen, zylinderförmigen *Pharos*. Nachts, wenn das Leuchtfeuer brannte und sein

Licht in den Spiegeln vermehrt wurde, war er viele Pasang weit auf dem Fluß zu sehen.

Wir waren noch höchstens drei oder vier Pasang von der Hafeneinfahrt entfernt.

»Ausholen!« rief der Rudermeister.

Calliodorus stand in meiner Nähe. Genau wie Aemilianus, der von Surilius gestützt wurde. Es hatte eines langen, ernsten Gesprächs bedurft, um zu verhindern, daß das Urteil an Lady Claudia doch noch vollstreckt wurde. Ehre war zur Sprache gekommen, das Wort Verschwendung war mehrmals gefallen. Der Kommandant hatte sich umstimmen lassen; ihre Schönheit war zu außergewöhnlich. Sie und Publia waren nun Sklavinnen, die in Port Cos verkauft werden würden.

Das Schiff war mit Flaggen und Wimpeln übersät. An der Backbordseite flatterte auffällig die Flagge von Ar-Station. Auf der Steuerbordseite thronte die Flagge von Port Cos. Aemilianus hätte sich keine größere Ehre wünschen dürfen. Er betrat Port Cos nicht als mitleiderregender Flüchtling, sondern als willkommener und geachteter Verbündeter.

Ich ließ die Erlebnisse der letzten Zeit noch einmal in Gedanken vorbeiziehen. Die Herberge *Zum Krummen Tarn*, das Lager der Cosianer, die Überwindung der Mauer, meine Gefangenschaft, die Flucht, die Schlacht um die Zitadelle, die Flucht von dem Pier. Wie grausam und voller Verzweiflung die Welt doch geworden war. Ich fühlte mich klein, wie Treibgut, das unter einem weiten Himmel in einem großen Meer schwimmt und ein Spielball der Gezeiten und des Windes ist, ohne dabei zu begreifen, was eigentlich um sich herum geschieht. Aber es gab Kompass und Wahrzeichen, die für mich so deutlich wie die Sterne waren, mit deren Hilfe ich auf dem Thassa navigierte, die so fest und unverrückbar wie die Ziegelmauern des *Pharos* von Port Cos waren. Es gab den Verhaltenskodex und die Ehre. Und es gab den Stahl.

Leise Musik erscholl, als ein Trommler sein Instrument erprobte. Flöten wurden geblasen.

Auf Gor herrschte Verrat und zwar Verrat eines schrecklichen und unübersehbaren Ausmaßes. Ich war davon überzeugt daß ich aus Geheimpapieren, die mir vor langer Zeit in Brundisium in die Hände gefallen waren, zumindest eine Person kannte, die in diesen Verrat verwickelt war, die möglicherweise zum engsten Kreis der Verräter gehörte, wenn sie nicht sogar die Urheberin des verschlagenen und heimtückischen Plans war. Und ich hatte sie, als ich sie in Port Kar in meiner Gewalt hatte, wie ein Narr freigelassen – selbst als sie mich verspottete und verhöhnte, da sie mich für einen Krüppel hielt – und dafür gesorgt, daß sie sicher und unbeschadet nach Ar zurückkam! Ich erinnerte mich noch gut an sie. Wie unverschämt sie doch gewesen war! Wie hochmütig! Ich fragte mich, wie ihr Schicksal aussehen sollte.

Wir näherten uns dem Hafen.

Marcus' Gesicht war wie versteinert.

»Mein Platz ist jetzt auf dem Heckkastell«, sagte Calliodorus. Er zog sich mit einer Verbeugung zurück. Man brachte für Aemilianus einen kurulischen Stuhl. Er setzte sich, und einige seiner Offiziere versammelten sich um ihn.

Ein paar girlandengeschmückte kleine Schiffe kamen heran, um die Flottille zu begrüßen. Sie schwärmten aus. In ihnen klammerten sich Männer und Sklavemädchen an den Masten fest oder knieten an Deck und winkten begeistert. Sie würden uns in den Hafen eskortieren.

»Männer«, sagte Aemilianus von seinem kurulischen Stuhl aus. »Da wir uns Port Cos nähern, ist es nötig, daß ich ein paar klare Worte spreche. Euch wird nicht alles gefallen, was ihr hören werdet. Doch vieles habt ihr euch bestimmt schon gedacht.«

»Sprich, Kommandant«, sagte Caledonius.



Aemilianus räusperte sich. »Was ich euch jetzt sage, ist in Port Cos bereits allgemein bekannt.«

»Hat das etwas mit dem Kurierschiff heute morgen zu tun?« fragte Marsias.

»Ja, Es war der Wunsch der Kuriere von Port Cos, daß wir die Neuigkeiten vor unserem Landgang erfahren. Aber es war wenig dabei, das mich überrascht hätte oder das unser Freund Calliodorus mir nicht schon zuvor in einem vertraulichen Gespräch gesagt hätte.«

Ich erinnerte mich, daß Calliodorus schon am ersten Morgen nach der Flucht aus Ar-Station mit sich gerungen hatte, Aemilianus auf gewisse schwerwiegende Dinge anzusprechen und ihn zu warnen. Er hatte damals gezögert, vermutlich, weil er es für klüger hielt, damit zu warten, bis sein Freund wieder zu Kräften gekommen war.

»Heil Port Cos!« rief ein Seemann in einem kleinen Boot, das an Steuerbord an uns vorbeifuhr. Hinter ihm stand eine halbnackte Sklavin mit schönen langen Beinen. »Heil Port Cos!« rief sie fröhlich und winkte. »Heil Port Cos!« Sie war hübsch anzusehen. Der Kragen stand ihr gut.

Einer der Matrosen an Deck winkte zurück. »Heil Port Cos!« rief er.

»Wir sind nach Port Cos gefahren«, sagte Aemilianus. »Das wird allem äußeren Anschein nach die Geschichte bestätigen, die in Ar erzählt wird und die, so wie ich es verstanden habe, die offizielle Version der Geschehnisse vor Ar-Station ist.«

»Sprich, Kommandant!« drängte Marcus, der junge Krieger.

»Ihr werdet es sicher interessant finden, wenn ihr hört, daß sich Ar-Station schon vor mehr als zwei Monaten Cos ergeben hat«, sagte er trocken. »Und zwar bevor das Entsatzheer eintreffen konnte. Fehlendes Belagerungsgerät war der Grund, warum es nicht sofort

nach Ar-Station weitmarschierte, sondern sich ins Winterquartier begab.«

»Ar-Station hat sich nicht ergeben!« sagte Caledonius.

»Ich verstehe nicht«, sagte ein Offizier. »Die Stadt ist doch erst vor sieben Tagen gefallen.«

»Es müssen doch Tausende sein, die die Falschheit dieser Behauptungen kennen!« rief ein anderer.

»Nicht offiziell, nicht in Ar«, sagte Aemilianus. »Die meisten Bürger wissen, von Gerüchten abgesehen, nur das, was sie wissen dürfen. Ich vermute, es wäre sogar sehr unklug, gewisse Wahrheiten in Ar laut zu sagen.«

»Ich verstehe es einfach nicht«, sagte der Offizier.

»Angeblich stehen die Dinge folgendermaßen«, sagte Aemilianus. »Vor zwei Monaten haben ich, meine hohen Offiziere, die Kasteneroberen und die Ratsherren von Ar-Station die Stadt einer Delegation der Cosianer übergeben, und zwar verräterischerweise und völlig kampfflos. Als Gegenleistung für diesen Treubruch erhielten wir viel Gold und sicheres Geleit nach Port Cos, hinter deren Mauern man uns Unterkunft und Schutz gewährt.«

»Unsere Ankunft hier wird es so aussehen lassen, als sei dies die Wahrheit!« rief Caledonius.

»Das befürchte ich auch«, meinte der Offizier.

»Würdest du lieber in die Asche von Ar-Station zurückkehren?« fragte Aemilianus erbittert.

»Sicherlich werden die Bürger von Port Cos solche Lügen nicht glauben«, meinte Caledonius.

»Natürlich nicht«, erwiderte Aemilianus. »Hier kennt man die Wahrheit. Doch das gilt nicht für Ar und den ganzen Süden.«

»Woher hast du das erfahren?« wollte Marsias wissen.

»Um genau zu sein, aus den Botschaften«, sagte Aemilianus. »Wie es scheint, hat Cos viele Spione. Außerdem scheint es über schnelle, verborgene Nach-

richtenwege zu verfügen. Ich bezweifle nicht, daß seine Taten auf dem Kontinent von langer Hand vorbereitet waren. Natürlich haben die Cosianer einen engen Kontakt zu Port Cos, dessen Unterstützung am Fluß ihnen sehr wichtig ist. Ich würde zwar nicht behaupten, daß zwischen ihnen völlige Offenheit besteht, aber es scheint kein Problem, solche Dinge in Erfahrung zu bringen.«

»Kapitän Calliodorus nimmt diese Berichte ernst?« fragte Surilius.

»Ja. Da Ar-Station von Ar im Stich gelassen wurde, hatte er, wie ich auch, damit gerechnet, daß man die Geschehnisse so deuten würde.«

»Anscheinend sind die Spione aus Cos sehr tüchtig«, meinte Marsias.

»Wie Calliodorus mir berichtete, wird behauptet, daß ein morgendliches Flüstern in Ar am Abend in Telnus gehört wird.«

Wir hatten den Hafen fast erreicht. Uns umgab eine ganze Wolkenbank weißer Segel, von so vielen Schiffen wurden wir umringt.

»Da ist noch mehr«, fuhr Aemilianus bitter fort. »Die Bürger von Ar-Station und diejenigen, die sie zum Verrat angestiftet haben, sind öffentlich in Ungnade gefallen, was wenig überraschend ist, bedenkt man die verfälschte und verzerrte Darstellung unserer Handlungen.«

Wütende Aufschreie ertönten. Hände schlossen sich um Schwertgriffe.

»War das der Inhalt der Botschaften, Kommandant?« fragte ein Offizier.

»Das müßte dir reichen. Den Rest willst du sicher nicht wissen«, sagte Aemilianus grimmig.

»Kommandant!« protestierte der Mann.

»Der Heimstein ist in Ar eingetroffen.«

»Das ist gut«, jubelte Caledonius.

»Es wäre besser, es wäre nie geschehen«, sagte Aemilianus.

»Aber Kommandant!«

»Er wird auf der Straße des Zentralzylinders in dessen Nähe unter Bewachung gehalten«, sagte er. »Dort ist er aufgebaut, damit die Bürger von Ar und alle, die es sonst wollen, daran vorbeigehen und darauf spucken können.«

»Vergeltung!« schrie Marcus.

»Und wir alle wurden zu Renegaten erklärt!«

»Vergeltung!« schluchzte Marcus, der junge Krieger. Er hatte das Schwert gezogen.

»Vergeltung!« rief Marsias.

»Vergeltung!« riefen andere. Wutschreie erschollen, Schwerter wurden gezogen.

»Meine lieben Freunde, steckt die Schwerter weg«, sagte Aemilianus. »Laßt uns jetzt an diesem Feiertag, der zum Tag des Topas erklärt werden soll, alle Gedanken an Wut und Blut beiseite legen. Beeilt euch lieber, eure Gewänder vom Staub zu befreien, und zaubert ein Lächeln auf eure Gesichter. Ich bitte euch, zeigt heute nur freudige Mienen. Laßt uns diesen Tag Port Cos zur Ehre reichen, unseren Brüdern am Fluß, laßt uns mit ihnen unsere Rettung feiern. Sie haben unsere Dankbarkeit verdient. Ihr werdet sicher begreifen, daß die Treue, mit der Port Cos den Schwur des Topas erfüllt hat, die Stadt in der Zukunft noch teuer zu stehen kommen wird.«

»Die Bürger von Port Cos haben sich als bessere Freunde erwiesen als die Menschen Ars«, sagte Marsias.

»Vielleicht ist der Fluß unsere Heimat«, murmelte Caledonius.

»Vielleicht«, schlossen sich Männer seiner Meinung an.

Von den Landungsstegen von Port Cos kam Musik. Als der Bug herumschwenkte, um in die Einfahrt zu fahren, sahen wir, daß sich Menschenmengen in Festtagsgewändern drängelten. Es schien, als seien dort alle Kastenfarben Gors vertreten.

»Meine verehrten Freunde«, sagte Aemilianus. »Bereitet euch darauf vor, von unseren Freunden aus Port Cos empfangen zu werden.«

Schwerter wurden in die Scheiden geschoben.

Die meisten der Männer zogen sich vom Vorderdeck zurück. Surilius, der junge Krieger Marcus und ein paar andere blieben. Ich ebenfalls.

Ich wandte mich an Aemilianus. »Bestimmt wird Ar wegen des Verlustes von Ar-Station, seinem Stolz am Vosk, nach Vergeltung verlangen.«

»So scheint im nördlichen Heerlager die Stimmung zu sein«, erwiderte er.

»Das weißt du auch aus den Botschaften?« fragte ich.

»Ja.«

»Das Heer von Ar sollte noch vor dem Frühling so schnell wie möglich nach Süden marschieren, um dort das cosische Expeditionsheer anzugreifen. Ohne Dietrich von Tarnburgs Sieg in Torcodino stünde es schon lange vor Ars Toren.«

»Aber das wird es nicht tun, oder?« fragte Aemilianus.

»Das muß es tun«, sagte ich.

»Allem Anschein nach wollen sie das cosische Belagerungsheer im Norden vernichten«, sagte Aemilianus.

»Das dürfte ihnen nicht schwerfallen«, sagte Marcus bitter. »Obwohl uns die Cosianer zehn zu eins überlegen waren, hätten sie gegen ein Heer, das, so wie ich es verstanden habe, Ars gesamte Streitmacht darstellt, keine Chance.«

»Trotzdem hätten sie es bestimmt nicht so leicht, wie sie glauben«, meinte Aemilianus. »Sie gehen davon aus, daß das Heer vor Ar-Station im Winterlager liegt. Sie wissen nicht, daß es kampferprobt und seit Monaten im Feld ist.«

»Aber wenn du der cosische Befehlshaber im Norden wärst«, sagte ich, »dann würdest du es doch nach Möglichkeit vermeiden, das Heer von Ar anzugreifen.«

»Das ist wahr«, sagte Aemilianus.

»Er wird aber keine Wahl haben«, sagte Marcus. »Ars Heer steht zwischen Ar-Station und Brundisium. Außerdem verhindert es den Rückzug nach Torcodino.«

Aemilianus nickte nachdenklich. »So sieht es zumindest aus.«

»Es dürfte den Cosianern kaum gelingen, den Fluß nach Norden zu überqueren«, fuhr Marcus fort. »Und selbst wenn es ihnen gelingt, könnte man ihnen folgen. Davon abgesehen ist es unwahrscheinlich, daß sich die Cosianer auf das Gebiet der Salerianischen Konföderation zurückziehen, denn diese will keinen Krieg mit Ar riskieren. Und sollten sie versuchen, mit Gewalt dort einzudringen, ständen sie zwischen den Salerianern und Ar. Das Schicksal der Cosianer im Norden steht jetzt schon fest.«

»Mein eifriger junger Freund«, sagte Aemilianus. »Im Krieg steht nur selten etwas von vornherein fest.«

»Mit allem nötigen Respekt, Kommandant, Ars Standort im Norden ist bestens geeignet, um das Belagerungsheer zu vernichten.«

»Aber sie müßten zuerst angreifen.«

»Es ist ein Heer«, sagte Marcus, »keine zehn Mann, die in der Nacht marschieren.«

»Cos beherrscht den Himmel.«

»Und wenn schon«, protestierte Marcus.

»Es würde mich nicht überraschen, wenn das Heer an den Soldaten von Ar vorbeischlüpft«, sagte Aemilianus leise.

»Zwischen dem Winterlager und dem Südufer des Vosk«, meinte ich.

»Genau«, sagte Aemilianus grimmig.

»Das ist lächerlich«, sagte Marcus. »Sie säßen am Fluß fest. Es wäre ein Massaker.«

»Aber nur, wenn man sie stellt«, wandte Aemilianus ein.

Marcus schüttelte den Kopf. »Kein verantwortungsvoller Befehlshaber würde eine solche Route wählen.«

»Es sei denn, er wüßte etwas, das du nicht weißt.«

»Die Vorstellung ist absurd.«

»So absurd wie die Vorstellung, daß Ar im Winterlager Latrinen gräbt, während die Mauern von Ar-Station fallen?«

»Aber Ar könnte über die Bewegungen des Heeres unterrichtet werden, um sich rechtzeitig zwischen die feindlichen Truppen und ihre Basis in Brundisium zu setzen«, sagte Marcus nachdenklich. »Warum also sollten die Cosianer nach Westen marschieren?«

»Was liegt im Westen des Vosk?« fragte Aemilianus.

»Ven, am Südufer«, sagte Marcus. Turmus, die letzte große Stadt im Westen des Vosk, befand sich am Nordufer.

»Und was liegt jenseits von Ven?«

»Das Delta.«

»Genau«, sagte Aemilianus.

»Ich glaube nicht, daß ich das alles verstehe«, sagte Marcus langsam.

»Ich denke, es geht mir genauso«, sagte Aemilianus. »Aber ich habe schreckliche Angst.«

»Im Herbst habe ich in Torcodino mit Dietrich von Tarnburg gesprochen«, sagte ich. »Er hatte ähnliche Befürchtungen.«

»Ich begreife das alles nicht«, sagte Marcus.

»Du bist noch unerfahren in Kriegsdingen«, sagte Aemilianus. »Der Krieg ist mehr als wehende Helmbüschel und Sonne, die sich auf versilberten Schilden spiegelt.«

»Wenn Ar in Gefahr ist, muß es gewarnt werden!«

»Von Renegaten?«

Marcus starrte ihn nichtbegreifend an.

»Ich, du, wir alle sind zu Renegaten erklärt worden«, sagte der Kommandant.

»Sollte Ar nicht gewarnt werden?«

»Und was schulden wir Ar jetzt noch, das uns im Stich gelassen hat, die wir in Ungnade gefallen sind, dessen Heimstein man anspuckt, die man zu Renegaten erklärt hat?«

»Wir schulden Ar nichts«, sagte Marcus bitter. »Aber ich würde es trotzdem gern warnen.«

»Das würde ich auch«, sagte Aemilianus und lächelte. »Das würde ich auch. Aber wovor genau sollte man Ar warnen?«

»Und an wen würdest du dich wenden?« fragte ich.

»Wir wissen nicht genau, was geschehen wird«, sagte Aemilianus. »Im Augenblick haben wir kaum mehr als einen Verdacht.«

»Ar wird die Cosianer im Norden vernichten, und dann die im Süden«, sagte Marcus.

Der Kommandant nickte. »Davon ist auszugehen.«

»Dann bleibt uns nichts, was wir tun könnten«, sagte der junge Krieger bedächtig.

»Im Augenblick nicht.«

Mittlerweile befanden wir uns innerhalb des Hafens von Port Cos. Die mit Menschen vollgestopften Piere waren noch dreihundert Meter entfernt. Musik erscholl. Wimpel wurden geschwenkt. Der *Pharos* auf seiner Mole lag nun hinter uns, auf der Backbordseite, etwa einen Pasang entfernt. Die Flottille mit ihrer Beflagung bot einen großartigen Anblick.

»Belaste dich jetzt nicht mit solchen Problemen«, sagte Aemilianus zu dem jungen Krieger. »Freu dich. Wir sind sicher in Port Cos eingetroffen.«

An Bord der *Tais* ertönten Trommeln und Flöten. Die Galeere legte unter dem Jubel der Bürger an. Aemilianus begab sich gestützt von dem treuen Surilius auf das Hauptdeck, wobei er gelegentlich stehenblieb und der Menge zuwinkte. Calliodorus hatte das Heckkastell verlassen und wartete auf seinen Freund. Aemilianus, der Kommandant von Ar-Station, sollte wohl der erste sein, der von Bord ging. Ein paar der Männer, darunter



auch Marcus und ich, blieben auf dem Vorderdeck stehen. Ein paar Augenblicke später schritt Aemilianus ohne Hilfe über die Planke, begleitet von Trommeln und Flöten und dem Jubel; er war offensichtlich noch sehr schwach. Hinter ihm kamen Calliodorus und Surius. Am Fuß der Planke wurden sie bereits von einigen Bürgern erwartet, die als Zeichen ihrer offiziellen Ämter Medaillons auf der Brust trugen.

Nach den Ehrenmännern gingen die Flüchtlinge von Ar-Station von Bord; wenige drückten die winzigen Bündel mit geretteten Habseligkeiten fest an sich. Einige ihrer anderen Besitztümer folgten ihnen eingeschüchtert auf den nackten Füßen. Viele Einheimische verfolgten die Prozession aus Offiziellen und Offizieren, Flüchtlingen und Sklaven von dem Pier aus. Ruder wurden eingeholt. Dann luden sich die Matrosen und Ruderer Waffen und Seesäcke auf die Schultern, um sich auf ihren verdienten Landgang zu begeben. Überall kam es zu oftmals demonstrativen Zusammenkünften, wenn sich Familienangehörige, Liebende oder Herren und Sklavinnen in die Arme fielen.

Marcus hatte keinen Blick für die Stadt übrig, die sich hinter dem Hafen erhob. Er schien seine Aufmerksamkeit auf den Hafeneingang gerichtet zu haben.

»Du scheinst es nicht eilig zu haben, Port Cos zu sehen«, wandte ich mich an ihn.

Er starrte stur geradeaus. »Was glaubst du, wo befindet sich das Heer von Ar?«

»Südlich des Flusses, irgendwo im Osten.«

»Das Belagerungsheer wird es niemals schaffen, zwischen ihm und dem Fluß hindurchzuschlüpfen.«

»Schon möglich.«

»Es wäre unmöglich.«

»Vielleicht.« Ich betrachtete den *Pharos*. Wie man sagte, konnte man in der Nacht sein Licht pasangweit sehen, im Osten wie im Westen.

»Woran denkst du?«

Marcus schüttelte den Kopf. »An Vergeltung«, sagte er bitter. »Und an Treue.«

»Eine seltsame Mischung«, bemerkte ich. Dann drehte ich mich um, um zuzusehen, wie man Publia und Claudia von Bord brachte, nackt, aneinandergekettet, die Hände auf den Rücken gefesselt. Für sie begann nun ein neues Leben.

»Ich bin so wütend«, sagte Marcus mehr zu sich selbst als zu mir.

»Warum?«

»Es gibt viele Dinge, die ich nicht verstehe.«

»Es gibt viele Dinge, die keiner von uns versteht.«

»Ich bin verbittert.«

»Weil der Krieg mehr ist als wehende Helmbüschel und Sonne, die sich auf versilberten Schilden spiegelt?« wiederholte ich Aemilianus' Worte.

»Vielleicht«, sagte Marcus.

Ich blickte zum Pier hinüber. Drei Sklavinnen standen dort, zwei davon barbusig.

»Verscheuche die düsteren Gedanken«, sagte ich. »Du bist sicher in Port Cos eingetroffen. Freu dich. Sieh dir die Stadt an. Begleite mich, wenn du Lust hast, iß mit mir. Laß uns sehen, was Port Cos an Sklavinnen zu bieten hat. Die Stadt hat in dieser Beziehung einen guten Ruf.«

»Ich danke dir«, erwiderte er. »Aber bitte geh ohne mich.«

»Du bist ein Held und ein Krieger«, sagte ich. »Du hättest doch sicher nichts dagegen, eine sinnliche, schöne Frau in den Arm zu nehmen.«

»Alles, woran ich im Augenblick denken kann, ist Verrat, Blut und Haß, ich bin zornig und verwirrt«, sagte Marcus. »Mir steht nicht der Sinn nach den mit Glöckchen geschmückten, parfümierten Leibern von Sklavinnen.«

»Es ist schwer vorstellbar, daß du sie nicht gern tanzen sehen würdest.«

»Ich denke im Augenblick an weniger angenehme Dinge.«

»Einige dieser hübschen, kurvigen Mädchen mit ihren Kragen würden dich vor Vergnügen aufschreien lassen.«

Er schwieg und starrte nach Osten.

»Es ist schwer, Ideale zu verlieren«, sagte ich. »Aber manchmal kann man sie durch Taten zurückgewinnen, wenn auch in neuer Form.« Ich erinnerte mich an das Voskdelta, an Torvaldsland.

Marcus schwieg.

»Ich wünsche dir alles Gute«, sagte ich.

»Ich wünsche dir alles Gute«, erwiderte er.

Ich ging zurück zu der Stelle auf dem Hauptdeck, wo ich meinen Seesack verstaute hatte; ich hatte den Matrosen ein Rasiermesser und ähnliche Kleinigkeiten abgekauft. Das Schwert ruhte auf der anderen Schulter. Ich winkte dem Decksoffizier zu und verließ die *Tais*.

Ich hatte den Pier noch nicht betreten, als die drei Mädchen ankamen und vor mir niederknieten.

»Komm ins *Dina*!« sagte die erste Sklavin. »Alle unsere Mädchen sind Dinas!« Sie schob die Tunika hoch und entblößte das Brandzeichen auf dem linken Oberschenkel. Die Dina ist eine kleine, rosenähnliche Blume, die man im Volksmund auch »Sklavenblume« nennt. Das Dinabrandzeichen ist auf Gor weit verbreitet.

»Komm ins *Veminium*!« sagte die zweite Sklavin. Die Veminium ist eine zarte, fünfblättrige blaue Blume, die man sowohl in der nördlichen wie auch der südlichen Hemisphäre findet. »Wir sind viel preiswerter!« Eine Taverne nach einer Veminium zu benennen, sollte die Gäste wohl an erschwingliche Schönheit denken lassen, da die Blume so weit verbreitet ist. Das zweite und das dritte Mädchen waren diejenigen mit den nackten Oberkörpern,

»Die Taverne meines Herren ist das *Larma*!« sagte die dritte Sklavin.

Ich lächelte. Die Larma ist köstlich. Sie hat zwar eine ziemlich harte Schale, die sich jedoch leicht zerbrechen läßt. Die fleischige Frucht im Inneren ist köstlich und sehr saftig. Wenn gelegentlich eine Frau als ›Larma‹ bezeichnet wird, will man damit andeuten, daß sich hinter ihrer kalten und abweisenden Art ein ganz anderes, süßes und verletzliches Wesen verbirgt.

»Sind alle Paga-Tavernen von Port Cos nach Blumen oder Früchten benannt?« fragte ich.

»Nein!« lachte die erste Sklavin.

»Aber bestimmt gibt es da eine Verbindung, sei es durch den Besitzer oder die Tradition?«

»In vielen Städten gibt es Tavernen, die *Dina* heißen, Herr.«

»Das ist wahr«, mußte ich ihr zugestehen.

»Veminium ist ein hübscher Name«, sagte die zweite Sklavin.

»Stimmt«, sagte ich. »Übrigens, was soll der Name bedeuten? Soll das heißen, daß alle Mädchen dort wie die Veminium billig und hübsch sind?«

Das Mädchen aus dem *Veminium* keuchte auf, mußte lachen und legte die Hand vor den Mund. »Ich weiß es nicht«, sagte sie. »Der Gedanke ist mir noch nie gekommen! Vielleicht, Herr!«

»Und sind die Mädchen billig und hübsch?« wollte ich wissen.

»Ich denke schon, daß wir hübsch sind«, sagte sie. »Aber ich weiß nicht, ob wir auch billig sind.«

Ich lächelte. Ich hatte mich schon gefragt, ob man den Namen nicht gewählt hatte, um Gäste anzulocken, statt eine sachliche Bewertung der angebotenen Dienste zu verkünden.

»In Port Cos gibt es viele Paga-Tavernen, Herr«, sagte die erste Sklavin. »Nicht alle sind nach Blumen oder Früchten benannt. Es gibt den *Käfig*, die *Juwelen von Tel-nus*, *Artemidorus' Fracht*, die *Scharlachrote Peitsche*, die *Taverne zum Kragen der zwei Ketten* und viele andere mehr.«

»Das höre ich gern«, meinte ich. »Ich nehme an, ihr seid Freundinnen?«

»Ja, Herr. Das *Veminium* und das *Larma* gehören Brüdern.«

»Sie stehen sich sehr nahe«, sagte das zweite Mädchen.

Das hörte sich gut an. Die Mädchen waren miteinander befreundet, was vermuten ließ, daß sie in ähnlichen Etablissements arbeiteten. Mädchen aus erstklassigen Tavernen und aus Spelunken hatten nur selten Umgang miteinander. Und zwei der Tavernen gehörten Brüdern und befanden sich ganz in der Nahe voneinander. Also gab es Verbindungen zwischen den Häusern.

»Und was ist mit den Mädchen im *Larma*?« fragte ich. »Sind sie teuer?«

Die dritte Sklavin schüttelte den Kopf. »Wir sind auch erschwinglich.«

»Waren die Mädchen dort früher alle mal Larmas?«

»Einige wohl schon!« lachte sie.

»Warst du eine Larma?«

»Nein, Herr«, sagte sie. »Ich bin seit der Pubertät eine Sklavin und habe nie so getan, als wäre ich etwas anderes. Vielleicht weil ich befürchtete, jemand könnte mich durchschauen und schlagen.«

»Aus welcher Kaste stammst du?«

»Aus der Bauernkaste«, sagte sie. »Wir hatten zu viele Töchter und zu wenig Söhne. Zwei meiner älteren Schwestern wurden in die Sklaverei verkauft, bevor ich fünfzehn war. Eines Herbstes brachten die Felder meines Vaters wieder keinen Ertrag. Wir waren am Verhungern. Ich flehte ihn an, mich zu verkaufen. Also fesselte er mich und verkaufte mich.«

»Bist du glücklich als Sklavin?«

»Ja, Herr. Es ist das, was ich bin und was ich sein will. Ich hoffe nur, daß ich eines Tages einen Herren für mich allein habe, den ich lieben kann,«

Sie war ein hübsches junges Ding mit dunklem Haar

und sehr heller Haut und war für ein Mädchen, das aus der Bauernkaste kam, erstaunlich zierlich. Sie erinnerte mich an Phoebe aus Telnus, die ich ausgelöst hatte.

Ich stellte den Seesack ab und ging vor ihr in die Hocke. »Sind die anderen Mädchen im *Larma* genauso hübsch wie du?«

»Ich denke schon, Herr.«

»Und du machst Werbung für die Taverne deines Herren?«

»Natürlich, Herr.«

»He, Krieger«, rief ich und erhob mich, als ich Marcus die Planke herunterkommen sah. Er sah in unsere Richtung, und ich winkte ihn heran. Die Mädchen knieten sich kerzengerade hin, als er kam.

»Wie findest du sie?« fragte ich Marcus.

»Sie sind hübsch«, sagte er.

Sein Interesse machte mir Mut. Er brauchte dringend Gesellschaft.

»Wer seid ihr?« fragte ich die drei.

»Ich bin Roxanne aus dem *Dina*, Sklavin des Simonides, Tavernenbesitzer aus Port Cos.«

»Ich bin Korinne aus dem *Veminium*, Sklavin des Agathocles, Tavernenbesitzer aus Port Cos.«

»Ich bin Yakube aus dem *Larma*, Sklavin des Panicrates, Tavernenbesitzer aus Port Cos.«

»Das ist doch ein Name aus der Tahari«, sagte Marcus und sah sie sich genauer an. Die junge Sklavin aus dem *Larma* war von den drei Frauen diejenige, an der er am meisten Gefallen fand. Sie gehörte dem Frauentyp an, den er außerordentlich anziehend fand, zu dem er sich stark, vielleicht sogar unwiderstehlich hingezogen fühlte. Sein Interesse freute mich, denn ich hatte gehofft, daß eines der Mädchen ihn von seinen düsteren Gedanken ablenken konnte. Aber etwas in seinem Tonfall war bedrohlich gewesen,

»Ja, Herr«, sagte Yakube zögernd. Offensichtlich war ihr die unterschwellige Drohung nicht entgangen. Skla-

venmädchen sind für derartige Dinge außerordentlich empfänglich. Ich konnte sehen, daß sie Angst hatte.

»Aber du kommst nicht aus der Tahari?«

»Nein, Herr.« Ihre Hautfarbe gab keinen Anlaß zu der Vermutung, sie könnte aus der Tahari kommen.

»Warum trägst du dann diesen Namen?«

»Man hat ihn mir gegeben, Herr.«

Das war nicht ungewöhnlich. So hatte ich im Herbst der ehemaligen Lady Charlotte aus Samnium den Namen »Feiqua« verliehen, nachdem sie meine Sklavin geworden war. Der Name hatte Wunder gewirkt, was ihr neues Selbstverständnis und ihre Sexualität anging. Viele Herren ändern den Namen einer Sklavin, damit sie bei ihm ein neues Leben beginnt.

»Damit soll kein anderer Name verborgen werden?«

»Nein, Herr.«

Marcus starrte sie an.

Ich begriff seine Wut und sein Mißtrauen nicht.

»Ich habe viele Namen gehabt, Herr«, sagte sie. »Ich bin eine Sklavin. Männer geben mir den Namen, den sie für richtig halten.«

»Bist du schon immer Sklavin gewesen?«

»Nicht im eigentlichen Sinn«, erwiderte Yakube.

»Erkläre das!«

»Obwohl ich mit ganzem Herzen eine Sklavin bin, gab es doch eine Zeit, in der ich keine Sklavin war. In den Augen des Gesetzes war ich einst eine freie Frau.«

»Und wie hast du geheißen, als du noch frei warst?«

Yakube zuckte unter Marcus' Blick zusammen, der wie geschärfter Stahl war. Ich bezweifelte keinen Augenblick lang, daß ihre Handflächen schweißfeucht waren. Sie schob die Knie ein Stück weiter auseinander, vermutlich um den Wunsch zu verdeutlichen, ihm zu gefallen. Wie hübsch ihr Hals durch den engsitzenden Stahlkragen doch aussah.

»Prokne.«

Marcus' Augen funkelten.

Sie zitterte. Sie hatte natürlich an seinen Insignien erkannt, daß er aus Ar-Station kam.

Seine Hand näherte sich dem Gürtel, und sie zuckte zurück. Ich hatte den Verdacht, daß Marcus daran dachte, ihn abzunehmen und sie damit zu schlagen.

»Kommst du aus Cos?« fragte er.

»Nein, Herr!« erwiderte sie. »Die Felder meines Vaters waren nördlich von Weißwasser!«

Weißwasser hat seinen Namen von den nahegelegenen Stromschnellen und ist eine Stadt am Nordufer des Vosk. Sie ist Mitglied der Voskliga und die erste richtige Stadt westlich von Lara, das am Zusammenfluß vom Vosk und dem Olni liegt. Lara ist die westlichste Stadt der Salerianischen Konföderation. Zwischen Ar-Station und Weißwasser gibt es drei wichtige Städte: Waldhafen, Iskander und Tancreds Furt, alles ebenfalls Mitglieder der Voskliga.

Die meisten der bedeutsamen Städte am Vosk liegen am Nordufer, eine Folge der einstigen Politik Ars, im Norden einen großen Landstrich in eine Ödnis zu verwandeln, die den Vormarsch eines möglichen Invasoren erschweren sollte. Damals wie heute ist die Viktel Aria die Hauptroute nach Süden, die Ar durch Lager und Militärposten kontrolliert. So kann Ar mühelos nach Norden vorrücken, während andere Heere nur mit Mühe nach Süden marschieren könnten, es sei denn, sie machten Ar die Viktel Aria streitig. Diese Ödnis ist jedoch seit Jahren nicht mehr unterhalten worden. Ihre militärische Bedeutung schwand mit der Einführung des Tarntransportes im großen Stil, mit dem auch Truppen versetzt werden. Dazu kam, daß Ars Bevölkerung wuchs und sich immer weiter nach Norden ausbreitete. Ars Interesse am Voskbecken ist allgemein bekannt. In den letzten Jahren war seine Politik auf Eroberungen bedacht, besonders unter der Führung von Marlenus. Dementsprechend wurde deutlich, daß die Strategen von Ar den Ödnis-



streifen weniger als Schutz sondern als Hindernis ansehen.

Marcus sagte: »Solche Namen sind östlich vom Fluß kaum gebräuchlich.«

»Ja, Herr.«

»Du bist weit von Weißwasser entfernt.«

»Ja, Herr.«

Seine Hände umklammerten den Gürtel nahe der Schnalle. Das entging der Sklavin nicht.

»Du kommst aus der Gegend von Weißwasser?«

»Ja, Herr.«

»Mit einem Namen wie Prokne?«

»Ja, Herr.«

»Ich frage mich, ob du lügst.«

»Nein, Herr, ich lüge nicht! Die Sklavin Yakube lügt einen freien Mann nicht an! Das würde sie nicht wagen!«

»Vielleicht kommst da ja tatsächlich von weither.«

»Ja, Herr.«

Er sah auf sie herunter.

»Männer tun mit mir, was sie wollen und wo sie es wollen.«

Im allgemeinen sehen Sklavinnen, die eine Handelsware sind, weit mehr von der Welt als eine durchschnittliche freie Frau. Die meisten Freien entfernen sich nur selten mehr als ein paar Pasang von ihrem Dorf oder den Mauern ihrer Stadt. Eine wichtige Ausnahme ist die Pilgerfahrt zum Sardar. Von jedem Goreaner, egal ob Mann oder Frau, wird erwartet, daß er sie zumindest einmal im Leben unternimmt. Je nachdem aus welcher Gegend Gors man kommt, ist die Reise nicht ungefährlich. Es kommt vor, daß junge Frauen, die im Weiß der Pilger aufbrechen, als Sklavinnen in Ketten auf dem Jahrmarkt eintreffen, wo sie dann verkauft werden.

»Aber vielleicht kommst du ja aus dem Westen, und nicht aus dem Osten«, sagte Marcus.

»Herr?«

»Vielleicht kommst du aus Cos?« Seine Augen waren jetzt ganz schmal, die Hände am Gürtel verkrampften sich.

»Nein, Herr!« flüsterte sie.

»Das ist auch besser für dich.«

»Ja, Herr!« flüsterte sie.

Marcus hatte ganz leise gesprochen, doch die Drohung in seiner Stimme war schrecklich gewesen. Er ließ den Gürtel los. Yakube erschauerte. Einen Augenblick lang fürchtete ich, sie würde in Ohnmacht fallen. Auch die anderen Mädchen hatten Angst. Die Wut des jungen Kriegers war nicht zu übersehen.

»Ich werde mir eine Schlafgelegenheit suchen«, sagte er zu mir. »Ich wünsche dir alles Gute.«

»Ich wünsche dir alles Gute«, erwiderte ich. Ich verzichtete darauf, ihm noch einmal vorzuschlagen, mit mir zu essen.

Wir sahen ihm nach.

»Dürfen wir gehen, Herr?« fragte Roxanne.

»Alle bis auf Yakube«, sagte ich.

Dankbar sprangen Roxanne und Korinne auf und eilten fort.

Yakube sah zu mir hoch.

»Ich werde dir nichts tun«, sagte ich.

Sie zitterte am ganzen Leib.

»Kennst du den Krieger von irgendwoher?«

Sie schüttelte heftig den Kopf.

Ich sah Marcus noch immer nach.

»Warum haßt er mich so?« fragte Yakube.

»Ich glaube nicht, daß er dich haßt«, sagte ich. »Ich glaube eher, daß du ihn beunruhigst. Ich bin mir sogar ziemlich sicher, daß du zu der Art von Frauen gehörst, die er außerordentlich aufregend und atemberaubend schön findet.«

Sie erschauerte.

»Er haßt Cos«, sagte ich.

»Ich bin froh, daß ich nicht aus Cos komme.«

»Du darfst gehen.«

Yakube sprang dankbar auf und eilte ihren Freundinnen hinterher. Sie hatten am Ende der Anlegestelle auf sie gewartet. Als sie sie erreicht hatte, liefen sie gemeinsam weiter. Sie achteten darauf, eine andere Straße als der junge Krieger zu nehmen.

Ein kalter Wind war aufgekommen. Er kam aus dem Osten.

Ich dachte an Dietrich von Tarnburg, der noch immer Torcodino hielt, ich dachte an Ar, an Cos, an das Belagerungsheer im Norden, an das Heer von Ar, an das Delta.

Ich hatte Angst.

Dann wandte ich meine Aufmerksamkeit wieder der Straße zu, in der der junge Krieger verschwunden war. Es war eine jener schmalen Straßen, die zwischen Gebäuden verliefen und vom Hafen fortführten. Sie lag nun verlassen da.





# GOR

In jahrelanger Arbeit hat der amerikanische College-Professor und Autor John Norman den großen Fantasy-Zyklus geschaffen, der die Abenteuer des Erdenmenschen Tarl Cabot auf dem phantastischen Planeten Gor, der Gegenerde, schildert.

Gor, die Zwillingswelt der Erde, umkreist die Sonne auf derselben Bahn, nur befindet sie sich stets auf der anderen Seite, verborgen hinter dem Tagesgestirn. Gor ist eine ungezähmte Welt, bewohnt von wilden Völkern und umkämpft von fremden Mächten.

---

Bevor er in Ungnade fiel, galt Tarl Cabot als Liebling der Priesterkönige. Nun schlägt er sich als Kurier mit geheimer Botschaft durch die Linien der verfeindeten Truppen von Cos und Ar. In der Hafenstadt Ar-Station gerät er in die Fänge des Kommandanten und wird der Spionage bezichtigt. Das Ende steht ihm drohend vor Augen - da stürmen die Gegner die belagerte Zitadelle.

Heyne Fantasy  
Deutsche Erstausgabe

Best.-Nr. 06/5658

ISBN N 3-453-11953-3

DM 14,90/ÖS 109,00

0 1 4 9 0



**EIN HEYNE-BUCH**